

Almanach 2013

KULTUR | GESCHICHTE | WIRTSCHAFT | POLITIK | NATUR | SPORT | FREIZEIT

Jahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises



Herausgeber:

Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis
www.schwarzwald-baar-kreis.de
landratsamt@schwarzwald-baar-kreis.de

Redaktion:

Sven Hinterseh, Landrat
Julia Weiss, Referentin für Öffentlichkeitsarbeit
Wilfried Dold, Redakteur
Hans-Werner Fischer, Dipl.-Bibliothekar
Dr. Joachim Sturm, Kreisarchivar

Für den Inhalt der Beiträge sind die jeweiligen Autoren verantwortlich. Nachdrucke und Vervielfältigungen jeder Art werden nur mit Einwilligung der Redaktion und unter Angabe der Fundstelle gestattet.

Gestaltung: Wilfried Dold, dold.verlag

Verlag: dold.verlag, Vöhrenbach
www.doldverlag.de

Druck:

Todt Druck + Medien GmbH + Co. KG
Villingen-Schwenningen

ISBN: 978-3-927677-65-4

Ehrenliste der Freunde und Förderer des Almanach 2013



Leopold Messmer, Furtwangen

Neun weitere Freunde und Förderer des Almanachs
wünschen nicht namentlich genannt zu werden.

40 Jahre Schwarzwald-Baar-Kreis

Dem Almanach 2013 zum Geleit

Liebe Leserinnen und Leser,

unser Landkreis – der Schwarzwald-Baar-Kreis – entstand im Jahr 1973 im Zuge der Kreisreform. Die ehemaligen Landkreise Villingen und Donaueschingen sowie Teilstücke der Landkreise Rottweil, Tuttlingen, Konstanz und Hochschwarzwald wurden zu einem der neuen 35 Landkreise in Baden-Württemberg verschmolzen. Der Schwarzwald-Baar-Kreis gehört mit einer Fläche von 1.025 km² und ca. 206.000 Einwohnern in 20 Städten und Gemeinden zu den mittelgroßen Landkreisen. Das 40-jährige Bestehen des Schwarzwald-Baar-Kreises nehmen wir in dieser Ausgabe des Almanachs zum Anlass, um einerseits zurück auf diese erfolgreichen 40 Jahre zu blicken, andererseits aber auch unsere zukünftigen Herausforderungen zu betrachten.

Eine Brücke zur Gegenwart

Mein Vorgänger im Amt des Landrats des Schwarzwald-Baar-Kreises, Dr. Rainer Gutknecht, war es, der für das Jahr 1977 erstmals unser Heimatjahrbuch, den Almanach des Schwarzwald-Baar-Kreises, vorlegen konnte. In seinem Vorwort für den ersten Almanach führt er aus: „Der Almanach möchte die reiche geschichtliche Vergangenheit unseres heimischen Lebensraumes wachhalten und eine Brücke zur Gegenwart schlagen. Der Schwarzwald-Baar-Kreis, aus zwei gegensätzlichen Landschaften zusammengesetzt, soll dadurch seinen Einwohnern, aber auch seinen Freunden und Besuchern, als lebendige, kommunalpolitische Einheit nahegebracht werden.“ Mit sehr viel persönlichem



Engagement hat Dr. Gutknecht Sorge dafür getragen, dass sich der Almanach gut entwickeln konnte und auch von Anfang an in der Bevölkerung eine gute Aufnahme fand.

Karl Heim, Nachfolger von Dr. Rainer Gutknecht, hat seit der Ausgabe des Almanachs 1997 Verantwortung getragen und diesen kontinuierlich – ebenso mit erheblichem zeitlichen Einsatz – weiterentwickelt. Die (Druck-)Technik schritt immer mehr hin zur Digitalisierung voran und es galt, auch die Vorbereitungsabläufe anzupassen. Der Almanach wuchs weiter und die Schwierigkeit war, diesen nicht zu sehr auszuweiten und ihn so auch lesbar zu halten.

Zweifelsohne wird das gedruckte Wort auch in Zeiten des „Smartphones“ und der „Tablet-PCs“ weiterhin eine große Rolle spielen und auch deswegen will ich diese gute Tradition unseres Heimatjahrbuchs gerne fortführen. Daneben werden wir uns aber mit der Frage beschäftigen müssen, wie wir den Almanach auch in die digitale Zeit übersetzen können, um somit auch neue Leserinnen und Leser zu gewinnen.

Heimat spielt eine sehr wichtige Rolle

Heimat spielt auch in unserer globalisierten und digitalen Welt eine sehr wichtige Rolle. Heimat ist mehr als eine Worthölse – Heimat bedeutet eine gewachsene und starke kulturelle Identität, die einen prägt. Im Schwarzwald-Baar-Kreis treffen auf sehr sympathische Art und Weise Badisches und Württembergisches aufeinander. Hier sind Bürgerinnen und Bürger zu Hause, die mit beiden Beinen fest auf dem Boden stehen, solide mittelständische Unternehmen, mancher Weltmarktführer. Hier wird getüfelt, gemacht und geschafft. Diese Bodenständigkeit und Schaffenskraft beeindruckt. Hier hat man – gerade auch in schwieriger Zeit – den Kopf noch nie hängen lassen. Und es gab in den vergangenen 40 Jahren wahrlich große Umbrüche. So wurde aus einem krisengeschüttelten Gebiet eine Hightech-Region erster Klasse, geprägt von Unternehmen der unterschiedlichsten Zukunftsbereiche. Hier entstand eine bundesweit bedeutsame Modellregion für erfolgreich bewältigten Strukturwandel.

Der Schwarzwald-Baar-Kreis steht aber – bei allem Selbstbewusstsein – im Wettbewerb mit anderen Kreisen und mit anderen Regionen. Und gerade auch vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung ist das eine ganz zentrale Herausforderung. Letztlich geht es um den Erhalt der Daseinsvorsorge im ländlichen Raum. Das ist die Herausforderung der Zukunft. Auch hier im Schwarzwald-Baar-Kreis werden die Bürgerinnen und Bürger glücklicherweise

immer älter. Allerdings sinkt zugleich auch die Geburtenrate. Wir wissen alle, dass dieser demografische Wandel sich auf dem Land noch stärker auswirkt als in den Ballungsräumen. Wir werden uns dieser Herausforderung stellen und eine Demografiestrategie entwickeln, um nicht mehr nur von Punkt zu Punkt und von Einzelfall zu Einzelfall zu springen, sondern alle verschiedenen Handlungsfelder analysieren. Diese Gesamtstrategie kann uns dabei helfen, den Schwarzwald-Baar-Kreis dauerhaft zu stärken, unsere Möglichkeiten besser auszuschöpfen und mit neuen Ideen auf die Herausforderungen zu antworten.

Ein „Dankeschön“ an alle Förderer und Freunde

Der Almanach gibt auch in diesem Jahr in bewährter Art und Weise einen guten Überblick über die Vielfalt bei uns im Schwarzwald-Baar-Kreis und das breite Spektrum von Aktivitäten in Wirtschaft, Politik, Kultur, Sport und Freizeit.

Ich bedanke mich von Herzen bei den Autoren und Fotografen, die – manche bereits seit vielen Jahren – dazu beitragen, dass auch diese Ausgabe des Almanachs wieder in gewohnt guter Qualität vorgelegt werden kann. Ebenso bedanke ich mich bei den vielen Förderern, Unternehmen und treuen Freunden unseres Heimatjahrbuchs.

Ich wünsche dem aktuellen Almanach 2013 viele interessierte Leserinnen und Leser und insgesamt eine gute Aufnahme.

Ihr



Sven Hinterseh
Landrat

Ministerialdirektor Herbert Zinell: „Vor allem auch ein Landrat der Bürger“

Landrat Karl Heim mit stehenden Ovationen aus dem Amt verabschiedet





„Zukunftsraum – Lebensraum“, lautet der zentrale Slogan des Schwarzwald-Baar-Kreises, der Heimat von über 206.000 Menschen in 20 Städten und Gemeinden. Und dass es neben Meilensteinen wie Zentralklinikum und Ringzug auch gelingen konnte, das Quellenland Schwarzwald-Baar-Kreis stärker im Bewusstsein seiner Bürger zu verankern, freut einen Mann ganz besonders: Landrat Karl Heim. Über 500 Gäste verabschiedeten ihn am 24. Mai 2012 nach 16-jähriger Amtszeit in der Neuen Tonhalle in VS-Villingen mit stehenden Ovationen in den Ruhestand. Das gestiegene Kreisbewusstsein kommt dabei mehrfach zum Ausdruck – vor allem die Gründe hierfür. Bräunlingens Bürgermeister Jürgen Guse unterstreicht als stellvertretender Vorsitzender des Kreistages: „Karl Heim hat mit seiner offenen, ausgleichenden und sehr menschlichen Art der Kreispolitik und unserem Landkreis ein freundliches Gesicht gegeben.“ Ministerialdirektor Herbert Zinell sagt: „Es glückte ihm die Symbiose, Landrat, aber vor allem auch Landrat der Bürger zu sein“. Und für die Oberbürgermeister und Bürgermeister im Schwarzwald-Baar-Kreis formuliert Jörg Frey: „Du warst ein wunderbarer Landrat!“



Ministerialdirektor Herbert Zinell (links) und im Namen des Kreistages Bräunlingens Bürgermeister Jürgen Guse (rechtes Bild, links) würdigen Karl Heim als einen bürgernahen, vorbildlichen Landrat, der in vielerlei Hinsicht Maßstäbe setzte. Karl Heim konnte für sein 16-jähriges Wirken die Goldene Verdienstmedaille des Schwarzwald-Baar-Kreises entgegennehmen (rechts).

„Die Menschen sollen stolz sein auf ihre Heimatgemeinde – aber auch auf den Schwarzwald-Baar-Kreis“, formuliert Karl Heim 1996 beim Amtsantritt als Landrat eines seiner Ziele. Er verliert es nicht aus den Augen. Karl Heim gibt den entscheidenden Impuls dazu, dass sich der Schwarzwald-Baar-Kreis zum heutigen Quellenland wandelt, schafft damit die Grundlage für mehr Identifikation mit einem Landkreis, der sich am 1. Januar 1973 aus den ehemaligen Kreisen Villingen und Donaueschingen bildet. Karl Heim: „Wir müssen die Quellen und Flüsse am Ursprungsort der Donau als Lebens- und Zukunftsquellen verstehen, als die Metapher für den Schwarzwald-Baar-Kreis schlechthin. Die Quellen, das Wasser – die Flüsse, sie sind unsere Lebensader.“ „Zukunftsraum – Lebensraum“ lautet folgerichtig der zentrale Slogan des Quellenlandes, formuliert unter seiner Regie.

Man achtet und mag sich – die Nähe zu den Menschen im Schwarzwald und auf der Baar sucht Karl Heim von der ersten Stunde seiner Amtszeit an. Das bedeutet für ihn: zuhören, Rat geben, sich einsetzen, gemeinsam Zukunft gestalten, werben für den gemeinsamen Lebensraum – aber auch gemeinsam feiern. Karl Heim glückt diese Symbiose. Das unterstreicht Ministerialdirektor Herbert Zinell bei

der Verabschiedung aus dem Amt am 24. Mai ebenso wie im Namen des Kreistages Bräunlingens Bürgermeister Jürgen Guse.

Beide würdigen sie Karl Heim als vorbildlichen Landrat, der in vielerlei Hinsicht Maßstäbe setzt. Unisono loben sie den kooperativen Führungsstil Heims, der die Nachhaltigkeit in den Vordergrund stellt und für den Landkreis ein vorbildliches Personalentwicklungskonzept auf den Weg bringt. Wie er sich überhaupt für den Landkreis mit Nachdruck stark macht. Herbert Zinell verleiht Karl Heim unter großem Beifall der Gäste das bereits eingangs erwähnte, besondere Prädikat, ein Landrat der Bürger zu sein.

Karl Heim genießt große fachliche und menschliche Wertschätzung

Für jeden Gast spürbar ist der außerordentliche Respekt für die fachlichen Leistungen von Karl Heim – aber auch welche große Sympathie er sich erfreut. Bräunlingens Bürgermeister Jürgen Guse betont als stellvertretender Kreistagsvorsitzender die „offene, ausgleichende und sehr menschliche Art“. Aber, so fährt er fort, auch nach innen habe Heim auf der Klaviatur des Kreistags virtuos gespielt. Die Kreisräte hätten



Über eine Stunde dauerte das Defilee zu Beginn der Verabschiedung von Landrat Karl Heim in den Ruhestand am 24. Mai 2012 in der Neuen Tonhalle. Über 500 Ehrengäste übermittelten ihren Dank für die freundschaftliche Zusammenarbeit und überbrachten gute Wünsche. So Furtwängens Bürgermeister Josef Herdner (links) oder die Landjugend, die für ihren Schirmherrn eine Erntekrone dabei hatte (rechts).

Heim, der sich nach 16 Jahren als Landrat nicht mehr zur Wahl stellte, mehrfach gesagt, dass sie ihn nochmals wählen würden, auch wenn er keine volle Wahlperiode mehr amtierem könne. Man verabschiedete Heim mit „Wehmut und Dankbarkeit“.

Die Wertschätzung zeigt sich besonders auch beim über einstündigen Defilee zu Beginn der Veranstaltung. Zusammen mit Ehefrau Ingrid begrüßt Karl Heim jeden Gast persönlich, nimmt Dank und gute Wünsche entgegen – und dankt seinerseits. Man kennt und schätzt sich seit Langem. Über eine Stunde lang schütteln Ingrid und Karl Heim die Hände ihrer über 500 Gäste:

Das Defilee für Landrat Karl Heim brachte ein Wiedersehen mit vielen Weggefährten. Rechts dankt Königsfelds Bürgermeister Fritz Link für die gute Zusammenarbeit.

hochrangige Persönlichkeiten des politischen und öffentlichen Lebens, Weggefährten, Mitarbeiter, Bekannte – viele Freunde. Die Fülle der Begegnungen ist beeindruckend, die Gespräche sind herzlich. Alles, was im Schwarzwald-Baar-Kreis Rang und Namen hat – und namhafte Gäste weit über die Grenzen des Landkreises hinaus – versammelt sich in der Neuen Tonhalle zum Großen Zapfenstreich für Karl Heim.

Goldene Verdienstmedaille des Landkreises für herausragende Leistungen

Die Wertschätzung für den scheidenden Landrat widerspiegelt sich auch in Ehrungen und Geschenken. Der Kreistag verleiht Karl Heim für seine herausragenden Leistungen die Goldene Verdienstmedaille des Schwarzwald-Baar-





Ein Dankeschön an Karl Heim: Aus der ungarischen Partnerregion Komitat Bács-Kiskun reiste Vizepräsident Sandor Rausch an. Er übergab den Ehrenpreis des Komitats, eine Taschenuhr (links). Das Geschenk der Mitarbeiter am Landratsamt überreichte der Erste Landesbeamte Joachim Gwinner: eine Schwarzwalduhr mit einem Schild des Schönenbacher Uhrenschildmalers Walter Hättich. Schonachs Bürgermeister Jörg Frey hatte das Präsent der Bürgermeister und Oberbürgermeister im Landkreis dabei: ein Essen bei Gourmetkoch Harald Wohlfahrt.

Kreises. Aus der ungarischen Partnerregion Komitat Bács-Kiskun reist Vizepräsident Sandor Rausch an. Er überreicht den Ehrenpreis des Komitats: eine handgefertigte Taschenuhr. Von den Kreis-Bürgermeistern erhält das Ehepaar Ingrid und Karl Heim einen Gutschein für ein Essen bei Gourmetkoch Harald Wohlfahrt. Ihn überreichte Schonachs Bürgermeister Jörg Frey und er formulierte in seiner Dankesrede im Namen aller Bürgermeister und Oberbürgermeister, was sicherlich die meisten Gäste in der Neuen Tonhalle im Sinn hatten: „Du warst ein wunderbarer Landrat.“

Die Mitarbeiter am Landratsamt schenken eine durch den renommierten Schönenbacher Uhrenschildmaler Walter Hättich gestaltete Schwarzwälder Schilderuhr mit historischem Holzuhrwerk. Das Schild zeigt im Bogen das Landratsamt und die vier Schildecken sind mit



der Linachtalsperre, den Triberger Wasserfällen, der historischen Donauquelle in Donaueschingen und der Sauschwänzlebahn geschmückt.

Karl Heim – sein Werdegang

1950 in Bochingen, Kreis Rottweil, geboren, beginnt Karl Heim als 17-Jähriger seine Verwaltungslaufbahn mit dem Vorbereitungsdienst für den gehobenen Dienst, den er als Diplom-Verwaltungswirt (FH) abschließt. Es folgt das Studium der Verwaltungswissenschaften an der Universität Konstanz in den Jahren 1972 bis 1977. Karl Heim schließt mit dem akademischen Grad „Diplomverwaltungswissenschaftler“ ab. Der zweiten Staatsprüfung mit Befähigung für den höheren allgemeinen Verwaltungsdienst geht ein Referendariat beim Landratsamt Böblingen, dem Regierungspräsidium Stuttgart, im Innenministerium Baden-Württemberg sowie an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer voraus.

Am Beginn des beruflichen Werdegangs steht in den Jahren 1979 bis 1982 eine Tätigkeit als Regierungsassessor und im Anschluss als Regierungsrat beim Landratsamt Freudenstadt, wo Karl Heim als Dezernent für die Bereiche Verkehrswesen sowie Rechts- und Ordnungsamt fungiert. Im Oktober 1982 wird er an die Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer berufen und wirkte als Assistent von



Prof. Dr. Frido Wagner am Lehrstuhl für allgemeine Verwaltungswissenschaften. In den Jahren 1984 bis 1987 ist er im Regierungspräsidium Stuttgart zunächst als Referent für Immissionschutz und danach als Leiter der Koordinationsstelle des Regierungspräsidenten tätig.

Mit Wirkung zum 1. Mai 1987 wechselt Karl Heim als Erster Landesbeamter und Stellvertreter des Landrates zum Landratsamt Zollernalb-Kreis in Balingen. Als Dezernent ist er für das Bau- und Umweltschutzamt, Rechts- und Ordnungsamt, Abfallwirtschaftsamt, Schulverwaltungsamt und auch für das Wasser- und Bodenschutzamt sowie das Veterinäramt zuständig.

Zum Landrat des Schwarzwald-Baar-Kreises wird Karl Heim am 15. April 1996 im dritten Wahlgang und bei zwei Mitbewerbern mit 36 von 65 gültigen Stimmen gewählt. Er tritt sein Amt am 1. Juni 1996 an. Der Kreistag wählt den inzwischen 53-Jährigen am 29. März 2004 mit großer Mehrheit erneut zum Landrat.

Der Landrat: Erster Repräsentant des Schwarzwald-Baar-Kreises

Was bedeutet es, 16 Jahre lang Landrat und damit oberster Repräsentant des Schwarzwald-Baar-Kreises zu sein – Chef eines Dienstleistungsbetriebes mit 1.800 Mitarbeitern? Einer Journalistin antwortet Karl Heim auf diese Frage: „Der Landrat ist der erste Repräsentant des

Landkreises, Vorsitzender des Kreistages und Chef der Landkreisverwaltung. Er sollte Vorstellungen beziehungsweise Visionen entwickeln, wie und wohin sich der Landkreis entwickeln könnte. Er muss andere überzeugen und unterschiedliche Interessen zusammenführen und integrieren. Er muss seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter so führen und motivieren, dass diese gemeinsam mit ihm die kreispolitischen Vorgaben und die gesetzlichen Aufgaben kompetent und bürgerfreundlich umsetzen.“

Der Weg dorthin ist nicht leicht. So steht am Anfang der Ära Karl Heim das stetige und behutsame Optimieren der Verwaltungsorganisation des Landratsamtes: Dezernate und Ämter werden neu strukturiert, eine Presse- und Stabsstelle sowie eine Wirtschaftsförderungsstelle installiert, ein neues Verwaltungs-Steuerungsmodell eingeführt, Leitbilder und Qualitätszirkel entwickelt und die Arbeitsplätze aller Mitarbeiter(innen) mit neuester Computertechnik ausgestattet.

Parallel dazu läuft die 2005 vom Land Baden-Württemberg initiierte Verwaltungsreform. Das bedeutet, die unterschiedlichsten bis dato selbstständigen, staatlichen Sonderbehörden in das Landratsamt einzugliedern. Neben der Ausrichtung auf Bürgerfreundlichkeit soll der so um 50 Prozent angewachsene Personalkörper innerhalb von sieben Jahren zudem eine Effizienzrendite von 20% erwirtschaften. Auch mithilfe des von Karl Heim eingeführten, kooperativen Führungsstils können diese Ziele in der Tat erreicht werden.

Einen optimierten, kreisweiten und bezahlbaren Öffentlichen Nahverkehr zu schaffen, ist in einem Flächenlandkreis wie dem Schwarzwald-Baar-Kreis ein vorrangiges Ziel der Kreispolitik. Vor diesem Hintergrund zählt Karl Heim zu den Vätern des Ringzugs. Der 3er-Ringzug ist ein Schienen-Nahverkehrsprojekt der drei Landkreise Schwarzwald-Baar, Rottweil und Tuttlingen, das zum 31. August 2003 in Betrieb geht. Das Schienenprojekt erschließt den ländlichen Raum mit meist durchgehenden Verbindungen, die von Bräunlingen über Villingen-Schwenningen bis Trossingen und Rottweil sowie nach Tuttlingen, ins Donautal sowie nach Leipferdingen und Blumberg-Zollhaus reichen.

Wesentliches Element des Ringzugsystems ist die Verknüpfung des Schienenpersonenverkehrs mit den Buslinien, durch die auch die abseits der Schiene liegenden Gemeinden und Ortsteile erschlossen werden. Sieben Jahre lang verfolgte Karl Heim diese Idee beharrlich – und der Erfolg gibt ihm recht: Die Zahl der Passagiere kletterte von monatlich 9.000 auf 13.000 – 100 Mio. Euro wurden investiert, aber der Ringzug schreibt schwarze Zahlen (siehe Seite 44).

Ein Erfolgsmodell mit ganz anderer Vorgesichte ist der Bau des Zentralklinikums im Oberzentrum Villingen-Schwenningen. Die Neuordnung des Krankenhauswesens im Schwarzwald-Baar-Kreis bringt Karl Heim die mit Abstand größte Herausforderung seiner Amtszeit. Der Neubau erfordert ca. 260 Mio. Euro und soll im Juni 2013 in Betrieb gehen. Er ist das Ergebnis eines langwierigen Prozesses (siehe dazu auch den Beitrag ab Seite 36).

Eine Fülle von Aktivitäten

Die zwei Amtsperioden von Landrat Karl Heim sind gekennzeichnet durch eine wahre Fülle an Aktivitäten. So wird die Partnerschaft mit dem ungarischen Komitat Bács-Kiskun durch zahlreiche Besuche, Gegenbesuche und Beteiligungen an Veranstaltungen in beiden Ländern mit Leben erfüllt. Es kommt zur Stärkung der Familienfreundlichkeit: Der Landkreis stellt eine Familienbeauftragte ein und eröffnet eine kreiseigene Kindertagesstätte. Es werden eine Kreis-Behindertenbeauftragte eingestellt, eine Kreis-Energieberatungsstelle und ein „Jugendfonds“ gegründet. Im kulturellen Bereich ruft der Landkreis den Kreis-Kulturpreis, Kreis-Kulturpass und Kreis-Kunstaustellungen ins Leben. Aber auch ein Kreis-Pflegestützpunkt und ein Bildungsbüro entstehen – und vieles mehr.

Um all dies zu realisieren, knüpft Landrat Karl Heim vielseitige Kontakte. Er geht Kooperationen mit anderen Einrichtungen und Interessensgruppen ein, um Strukturverbesserungen zu erreichen, die mit den alleinigen Mitteln des Landkreises nicht möglich gewesen wären. Der zweite Landrat in der Geschichte des nun-

mehr 40 Jahre alten Schwarzwald-Baar-Kreises hat von seinem Vorgänger Übernommenes erfolgreich weiterentwickelt und etliche eigene Neuerungen angestoßen.

Dazu gehört zweifelsohne auch das engagierte Mitwirken am Almanach, am Jahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises. Karl Heim leitet die Redaktion und berichtet Jahr für Jahr über die Höhepunkte der Kreispolitik. Bei seiner Verabschiedung aus dem Kreis des Redaktionsteams unterstreicht er die Bedeutung des durch seinen Vorgänger Dr. Rainer Gutknecht begründeten Jahrbuches. Es ist die einzige Publikation, die mit ihren Beiträgen zu Politik, Städte und Gemeinden, Persönlichkeiten, Wirtschaft, Kultur, Sport oder Geschichte das gesamte Kreisgebiet abzudecken vermag.

Eine Talkrunde über einen „Heiligen“ und schwere Stunden

Der Festakt zur Verabschiedung von Karl Heim in der Neuen Tonhalle bescherte den Gästen auch viel Kurzweil. So gefiel besonders die Talkrunde mit SWR3-Redakteurin und Moderatorin Sonja Faber-Schrecklein. An den langjährigen Stellvertreter von Karl Heim, den Ersten Landesbeamten Joachim Gwinner, richtete die Moderatorin angesichts all der Lobeshymnen die Frage: „Wie schafft man mit einem Heiligen zusammen?“ „Gar kein Problem“, antwortet Joachim Gwinner, denn Karl Heim habe sich schnell zu einem Landrat mit einem vertrauensvollen, kooperativen Führungsstil entwickelt.

An der kurzweiligen Plauderrunde beteiligten sich auch der CDU-Bundestagsabgeordnete Siegfried Kauder, Heims früherer Tuttlinger Kollege, und heutige Landtagspräsident Guido Wolf sowie der Sprecher der Bürgermeister im Landkreis, Jörg Frey aus Schonach.

Und die schwerste Stunde? Die Schließung des Furtwanger Krankenhauses im Jahr 2003, ist sich die Runde einig.

Landtagspräsident Guido Wolf widmete Karl Heim sogar ein kurzes Gedicht. Moderatorin Sonja Faber-Schrecklein resümierte danach mit einem Augenzwinkern: „Er ist nicht nur heilig, er wird mir langsam unheimlich.“



Am Schluss der Veranstaltung tritt Landrat Karl Heim ans Mikrophon und führt aus, dass für ihn das Amt des Landrates das schönste Amt sei, das man in der Verwaltung ausüben könne. „Der Landrat gibt dem Kreis ein Gesicht“, fährt er fort. Er schließt mit den Worten: „Jeder Landrat sagt, dass sein Kreis der schönste sei.“ „Aber“, so Heim an die Adresse seines Nachfolgers Sven Hinterseh: „Wir im Schwarzwald-Baar-Kreis sind überzeugt – bei uns stimmt’s.“ Und er wünscht dem neuen Landrat das Quäntchen Glück, das auch der Tüchtigste zum Erfolg braucht.

Begegnungen sind große Bereicherung

Gut 100 Tage nach der Verabschiedung aus dem Amt sitzt Karl Heim im Garten seines Wohnhauses in Obereschach und genießt das Gefühl, einfach mal Zeit zu haben. Das Gespräch über die kreispolitischen Hauptaufgaben der zurückliegenden Jahre mündet in der Erkenntnis, dass ein Landrat durch seine vielfältigen Begegnungen mit den Bürgern noch unmittelbar erfährt, wo diese der Schuh drückt, zumal in seiner Bürgergesprächsstunde. Bei der Überprüfung all der

Eine Talkrunde mit Moderatorin Sonja Faber-Schrecklein geriet kurzweilig. Zum Thema Karl Heim unterhielten sich (v. links) Landtagspräsident Guido Wolf, Schonachs Bürgermeister Jörg Frey, der CDU-Bundestagsabgeordnete Siegfried Kauder und der Erste Landesbeamte Joachim Gwinner. Guido Wolf trug sogar schmunzelnd ein Gedicht vor (u. links). Von Ingrid Heim wollte Sonja Faber-Schrecklein wissen, ob ihr Mann wirklich so vorbildlich sei – was sie bejahte.

Fälle, die dabei an ihn herangetragen wurden, stellte Karl Heim fest, dass unser Landkreis eine bürgerfreundliche Verwaltung habe, die sich um die Anliegen der Bürger bemühe und die in der Beurteilung der Vorgänge meist richtig liege.

Noch empfindet der Landrat im Ruhestand Karl Heim seine „Auszeit“ als „längeren Urlaub“. Er genießt es, dass es ihm die Freiheit vom einst dicht gefüllten Terminkalender nun gestattet, endlich auch private Freundschaften zu pflegen. Was wird er am meisten vermissen? Sicher den Kontakt mit den Menschen überall im Landkreis. „Diese Begegnungen waren und sind mir immer eine große persönliche Bereicherung gewesen“, schließt Karl Heim. *Wilfried Dold*

„Ein faszinierendes Quellenland mit großen Chancen“

Sven Hinterseh neuer Landrat des Schwarzwald-Baar-Kreises

Vom Ministerialdirigent zum Landrat – mit einer Mehrheit von drei Stimmen wählte der Kreistag des Schwarzwald-Baar-Kreises am 26. März 2012 Sven Hinterseh zum Nachfolger von Landrat Karl Heim. Der parteilose Landrat Karl Heim wechselte nach 16 Amtsjahren in den Ruhestand (siehe Seite 6). Das 40 Jahre alte CDU-Mitglied Sven Hinterseh und der 54 Jahre alte Walter Klumpp, der den Freien Wählern angehört, waren die einzigen Kandidaten um das Amt. Im entscheidenden zweiten Wahlgang stimmten 33 Kreisräte für Sven Hinterseh, 30 für Walter Klumpp. „Was für ein schöner Montag!“, freute sich ein überwältigter Sven Hinterseh. Der neue Landrat, der dritte in der 40-jährigen Geschichte des Landkreises, war zuletzt Abteilungsleiter im Agrarministerium des Landes Baden-Württemberg. Bis zur Landtagswahl im März 2011 leitete er im Staatsministerium in Stuttgart die Grundsatzabteilung. Zuvor war er persönlicher Referent des CDU/CSU-Fraktionsvorsitzenden im Bundestag, Volker Kauder.



Landrat Sven Hinterseh spricht gegenüber der Regierungspräsidentin Bärbel Schäfer seinen Amtseid.

„Die Entscheidung war knapp“, kommentierte Landrat Karl Heim am 26. März 2012 unmittelbar nach der Wahl das Ergebnis, und sprach von zwei sehr guten Kandidaten. Und er zeigte sich überzeugt: „Sven Hinterseh wird ein sehr guter Landrat sein.“ Walter Klumpp, der knapp unterlag, gratulierte souverän, wünschte Sven Hinterseh alles erdenklich Gute und erklärte, er werde sich nun weiterhin um seine schöne Stadt Bad Dürkheim kümmern.

Am 26. März 2012 erfolgte die Wahl zum Landrat, am 18. Juni leistete Sven Hinterseh im Sitzungssaal des Kreistages gegenüber der Regierungspräsidentin Bärbel Schäfer seinen Amtseid. Hinterseh versprach, als Landrat das Wohl des Schwarzwald-Baar-Kreises und seiner Einwohner zu schützen und zu mehren. Freuen durften sich die rund 200 Gäste, darunter alle Bürgermeister im Landkreis, aber auch die Vertreter von IHK, Handwerkskammer, Regionalverband, Polizei, Hochschulrektoren, Politiker, viele Schulleiter und Hintersehs Vorgänger Dr. Rainer Gutknecht und Karl Heim, über ein



Der Schwarzwald-Baar-Kreis hat einen neuen Landrat: Sven Hinterseh wurde am 26. März 2012 gewählt. Das Foto zeigt den Vater von drei Kindern am Tag der Amtseinführung vor dem Landratsamt. Auf den Start im Schwarzwald-Baar-Kreis freuen sich Ehefrau Christine, die Töchter Hannah und Charlotte sowie Sohn Joshua.



Herzliche Glückwünsche zum Amtsantritt überbrachte der Landwirtschaftsminister Alexander Bonde, zugleich früherer Dienstherr von Sven Hinterseh.

Kompliment von Bärbel Schäfer. Sie führte aus, Sven Hinterseh habe einen besonders schönen Landkreis auf einem sehr hohen Niveau im Herzen des Regierungspräsidiums übernommen.

Der stellvertretende Vorsitzende des Kreistages, Bräunlingens Bürgermeister Jürgen Guse, wünschte dem neuen Landrat, dass er im Quellenland die Kraft und die Spielräume finde, „um die notwendigen Duftmarken zu setzen“. Und, dass es ihm gelingen möge, das magische Dreieck der Anforderungen für Landräte zu meistern: Politik, Verwaltung und Repräsentation. Bärbel Schäfer ergänzte Guses „magisches Dreieck“ mit Blick auf die enormen beruflichen Belastungen um das Familienleben, denn Sven Hinterseh ist Vater von drei Kindern.

Als Sven Hinterseh seinen Amtseid leistete, befand sich unter den 200 Gästen mit Landwirtschaftsminister Alexander Bonde auch sein bisheriger Dienstherr. Die Erfahrungen aus sei-

:: Der Landrat und seine Aufgaben

Neben dem Kreistag ist der Landrat das zweite Organ des Landkreises. Der Landrat wird vom Kreistag auf die Dauer von acht Jahren gewählt. Landrat seit dem 1. Juni 2012 ist Sven Hinterseh. Er bereitet die Sitzungen der Gremien vor, leitet die Sitzungen des Kreistages und seiner Ausschüsse und ist dafür verantwortlich, dass die dabei gefassten Beschlüsse umgesetzt werden. Als Behördenleiter ist der Landrat „Chef“ des Landratsamtes. Zudem vertritt er bei einer Vielzahl von öffentlichen Anlässen den Landkreis nach außen, ist damit sein höchster Repräsentant. Für die Menschen im Kreis bietet er regelmäßig Abendsprechstunden an. Wenn Sie sich mit einem Anliegen direkt an den Landrat wenden möchten, können Sie ihm eine E-Mail an folgende Adresse schicken: landrat@lrasbk.de

ner leitenden Aufgabe am Schnittpunkt von Naturschutz, Tourismus, Landwirtschaft und Förderpolitik, so Bonde, seien Hinterseh jetzt sehr nützlich. „Ich gebe ihn ungern ab“, betonte der Landwirtschaftsminister. Der Wechsel sei ein „Verlust für das Ministerium, aber ein Gewinn für diesen Landkreis“. Sven Hinterseh bezeichnete er als einen „klugen Analytiker, konstruktiven Gesprächspartner und engagierten Schaffer“.

Der grüne Minister plauderte über den Landrat mit schwarzem Parteibuch aus, dass sich dieser sein Jurastudium mit – allerdings legalem – Schnapsbrennen verdient habe. So erklärt sich auch das ehrenamtliche Engagement des gebürtigen Freiburgers im Verband Badischer Klein- und Obstbrenner e.V.

Dass sich Sven Hinterseh auf Seiten der rot-grünen Landesregierung hoher Wertschätzung erfreut, zeigte sich schon am Tag seiner Wahl zum Landrat. Gerade hatte Noch-Amtsinhaber Karl Heim hervorgehoben: „Ich bin überzeugt, Sven Hinterseh wird den Landkreis in eine gute Zukunft führen“, konnte er auch schon die Glückwünsche von Ministerpräsident Winfried Kretschmann verlesen.



„Es ist wichtig, auf seine Heimat stolz und zugleich offen für Neues zu sein“

Der Tag der Amtseinführung war für Sven Hinterseh ein großer Tag – in Begleitung seiner Frau Christine, der beiden Töchter und des Sohnes sowie der Eltern und weiterer Familienangehöriger zeigte er sich überglücklich. Die Ablegung des Amtseides und der Empfang der Ernennungsurkunde am Freitag sind wichtige Regularien, denn: „Ohne Urkunde kein Beamter und ohne Beamtenstatus kein Landrat“, erläuterte der Erste Landesbeamte und Stellvertreter des Landrates, Joachim Gwinner, die Bedeutung des Vorgangs.

Landrat Sven Hinterseh betonte in seiner Antrittsrede, er freue sich sehr auf seine Auf-

Bürgermeister Jürgen Guse begrüßte als stellvertretender Vorsitzender des Kreistages die rund 200 Gäste zur Vereidigung von Landrat Sven Hinterseh. Im Namen der Oberbürgermeister und Bürgermeister übergab Schonachs Bürgermeister Jörg Frey nicht nur einen guten Tropfen (unten Mitte), sondern hatte auch eine Schwarzwälder-Kirschtorte dabei, die beim anschließenden Stehempfang durch den Landrat selbst serviert wurde. Die Mitarbeiter im Landratsamt begrüßten den neuen Chef mit einem Bildgeschenk, das Personalratsvorsitzende Monika Ziolk übergab.

gabe in diesem faszinierenden Landkreis mit seinen großen Chancen. Es sei wichtig, auf seine Heimat stolz und zugleich offen für Neues zu sein. Sven Hinterseh versprach dem Kreistag

eine vertrauensvolle Zusammenarbeit über die Parteigrenzen hinweg. Auch was die Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern im Landratsamt anbelange, wolle er zuhören, die Abläufe kennenlernen und versuchen, „gute Dinge noch besser zu machen und Schwachstellen auszumerzen“.

Sven Hinterseh dankte seinen Vorgängern Dr. Rainer Gutknecht und Karl Heim. Bei Rainer Gutknecht bedankte er sich, weil er dieses Kreishaus gebaut habe – „ein offenes und tolles Haus“. Und Karl Heim dankte er für den wunderbaren Übergang und einen sehr guten Start. Er freue sich auf eine gute Zusammenarbeit mit allen – auf das gemeinsame Wirken für einen „starken, sozialen, gerechten und chancenreichen Schwarzwald-Baar-Kreis“, schloss der neue Landrat seine Antrittsrede.

Dann ging es ins Foyer des Kreishauses, wo Sven Hinterseh seinen Gästen neben einem reichhaltigen Büffet ein gutes Stück Schwarzwälder Kirschtorte offerierte. Die Torte hatte ihm im Namen der Oberbürgermeister und Bürgermeister im Landkreis Schonachs Bürgermeister Jörg Frey überreicht – als Willkommensgruß verbunden mit den besten Wünschen zum Start. Die Personalratsvorsitzende Monika Ziolk im Landratsamt schenkte ihrem neuen Dienstherrn ein Bild, das ausdrückt, wie vorteilhaft ein gemeinsames Vorgehen für alle Beteiligten ist.

Der Werdegang

Sven Hinterseh wurde am 21. Januar 1972 in Freiburg im Breisgau geboren. Auf den Besuch der Wirtschaftsoberschule – eine Berufsausbildung zum Industriekaufmann war vorausgegangen – folgten der Zivildienst im Freiburger Pflegeheim St. Marienhaus und das Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Konstanz. 1999 hat Sven Hinterseh sein Studium mit der Ersten Juristischen Staatsprüfung abgeschlossen.

Ein Postgraduiertenstudium der Verwaltungswissenschaften an der Hochschule in Speyer folgte, das er im Jahr 2001 mit dem Magister der Verwaltungswissenschaften beendete.

Seine erste berufliche Station führte Sven Hinterseh nach der zweiten juristischen Staatsprüfung an das Landratsamt des Schwarzwald-Baar-

Kreises, wo er als Landesbeamter die Leitung des Dezernates II übernahm, das für Rechts-, Ordnungs-, Verkehrs- und die Veterinärverwaltung zuständig ist und in dem über 100 Mitarbeiter beschäftigt sind.

2003 folgte der Wechsel in die Vertretung des Landes Baden-Württemberg beim Bund in Berlin. Hier war der neue Landrat als Referent in der Politischen Abteilung zuständig für die Themengebiete Vermittlungsausschuss, Föderalismusreform und Bundesrat. Es folgte ab 2005 eine fünfjährige Tätigkeit als Ministerialrat und Persönlicher Referent des Vorsitzenden der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag, Volker Kauder.

2010 kehrte Sven Hinterseh als Ministerialdirigent und Leiter der Grundsatzabteilung im Staatsministerium in die Heimat Baden-Württemberg zurück. Nach der letzten Landtagswahl wechselte er ins Ministerium Ländlicher Raum und Verbraucherschutz. Dort war Sven Hinterseh von Mai 2011 bis Mai 2012 Leiter der Abteilung Naturschutz und Tourismus.

Vielfältig ist auch das ehrenamtliche Engagement. So ist das CDU-Mitglied Sven Hinterseh Gründungs- und Vorstandsmitglied des Bruno-Heck-Kreises in Berlin. Bruno Heck war von 1962 bis 1968 Bundesfamilienminister der Bundesrepublik Deutschland und von 1967 bis 1971 erster Generalsekretär der CDU. Der Landrat gehört weiter zahlreichen Vereinen an, u. a. dem Badischen Landwirtschaftlichen Hauptverband und, wie schon erwähnt, dem Verband Badischer Klein- und Obstbrenner e.V.

Landrat Hinterseh, der in seiner knapp bemessenen Freizeit den Laufsport, das Bergwandern, Lesen und Geschichte als persönliche Interessen pflegt, war zudem für kurze Zeit Lehrbeauftragter für Öffentliches Dienstrecht an der Hochschule für Polizei in Villingen-Schwenningen.

Der Vollständigkeit halber sei zudem eine lange Liste von juristischen und geschichtlichen Veröffentlichungen erwähnt – bis hin zu Beiträgen im Almanach des Schwarzwald-Baar-Kreises. Nun ist der neue Landrat der Vorsitzende der Redaktion des Jahrbuches, das bereits zum 37. Mal erscheinen konnte und dem er sehr verbunden ist.



Landrat Sven Hinterseh am Rednerpult des Kreistages. In der 40-jährigen Geschichte des Schwarzwald-Baar-Kreises ist er nach Dr. Rainer Gutknecht und Karl Heim der dritte Landrat.

Mit großer Freude und Leidenschaft das Amt des Landrates übernommen

Sven Hinterseh hatte im Rahmen seiner Kandidatur jede einzelne Kommune im Landkreis und auch viele der Teilorte besucht. Was ihn bewogen hat, sich für das Amt als Landrat im Schwarzwald-Baar-Kreis zu bewerben, geht eindrucksvoll aus seiner Bewerbungsrede hervor, die er vor seiner Wahl zum Landrat am 26. März vor dem Kreistag hielt. Sven Hinterseh unterstreicht darin: „Heimat ist für mich mehr als eine Worthülse – Heimat bedeutet für mich eine gewachsene und starke kulturelle Identität, die einen prägt. Für mich stand bei meinem Weggang im Jahr 2003 im Vordergrund, dass ich unbedingt einmal andere Perspektiven kennenlernen wollte. Diese Erfahrung habe ich in Berlin und Stuttgart gemacht. Ich habe viel gelernt. Und jetzt ist der richtige Zeitpunkt, diesen Kreis zu schließen. Im Schwarzwald-Baar-Kreis treffen Badisches und Württembergisches aufeinander. Hier sind Bürgerinnen und Bürger zu Hause, die

mit beiden Beinen fest auf dem Boden stehen, solide, mittelständische Unternehmen, mancher Weltmarktführer. Hier wird getüftelt, gemacht und geschafft.

Ich habe in meiner Zeit in Berlin auch eine andere Haltung beobachten können. Und gerade deswegen beeindruckt mich diese Bodenständigkeit und Schaffenskraft hier besonders. Hier hat man auch in schwieriger Zeit den Kopf noch nie hängen lassen. Es gab ja wahrlich große Umbrüche in den vergangenen Jahrzehnten. So wurde aus einem krisengeschüttelten Gebiet eine Hightech-Region erster Klasse, geprägt von Unternehmen der unterschiedlichsten Zukunfts-Bereiche. Hier entstand eine bundesweit bedeutsame Modellregion für erfolgreich bewältigten Strukturwandel!“

„Mich treibt die Frage um, wie unser Landkreis in 20 Jahren aussehen soll?“

An anderer Stelle merkt Sven Hinterseh an: „Mich treibt die Frage um, wie unser Landkreis in 20 Jahren aussehen soll. Was für Chancen haben unsere Kinder dann und wie wollen wir dann hier leben? Das steht für mich im Mittelpunkt und das spornt mich an. ... Sie hatten sich erst vor wenigen Wochen mit dem Kreistag in einer Klausurtagung intensiv mit den Fragen rund um die demografische Entwicklung beschäftigt. Daran will ich anknüpfen und unser Handeln konsequent vor dem Hintergrund dieser Entwicklung ausrichten.“

Schließlich umreißt Sven Hinterseh die Kernpunkte seiner Arbeit in naher Zukunft, nennt Aufgabenfelder, die für die Menschen im Landkreis allesamt von besonderer Bedeutung sind: „Ich selbst weiß aufgrund meiner eigenen Lebenssituation, wie wichtig und wünschenswert es ist, gerade berufstätigen Paaren und Eltern eine Balance zwischen Berufs-, Privat- und Familienleben zu ermöglichen. Auch für meine Frau Christine und mich – mit unseren drei Kindern – ist das tagtäglich eine Herausforderung. Daher ist es mir ein zentrales, persönliches Anliegen, für eine Verbesserung von Angeboten für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu sorgen.

Zum Gesundheitswesen betont Sven Hinterseh, insbesondere in der Krankenhauslandschaft habe man eine Herkulesaufgabe geschultert. Aus ganz Baden-Württemberg blicke man zu Recht hierher und schaue, wie man die Neuorganisation zusammen mit dem beeindruckenden Neubau des Klinikums und der Erweiterung in Donaueschingen geschafft habe. Hinterseh: „Dieses Projekt strahlt weit über den Kreis hinaus und ist ein Leuchtturm.“

Als einen weiteren Aufgabenschwerpunkt benennt er den Tourismus, der im Landkreis eine zentrale Rolle spiele. Sven Hinterseh: „Wir müssen uns aber noch stärker um ihn kümmern, ansonsten werden wir von anderen abgehängt. Profilschärfung und Abgrenzung sind im Tourismus notwendig! Dies erlebe ich bei meiner täglichen Arbeit als Abteilungsleiter, der auch für Tourismus zuständig ist. ... Die aktuellen Zahlen von 2011 stimmen zwar insgesamt zuversichtlich, in den letzten 30 Jahren ist die Zahl der Übernachtungen aber zurückgegangen. Wir müssen unsere Stärken und Chancen, wie etwa beim Kur-, Natur- und Wandertourismus, gegenüber anderen Regionen weiter ausbauen.“

„Mein Ziel ist es, uns alle Fördertöpfe fruchtbar zu machen“

Ein besonderes Gewicht legt Sven Hinterseh auf die Nutzung der zahlreichen Fördermöglichkeiten – ein Spezialgebiet von ihm, wie ihm sein früherer Dienstherr, Landwirtschaftsminister Alexander Bonde, bei der Amtseinführung anerkennend bescheinigt. Hinterseh dazu vor dem Kreistag: „Wir alle sind auf Ideen und Innovationen angewiesen, die unseren mittelständischen Unternehmen Perspektiven geben. Ich möchte erreichen, dass wir als Schwarzwald-Baar-Kreis zum Innovationsmotor Baden-Württembergs werden und damit letztlich zukunftsfähig bleiben. Dafür brauchen wir dezentrale Strukturen, mit denen wir einen funktionierenden Wissens- und Technologietransfer in unsere Unternehmen hinein organisieren.“

Neues muss uns willkommen sein! Mein Ziel ist, zu diesem Zweck alle Fördertöpfe auf

europäischer, Bundes- und Landesebene für uns fruchtbar zu machen. Ich habe es in Berlin und jetzt auch in Stuttgart erlebt, dass so vieles machbar ist.

Wir brauchen im Landratsamt einen Förder-„Lotsen“, der als zentrale Anlaufstelle Auskunft und Hilfestellung geben kann. Für mich gilt: So viele „Förder-Euros“ wie möglich müssen in den Kreis geholt werden!“

Vor dem Hintergrund der von der rot-grünen Landesregierung angedachten Regionalkreise, sogenannter Großkreise, formulierte Sven Hinterseh: „Baden-Württemberg ist das Land der kommunalen Selbstverwaltung, nirgendwo sonst in Deutschland finden wir eine so lange und lebendige Tradition vor. Von der kommunalen Ebene gingen in unserem Land immer wieder wichtige Impulse aus. Der materielle und auch der demokratische Wiederaufbau unseres Landes vollzog sich von unten, von den Gemeinden und Kreisen her. Und dabei wollen wir auch bleiben: Denn Verwaltung kann ihre Aufgaben immer noch dort am besten erfüllen, wo sie anfallen: vor Ort, in den Gemeinden und Städten.“

„Mitmachen auf allen möglichen Feldern ist angesagt“

Zum Schluss seiner Rede spricht Landrat Sven Hinterseh das so wichtige gesellschaftliche Engagement an: „Und für diese bürgerschaftliche Verantwortung braucht es ‚Mitmacher‘. Wenn man sich das vielfältige Engagement hier im Landkreis anschaut, dann erkennt man, dass hier ‚Mitmachen‘ auf allen möglichen Feldern angesagt ist: im Sozialen, im Kulturleben, in Vereinen und Vereinigungen. All den ‚Mitmachern‘ gilt unser Respekt und unsere Anerkennung und ich werde als Landrat dies auch immer wieder neu zum Ausdruck bringen.“

Im Augenblick ist Sven Hinterseh dabei, sein Netzwerk zu begründen – das Quellenland Schwarzwald-Baar-Kreis kennenzulernen und es für die Zukunft aufzustellen. Die Terminflut ist gewaltig, zumal die selbst verordnete. Auch privat ändert sich für die Familie Hinterseh sehr viel: sie ist bereits umgezogen und wohnt künftig in Pfaffenweiler.

Wilfried Dold

Den Wandel gestalten!

„Weniger, älter, bunter“ – so lautet kurz und bündig die Formel des demografischen Wandels. Dieser Prozess wird nicht nur die gesellschaftliche, sondern auch die wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland, Baden-Württemberg und im Schwarzwald-Baar-Kreis nachhaltig beeinflussen. Allen ist bekannt, dass die ländlichen Räume von diesen Veränderungen stärker betroffen sind als Ballungsräume. Richtig ist aber auch, dass wir der demografischen Entwicklung nicht hilflos ausgeliefert sind, sondern wir diese auch gestalten können.

Bis zum Jahr 2002 hatten wir im Schwarzwald-Baar-Kreis noch Bevölkerungswachstum, und seither geht unsere Bevölkerung stetig zurück auf derzeit ca. 206.000 Einwohner. Für die Gesamtbevölkerung in Deutschland datiert das Jahr 2003 die Wende. Seither sinkt die Gesamtbevölkerung in Deutschland, der Altersdurchschnitt der Menschen steigt weiter.

Nach Vorausberechnungen des Statistischen Bundesamtes wird die Gesamtbevölkerung in Deutschland in den nächsten 50 Jahren um 15 bis 21 Prozent abnehmen. Dazu kommt die erfreuliche Entwicklung, dass die Lebens-



erwartung seit über 150 Jahren um knapp drei Monate pro Jahr ansteigt. Ursache unseres Bevölkerungsrückgangs ist die in Deutschland niedrige Geburtenrate – im europäischen Vergleich

nehmen wir dabei den letzten Platz ein. Es ist zwar richtig, dass die Bevölkerungsentwicklung zusätzlich auch durch Zu- und Abwanderung beeinflusst wird, doch können die fehlenden Jahrgänge nicht mehr ausgeglichen werden. Die Zuwanderung hat aber bereits dazu geführt, dass wir als Gesellschaft „bunter“ geworden sind.

Viele Landkreise und Kommunen in Deutschland müssen sich mit einem Rückgang der Be-

Seit 2003 geht die Bevölkerung im Schwarzwald-Baar-Kreis zurück. Ländliche Regionen sind dabei stärker betroffen als die Städte, hier VS-Villingen.



völkerungszahlen und der Alterung ihrer Bevölkerung infolge des demografischen Wandels auseinandersetzen. Hinzu kommen gegebenenfalls noch Abwanderungsbewegungen, die in manchen ländlichen Räumen besonders stark wirken. Mit der geringeren Bevölkerungszahl geht langfristig ein Rückgang der verfügbaren Haushaltsmittel einher.

Dieser Herausforderung werden wir uns mit großem Engagement stellen und sie positiv annehmen. Unser Ziel ist es, eine Demografiestrategie vorzulegen, um nicht mehr nur von Punkt zu Punkt und von Einzelfall zu Einzelfall zu springen. Alle Handlungsfelder sollen hierfür analysiert werden und dann in eine Gesamtstrategie einfließen. Diese Gesamtstrategie kann uns dabei helfen, den Schwarzwald-Baar-Kreis dauerhaft zu stärken, unsere Möglichkeiten besser auszuschöpfen und mit neuen Ideen auf die Herausforderungen zu antworten.

Wer Hilfe braucht, kann sich kostenfrei an die Beratungsstelle „Alter und Technik“ wenden und sich umfassend informieren lassen.

„Alter und Technik“. Senioren, Pflegebedürftige und Angehörige können sich kostenfrei an die Beratungsstelle wenden und sich über technische Unterstützungsmöglichkeiten informieren. Damit will der Landkreis dazu beitragen, dass die Betroffenen möglichst lange in den eigenen vier Wänden leben können.

Darüber hinaus ist die Beratungsstelle auch eine zentrale Anlaufstelle zur Vernetzung aller in diesem Bereich tätigen Personen, Unternehmen und Einrichtungen. Auf diese Weise

wird der seit 2010 bestehende Pflegestützpunkt, der ebenso kostenfrei Beratungsleistungen zum Thema Pflege anbietet und bei der Suche nach individuellen Pflegelösungen unterstützt, sinnvoll ergänzt.

Mit beiden Einrichtungen geht der Schwarzwald-Baar-Kreis in einem Handlungsfeld voran, dem künftig und noch verstärkt durch den demografischen Wandel eine immer größere Bedeutung zukommt.

Alter und Technik, Pflegestützpunkt

Eine wertvolle, ganz konkrete Hilfestellung für die Bürgerinnen und Bürger gibt der Schwarzwald-Baar-Kreis seit Ende 2011 mit dem Projekt

Weiterer Schuldenabbau geplant

Nicht zuletzt auch im Bewusstsein des demografischen Wandels will der Schwarzwald-Baar-



Konkrete Hilfen für Senioren, Pflegebedürftige und Angehörige gibt der Schwarzwald-Baar-Kreis mit dem Projekt „Alter und Technik“ (links). Eine Herausforderung wird in Zukunft die Sicherstellung der ärztlichen Versorgung: Die Zahl der „klassischen“ Hausärzte – hier die Gemeinschaftspraxis Michalski in Pfaffenweiler – wird zurückgehen. Rechte Seite: Ein Meilenstein im Gesundheitswesen ist der Bau des Klinikums zwischen Villingen und Schwenningen.

Kreis weitere Schritte zur Konsolidierung des Kreishaushalts gehen. In guten Zeiten wollen wir weiter Schulden abbauen. Deshalb sieht der Haushaltsplan 2012 vor, die Schulden des Landkreises um 1,7 Millionen Euro zu verringern, nachdem auch schon im Jahr 2011 knapp 2,4 Millionen Euro für die Tilgung der Schulden aufgewendet wurden. Bei aller Sparsamkeit nehmen wir aber notwendige Investitionen vor, insbesondere im Bereich der kreiseigenen Schulen und Straßen.

Neubau des Klinikums – Landkreis bewilligt 20 Millionen Euro

Eine besondere finanzielle Herausforderung für den Landkreis liegt in der Mitfinanzierung des Klinikneubaus in Villingen-Schwenningen. Gemeinsam mit unseren Partnern errichten wir im Zentralbereich der Stadt ein modernes, leistungsstarkes Klinikum, von dem die medizinische und ärztliche Versorgung der Bevölkerung im ganzen Landkreis und auch darüber hinaus profitieren wird. Der Kreistag des Schwarzwald-Baar-Kreises hat dazu 2012 beschlossen, 20 Millionen Euro zur Finanzierung dieses Neubaus bereitzustellen. Die Eröffnung des Klinikums ist für Sommer 2013 vorgesehen. In der Einrichtung werden 750 Betten und über ein Dutzend Operationssäle zur Verfügung stehen.

Ärztliche Versorgung eine Herausforderung

Das neue Klinikum kann allerdings die Ärzte in den Städten und Gemeinden des Landkreises nicht ersetzen. Immer mehr ländliche Gemeinden stehen jedoch vor dem Problem, dass sich keine Nachfolger für die altershalber oder aus anderen Gründen ausscheidenden Ärzte finden. Der demografische Wandel wird dieses Problem verstärken, da weniger Ärzte einem wachsenden Bedarf an medizinischer Versorgung, insbesondere der älteren Bevölkerung, gegenüberstehen.

Der Schwarzwald-Baar-Kreis hat deshalb im Rahmen des bestehenden Gesundheitsnetzwerks Schwarzwald-Baar eine Arbeitsgruppe initiiert, die versucht, dieser Entwicklung zu begegnen. Dazu entwickelt die Arbeitsgruppe Konzepte und Maßnahmen, die im Zusammenspiel mit den Instrumenten auf Landes- und Bundesebene Versorgungslücken schließen, eine Notfallversorgung sicherstellen und die Brennpunkte bei der ärztlichen Versorgung im ländlichen Raum entschärfen sollen.

Initiativen zur Gewinnung von Fachkräften

Eine bereits heute besonders große Herausforderung, die sich durch den demografischen Wandel noch weiter verstärken wird, ist der



Mangel an ausreichend qualifizierten Facharbeitskräften. Der Landkreis hat im Jahr 2012 sehr erfolgreiche Initiativen zur Gewinnung von Fachkräften für die Region unterstützt. An diesen Erfolgen müssen wir anknüpfen und mit der Attraktivität unseres Landkreises weiter werben.

Infrastruktur weiter ausbauen

In die kreiseigenen Schulen investiert der Schwarzwald-Baar-Kreis zugleich in erheblichem Umfang, damit junge Menschen die bestmögliche berufliche Ausbildung erwerben können, die dann auch den heimischen Unternehmen zugutekommt. Im Jahr 2012 wird die Außensanierung der Gewerbeschule Villingen-Schwenningen am Standort Villingen abgeschlossen und eine mehrjährige Innensanierung wird sich anschließen. In der Albert-Schweitzer-Schule in Villingen-Schwenningen haben wir mit Sanierungsmaßnahmen in einem Gesamtvolumen von 5,4 Millionen Euro begonnen.

Der demografische Wandel verdeutlicht uns die Notwendigkeit einer den Bedürfnissen angepassten, guten Infrastruktur. Zugleich müssen wir dafür Sorge tragen, dass wir die Attraktivität und Wettbewerbsfähigkeit unseres Landkreises für seine Bewohner und die dort ansässigen Unternehmen durch eine gute Infrastruktur erhalten und weiter ausbauen.

Ohne schnelles Internet geht es nicht

Ein schnelles Internet ist heute und zukünftig ein maßgebliches Standortkriterium. Die vielen Unternehmen unseres Landkreises mit ihren innovativen Produkten und Dienstleistungen sind auf die Bereitstellung von Hochgeschwindigkeitsanschlüssen auf dem aktuellen Stand der Technik angewiesen. Neben der Breitbandversorgung von Gewerbegebieten macht ein schnelles Internet auch das Leben der Menschen im Schwarzwald-Baar-Kreis attraktiv und zukunftsfähig. Dabei steht unser Landkreis angesichts seiner überwiegend ländlichen Struktur, in der Betriebe und Wohnorte zum Teil weit



verteilt sind, vor besonderen Herausforderungen. Andererseits schafft eine schnelle Internetverbindung dort auch zusätzliche Gestaltungsspielräume.

Deshalb hat der Schwarzwald-Baar-Kreis im Jahr 2012 in Kooperation mit der Hochschule Furtwangen University das Breitbandkonzept „Datenautobahn Schwarzwald-Baar“ auf den Weg gebracht. Damit haben wir in enger Abstimmung mit den Kommunen einen kreisweiten „Masterplan“ für den Aufbau einer Glasfaserinfrastruktur aufgestellt. Darauf aufbauend treten wir nun in Planungen für die mögliche Verlegung der Glasfaserkabel ein, die flächendeckend die Anschlüsse in Ortslagen einbezieht. Diese Planung möchten wir im Jahr 2013 zügig vorantreiben, damit Kommunen, Netzbetreiber und andere Investoren so schnell wie möglich mit der Umsetzung beginnen können.

Attraktiver Nahverkehr

Ein besonderes Augenmerk der Kreispolitik muss darauf liegen, die Mobilität der Bewohner und der wirtschaftlichen Akteure lokal, regional und überregional sicherzustellen. Die verkehrliche Anbindung ist für die wirtschaftliche Standortqualität und Wettbewerbsfähigkeit unserer Betriebe sowie für die Lebensqualität der Menschen von überragender Bedeutung. Deshalb müssen wir auch im Bereich des öffent-



lichen Personennahverkehrs ein attraktives Angebot, insbesondere für junge und alte Menschen, bereitstellen.

Auf ein gutes Straßennetz als Lebensader angewiesen

Der Schwarzwald-Baar-Kreis hat im Jahr 2012 rund 2,2 Millionen Euro in die Erhaltung und den Ausbau der Kreisstraßen investiert und leistet damit einen erheblichen Beitrag für die Straßeninfrastruktur.

Im Bereich des Straßenbaus müssen wir darüber hinaus bei Bund und Land mit allem Nachdruck weiter darauf drängen, dass die baureifen Bundes- und Landstraßen im Schwarzwald-Baar-Kreis so schnell wie möglich realisiert werden.

Insbesondere im Hüfingen Stadtteil Behla ist die derzeitige Situation für die Bevölkerung nur schwer erträglich, und die Ortsumgehung der B 27 sowie der Ausbau des unfallträchtigen Abschnitts der B 27 zwischen Donaueschingen-Mitte und Hüfingen-Wasserturm besonders dringend. Auch den weiteren geplanten Baumaßnahmen im Bereich der Bundesstraßen muss höchste Priorität zukommen.

Der ländliche Raum ist auf ein gutes und schnelles Straßennetz – quasi als Lebensadern – angewiesen. Deshalb hat der Lückenschluss der B 523 im Norden von Villingen-Schwenningen vor allem für die Wirtschaft in unserem

Ein gut ausgebautes Straßen- und Schienennetz ist für den Schwarzwald-Baar-Kreis unabdingbar. Dazu gehört auch die dringende Ortsumgehung der B 27 bei Behla und die Elektrifizierung der Höllentalbahn, rechts eine Diesellok am Bahnhof Döggingen.

Landkreis und die Ost-West-Verbindung eine überaus hohe Bedeutung. Daneben ist es weiterhin eine zentrale Aufgabe der Landkreispolitik, dafür einzutreten, dass die Ortsumgehungen der B 27 in Blumberg-Zollhaus und Blumberg-Randen im Interesse unserer Bevölkerung möglichst rasch verwirklicht werden.

Die Elektrifizierung der Höllentalbahn trägt der Landkreis gemeinsam mit seinen Partnern

Im Bereich des Schienenverkehrs haben wir mit dem Ringzug eine sehr gut funktionierende Schienenpersonennahverkehrsversorgung eingerichtet. Von großer Bedeutung für den Schwarzwald-Baar-Kreis ist aber auch die überregionale Schienenanbindung an den Großraum Stuttgart und den Raum Freiburg. Die Menschen und Unternehmen im Landkreis brauchen möglichst umsteigefreie und regelmäßige Verbindungen in diese Richtungen.

Die Elektrifizierung der östlichen Höllentalbahn von Donaueschingen nach Neustadt tra-

gen wir gemeinsam mit unseren Partnern. Nachdem derzeit Vorplanungen durchgeführt werden, soll ab 2013 die Entwurfs- und Genehmigungsplanung beginnen.

Im Rahmen der Ausbauplanungen zum Projekt „Stuttgart 21“ müssen wir auch weiterhin darauf achten, dass die Streckenführung der Gäubahn über den Flughafen und die Messe an den geplanten Tiefbahnhof in Stuttgart nicht in Frage gestellt wird. Die direkte Anbindung unseres Landkreises über Rottweil auf der Gäubahn an den Flughafen und die Messe in Stuttgart entspricht auch den Rahmenbedingungen, von denen die Bürgerinnen und Bürger beim Volksentscheid zum Projekt „Stuttgart 21“ ausgegangen sind. Der Landkreis wird sich politisch weiter dafür einsetzen, dass ihre Interessen und Erwartungen nicht enttäuscht werden.

Zahl der Anträge auf Asyl steigt

Unser Landkreis ist keine Insel, und auch wir stellen fest, dass weltweit Konflikte zunehmen und daher immer mehr Menschen Asyl bei uns beantragen. Der starke Anstieg der Zugangszahlen im Schwarzwald-Baar-Kreis wird uns weiter fordern. Dabei verdeutlicht der demografische Wandel zugleich, dass wir die zuwandernden Menschen für unseren Landkreis gewinnen und ihr Potenzial nutzen können.

Es liegt im Interesse des Landkreises, für eine bestmögliche Integration und Ausbildung

aller Menschen Anstrengungen zu unternehmen. Die gute Tradition der jährlichen Einbürgerungsfeier im Landratsamt führt uns dies vor Augen. Sie zeigt auf schöne Weise, dass unser Landkreis ein attraktiver Lebensraum ist, in dem wir neue Mitbürger gerne willkommen heißen.

Immer mehr ältere, behinderte Menschen haben den Bedarf an zusätzlicher Hilfe

Die Eingliederungshilfe für behinderte Menschen ist nach wie vor ein bedeutender Aufgabenbereich der Sozialverwaltung des Landkreises. Alleine die Ausgaben in diesem Bereich betragen jährlich rund 25 Millionen Euro. Der demografische Wandel führt dazu, dass die Kosten weiter steigen, da auch immer mehr ältere behinderte Menschen einen Bedarf an zusätzlicher Hilfe haben. Der Schwarzwald-Baar-Kreis sieht auch in Zukunft die Aufgabe, im Einzelfall bedarfsgerechte Hilfe anzubieten, ambulante Angebote zu stärken und innovative Lösungen zu suchen. Daneben muss der Landkreis aber auch den politischen Druck auf die Entscheidungsträger im Bund aufrechterhalten, um die Kostentragung auf eine breitere Basis zu stellen.

Auch unabhängig vom demografischen Wandel steht der Landkreis immer wieder vor Herausforderungen, die sich aus veränderten Rahmenbedingungen ergeben, zum Beispiel



„Sie gehören jetzt dazu. Wir gehören zusammen“, sagte Landrat Sven Hinterseh im Juli 2012 zu 30 neuen deutschen Staatsbürgern bei der Einbürgerungsfeier im Landratsamt. Besonders ermutigte Sven Hinterseh die 30 Neubürger von ihrem Wahlrecht Gebrauch zu machen und sich in ihrer neuen Heimat zu engagieren. Insgesamt 211 ausländische Mitbürger wurden 2012 eingebürgert.

weitreichende, politische Entscheidungen in Bund und Land, die uns direkt betreffen.

Polizeistruktureform – Hochschule in VS-Schwenningen wird gestärkt

Das Innenministerium Baden-Württemberg entschied im März 2012, dass im Zuge der angestrebten Polizeistruktureform die Polizeidirektion in Villingen-Schwenningen aufgegeben werden soll. Der Schwarzwald-Baar-Kreis hatte sich sowohl im Vorfeld dieser Entscheidung als auch im Nachhinein engagiert und mit guten Sachargumenten für den Standort eingesetzt. Als Standort des künftigen regionalen Polizeipräsidiums hat das Innenministerium dennoch Tuttlingen favorisiert.

Im Zuge der Reform wird die Hochschule für Polizei in Villingen-Schwenningen für die gesamte Aus- und Fortbildung der baden-württembergischen Polizei zuständig werden und damit gestärkt. Mit einem Zuwachs an Personal und Auszubildenden ist deshalb zu rechnen.

Fluglärm: Deutliche Kritik am Staatsvertrag mit der Schweiz

Intensiv haben wir uns auch mit den Staatsvertragsverhandlungen zum Flughafen Zürich und mit den Auswirkungen auf den Schwarzwald-Baar-Kreis beschäftigt. Nach jahrelangen, erfolglosen Verhandlungen zwischen der Schweiz und Deutschland wurde am 2. Juli 2012 ein Staatsvertrag über die Auswirkungen des Flughafens ausgehandelt und paraphiert. Nachdem die deutsche und die Schweizer Regierung den Vertrag gebilligt haben, wurde dieser am 4. September 2012 von den zuständigen Ministern in Bern unterzeichnet. Der Vertrag muss, um Gültigkeit zu erlangen, vom Deutschen Bundestag und Bundesrat und vom Schweizer Nationalrat und Ständerat ratifiziert werden.

Der Staatsvertrag wird von uns abgelehnt, da wir nicht bereit sind, Verschlechterungen für unsere Bevölkerung gegenüber der jetzt geltenden Rechtslage hinzunehmen. Wir haben stets für die Umsetzung der sogenannten „Stuttgar-

ter Erklärung“ geworben und dabei insbesondere auf die Notwendigkeit hingewiesen, dass der Warteraum „RILAX“ über unserem Landkreis aufgehoben und eine Begrenzung der Anflüge über deutschem Gebiet auf 80.000 Anflüge pro Jahr erreicht wird.

Beides enthält der Staatsvertrag nicht. Stattdessen sollen sogar neue Belastungen durch zahlenmäßig auch nicht beschränkte An- und Abflüge sowie reduzierte Flughöhen bei An- und Abflügen hinzukommen. Der Kreistag und die Oberbürgermeister und Bürgermeister des Schwarzwald-Baar-Kreises haben die Kritik deutlich geäußert und die Politik aufgefordert, das Ratifizierungsverfahren auszusetzen.

Modellprojekt „Bioenergieregion“

Im Schwarzwald-Baar-Kreis setzt sich die von Bund und Land vorangetriebene Energiewende

*Für das Auge weit entfernt –
für die Ohren „nah dabei“. Die
Auswirkungen des Flughafens
Zürich sind auf der Baar
deutlich spür- sprich hörbar.
Hier eine Passagiermaschine
„über dem Rathausturm von
Donaueschingen“.*



konsequent fort. Während wir in unseren Gebäuden auf der einen Seite ein eigenes Energiemanagement betreiben und dadurch beträchtliche Einsparungen erzielen können, investieren wir auf der anderen Seite in erheblichem Umfang in die energetische Sanierung. Mit der unbefristeten Fortsetzung der Energieagentur macht der Landkreis gemeinsam mit zahlreichen Partnern deutlich, wie wichtig ihm die kostenfreie und umfassende Erstberatung der Bürgerinnen und Bürger in Energiefragen auch in Zukunft ist.

Darüber hinaus wird sich der Landkreis an dem Modellprojekt „Bioenergieregion“ beteiligen und ist damit etwa auch bei landwirtschaftlichen Betrieben und mit Blick auf die verschiedenartigen, wertvollen, heimischen Ressourcen auf einem guten Weg in Richtung regenerativer Energiewende.

Vielfältige Kulturlandschaft bewahren

Im Bereich der Landwirtschaft und des Naturschutzes trägt die Landkreisverwaltung mit verschiedenen Maßnahmen dazu bei, die vielfältige Kulturlandschaft des Schwarzwald-Baar-Kreises zu erhalten und zu bewahren. Aktuell werden beispielsweise auf Versuchsfeldern Pflanzen erprobt, die den Mais als derzeit noch vorrangige Energiepflanze perspektivisch teilweise ersetzen können. Damit erhalten wir uns auf eine die Landschaft schonende Weise die wirtschaftlichen und ökologischen Vorteile der Biogasgewinnung.



Um die wertvolle Natur im Schwarzwald-Baar-Kreis dauerhaft zu erhalten, hat der Kreistag im Dezember 2011 der Beteiligung am Naturschutzgroßprojekt „Baar“ zugestimmt. Dieses Projekt deckt nahezu die Hälfte des Kreisgebietes ab. In den Kerngebieten geht es dabei um die Wiederherstellung und Erhaltung der Mooregebiete und des Biotopverbundes auf der Baar. Die Bewilligung des Großprojekts seitens des Bundes und des Landes steht unmittelbar bevor und der Landkreis wird dieses Projekt dann in den kommenden Jahren gemeinsam mit zahlreichen Partnern umsetzen.

Naturnaher und moderner Tourismus

Die Herausforderungen, die auf den Landkreis infolge struktureller Veränderungen zukommen, bieten auch die große Chance, sich für die Zukunft erfolgreich aufzustellen. Das gilt insbesondere im Bereich des Tourismus. Unser ländlich geprägter Landkreis sollte sein Potenzial an einmaliger Natur- und Kulturlandschaft erhalten und nutzen. Zusätzliche Einkünfte aus touristischen Angeboten können auch dazu beitragen, den Bestand landwirtschaftlicher Betriebe zu sichern.

Naturnahe und zugleich moderne Tourismusangebote liegen dauerhaft im Trend. Deshalb werden wir an dem 2010 gestarteten, erfolgreichen Projekt „RadParadies Schwarzwald und Alb“ festhalten. Eine besondere Nachfrage nach hochwertigen Angeboten besteht auch im Bereich des Wandertourismus. Wandern ist die Freizeitaktivität schlechthin. Deshalb werden wir gemeinsam mit unserem Partner, dem Landkreis Rottweil, unsere Region zu einem bekannten und attraktiven „WanderParadies“ ausbauen.

Sven Hinterseh

Wandern zu Fuß oder mit dem Rad ist die Freizeitaktivität schlechthin, attraktive Ziele hat der Landkreis in Hülle und Fülle zu bieten: Vom Triberger Wasserfall über die Hexenlochmühle in Furtwangen-Neukirch bis hin zum Jakobswanderweg. Unten: Radwanderer auf der Baar bei Donaueschingen (links) und Jakobswanderer bei Unterkirnach.



Bei der bislang größten Verwaltungsreform in Baden-Württemberg wurde die Zahl der Landkreise von 65 auf 35 reduziert

40 Jahre Kreisreform – der Weg zum Schwarzwald-Baar-Kreis

von Kreisarchivar Dr. Joachim Sturm

Die Geschichte der Entstehung des zum 1. Januar 1973 ins Leben getretenen Schwarzwald-Baar-Kreises ist Teil der Geschichte der größten Kreisreform in Baden-Württemberg. Sie erzählt von einem über vierzig Jahre währenden Ringen um die ideale Größe und Zahl der neu zu schaffenden Landkreise, ihres Zuschnitts, ihres Verwaltungsaufbaues, ihrer Aufgaben und ihrer neuen politischen Machtverteilung im Innern.

Keines der nach 1945 unter amerikanischer oder französischer Besatzung entstandenen Länder im Südwesten hat sich an einen neuen Zuschnitt der Landkreise gewagt. Die durch die Vorgaben der Besatzungsregierung oder die administrativen Vorbilder der Besatzungsmächte beeinflussten wie auf unsicheren Füßen stehenden neuen Länder wie Baden bremsen zunächst die Weiterentwicklung. In Baden tastete die Verordnung Nr. 60 des französischen Oberkommandierenden Rechtsstatus und Stellung des Kreises als zugleich staatliche und kommunale Behörde kaum an. Sie verband sie nur mit Grundsätzen aus der Zeit vor 1933. Die Länder

Württemberg und Württemberg-Hohenzollern erhielten 1946 und 1948 neue Kreisordnungen, die zu „alten Grundsätzen in ...der Organisation“ zurückkehrten. Auch hier wurde die Doppelstellung des Landrats, jedoch mit einer bedeutenden Änderung, aufrechterhalten. Dieser wurde nun durch die Kreisvertreter gewählt und zum Kommunalbeamten gemacht.

Die Verwaltung kann mit der rasanten Entwicklung in Gesellschaft und Staat nicht mithalten

Diese Unterschiedlichkeit der Kreisverfassungen überdauerte zunächst die Gründung des Landes Baden-Württemberg. Als erster Schritt zur Vereinheitlichung trat 1953 ein „Gesetz zur vorläufigen Angleichung des Kommunalrechts“ in Kraft, dem 1955 die erste, für das ganze Bundesland geltende, Landkreisordnung folgte. Neue, veränderte Landkreise waren damit nicht verbunden.

Es waren andere Kräfte, die das Problem einer durchgreifenden Reform mit Neuzuschnitt der Landkreise bewirkten. Die rasante Entwicklung in Staat und Gesellschaft sah sich in den

Donauerschingen 2. Januar 1973 / Nr. 1. 1. 1973

Böllerschüsse für den neuen Großkreis

Viel Arbeit für die Polizei

Donauerschingen. Wertet man die Fülle des Feuerwerks, das die Donauerschinger, Hülfinger und Brämlinger am schlichten, in die alte Richtung wie die Böllerschüsse, die die Hülfinger Büren am Neujahrsmorgen speziell (unser Bild) so ist der Bevölkerung des alten Kreis Donauerschingen und die Begrüßung des größeren Kreisgebietes offenbar so sehr gefallen.

klarem Himmel waren die Leuchtblind um den Sechshundert Kilometerweit erst Jahres Feuerwerksmaterial die um dem Jahr 1973 verschiebende. Bei herrlichem Winterwetter hatte die Kälte entlassen. Wie seit Tagen herrschte am Kältehoch über dem Kreisgebiet der und ab und zu auch mit dem neuen auf Eis zeichneten.

acht in der Ohnmacht

Chälbtige mühten am letzten Jahre die Colosseum, in den neue Bilanz des Jahres 1972 zu der Jahresabschlussbericht dankte die als neuer, die neuen Dank an alle Helfer, die



Bei der Verzeichnung von drei festgenommenen Einbruchdiebstahl in Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen waren Rund 10.000 Mark Schäden gab es am unfähige bei Inanspruchnahme

entwundet. Ein in Behalt geparkter Wagen wurde von einem unbekanntem Fahrer angezogen und stark beschädigt. Beim Unfall, der vorne links beschädigt sein muß, Hinweise geben.

Durch Punkten, die beim Schmelzen die Abstrahlung

Im Blickpunkt
Dienstag, 2. Januar 1973
Donauerschingen

Böllerschüsse für den neuen Großkreis titelt die Badische Zeitung am 2. Januar 1973 aus Anlass der Geburtsstunde des Schwarzwald-Baar-Kreises.



beginnenden 1960er Jahren einer Verwaltung in Kreisen, Städten und Gemeinden gegenüber, deren Strukturen zu einem guten Teil noch in das verflossene Jahrhundert wiesen. Eine durchweg weit über Grenzen hinausgehende wirtschaftliche Verflechtung, die einsetzende Mobilität der Gesellschaft und die Notwendigkeit, Aufgaben zu lösen, die an bestehenden Kreisgrenzen nicht Halt machten, ließen Reformen dringend notwendig erscheinen.

Die Liste der Aufgaben für die Kreispolitik im jungen Schwarzwald-Baar-Kreis war lang – die „Gründungsthemen“ aus den 1970er-Jahren beschäftigten den Kreistag unter Vorsitz von Landrat Dr. Rainer Gutknecht auch noch in den 1980er-Jahren (unser Foto). Zu den Aufgaben gehören der Kreisstraßenbau, das Berufsschulwesen (oben rechts die Landeshotelfachschule), die Landwirtschaft oder auch der Denkmalschutz (unten rechts Sanierung der Entenburg in Pfohren).

Die Regierungserklärung 1967 von Ministerpräsident Hans Filbinger war gewissermaßen der Startschuss zu dem großen Reformwerk, wobei die Konkretisierung und Umsetzung der im April 1968 nach der Landtagswahl gebildeten großen Koalition aus CDU und SPD zufiel.

Als Grundlage zur Gebietsreform diente die vielfach als methodisch fragwürdig angesehene Untersuchung „Zentrale Orte und ihre Verflechtungsbereiche in Baden-Württemberg“, die die Regierung bei Professor Constantin von Dietze vom Institut für Agrarwissenschaft der Universität Freiburg in Auftrag gegeben hatte. Diese 1966 auf der Basis einer Befragung von Fünft- bis Achtklässlern und ihrer Lehrer erstellte Analyse war praktisch der Ausgangspunkt aller danach konzipierten Pläne.

Herausragend war dabei das Denkmodell von Innenminister Krause, dessen Bekanntmachung im Dezember 1969 eine heftige Diskussion um die Landkreisreform anstieß. Die Landräte glaubten ihren Augen nicht zu trauen, denn das Papier sah eine Verringerung der Landkreise von 65 auf 25 vor. Am Schluss waren es jedoch 35.

Die nun anhebende, bis zur Reform nicht mehr verebbende, leidenschaftliche Debatte um die Landkreise wurde zu einem großen Stück durch den Landkreistag, die öffentlich-rechtliche Interessenvertretung der Landkreise, geführt. Dabei erklang die traditionelle Forderung nach „Einheit der Verwaltung auf unterer Ebene“. Hier begann, was schließlich in mehreren Schritten mit der Eingliederung der Landwirtschaftsämter, der Gesundheitsämter, Veterinärämter und Vermessungsämter, aber auch der Schulämter und Forstämter bis 2005 seinen Abschluss finden sollte. Die Rückgliederung des Schulamtes 2009 in die Staatsverwaltung allerdings und die Zusammenlegung mehrerer Ämter (Versorgungsämter, Lastenausgleichsämter) der Landkreise zeigen, dass die Landkreisreform zumindest inhaltlich noch 40 Jahre nach der Reform keinen endgültigen Abschluss gefunden hat, ja, wahrscheinlich aufgrund sich stets ändernder Gesamtentwicklungen auch prinzipiell keinen finden kann.

Etwas anderes war es zunächst mit der Frage nach dem Zuschnitt der neuen Landkreise. Die Landräte stellten ein wenig beleidigt immer

wieder die Frage, ob die „Landkreise sich nicht als leistungsfähig genug“ erwiesen hätten. Zudem sahen sie den Landkreis als Stück Heimat und Träger politischen Gestaltungswillens „völlig unterbewertet“. Dagegen erwiderte die Landesregierung und einige Landtagsmitglieder unaufhörlich, dass die Landkreise „nicht besonders schützenswert“ seien, „...auch wenn das einige Kollegen Landräte und andere moderne Kleinfürsten nicht gerne hören wollen“.

Zuschnitt der Landkreise eine Herausforderung

Besonderer Sprengstoff bot die Frage nach dem Zuschnitt der neuen Landkreise, da dies eine starke Konkurrenzsituation unter Landräten, wenn nicht Konfrontationen, hervorrief. Ein Festhalten am Fortbestand von 63 Landkreisen schien ab Februar 1970 von Seiten der Kreisvertretung politisch nicht mehr vertretbar, wenn man weiterhin ernst genommen werden wollte. Resignation beschlich die bisher geschlossenen Reihen. Jedoch kam eine von Seiten der Landkreise, unter Federführung des pensionierten Konstanzer Landrats Ludwig Seiterich, erarbeitete Stellungnahme zu spät. Das am 25. Februar 1970 veröffentlichte und maßgeblich vom damaligen Stuttgarter Oberbürgermeister Manfred Rommel, wie dem Spaichinger Bürgermeister und späteren Ministerpräsidenten Erwin Teufel, beeinflusste „Alternativmodell“ der „CDU-Kommission Verwaltungsreform“ sah 40 Land- und acht Stadtkreise vor. Es war eine Gegenvorstellung gegen das aus dem Innenministerium lancierte, SPD-dominierte Modell. Doch lag es nicht allzu weit entfernt von der Vorstellungen Seiterichs. So ging es langsam voran.

Auch wenn sich langsam die Erkenntnis Bahn schuf, dass es an der Zeit sei, ähnlich wie bei der Gemeindereform auf freiwilliger Basis zur Herstellung größerer Landkreise untereinander zu kooperieren, waren zu viele, auch menschliche Aspekte, im Spiel, als dass es auf Anhieb eine harmonische Verständigung hätte geben können. Die monatelangen, nur allzu oft quälenden Anhörungsrunden im Parlament, der Streit um jede Variante eines Kreiszuschnitts oder geringste territoriale Veränderung sind bis heute unver-

gessen und werden der Landes- und „Quellenland“geschichte noch manches Rätsel zu lösen geben. Insbesondere die Frage nach der Abgabe der Gemeinden Tennenbronn und Weiler an den Kreis Rottweil, wie die Einbeziehung der Stadt Trossingen in den neuen Kreis Villingen, ließ die Wellen hochschlagen. Es wurden zuweilen Töne angeschlagen, die man bei den Landräten der Region, die ja alle gesetzte Verwaltungsjuristen waren, nicht erwartet hätte.

Verwundert ist man über den dann trotz allem rasch zu Ende geführten Diskussionsprozess. Das Kreisreformgesetz wurde vom Landtag am 26. Juli 1971 verabschiedet und trat am 1.1.1973 in Kraft.

Dr. Rainer Gutknecht wird erster Landrat des neuen Schwarzwald-Baar-Kreises

Die Verschmelzung der beiden Landkreise Donaueschingen und Villingen (1972 ein Jahr lang als Landkreis Villingen-Schwenningen) und die Wahl eines neuen Landrats geschah umso leichter, als die beiden Amtsinhaber Dr. Robert Lienhart (1908-2000) und Dr. Josef Astfäller (1907-1997) altershalber pensioniert werden konnten und gegeneinander nicht mehr in den



Landrat Dr. Rainer Gutknecht

Ring steigen mussten. Erster neuer Landrat des Landkreises Schwarzwald-Baar-Kreis wurde Dr. Rainer Gutknecht.

In dieser größten Verwaltungsreform Baden-Württembergs wird das Wirken historischer Traditionen sichtbar, die in keiner der Expertisen bewusst und deutlich formuliert wurden. Ohne einer historischen Bewertung vorzugreifen, die aufgrund der 40 Jahre zurückliegenden Ereignisse und der noch nicht greifbaren Archivunterlagen so schnell nicht vorgenommen werden können, bietet die Betrachtung des neu errichteten Schwarzwald-Baar-Kreises zwei Aspekte, die Altbekanntes und Neues vermischen.

Die Auflösung des Landkreises Donaueschingen und die damit einhergehende Schaf-

fung des Verwaltungsmittelpunktes in Villingen folgte der Verlagerung des wirtschaftlichen Schwerpunktes in der Region.

Gerade in dieser Entscheidung offenbart sich eine historische Kontinuität, die sich auf die im Großherzogtum Baden gegründete Tradition der Verwaltungsraumneu- und umgliederung aus ökonomischen und sozialen Aspekten stützt, der politische Aspekte untergeordnet werden. Die Schaffung von Außenstellen der Kreisbehörde in Donaueschingen oder gar die Ansiedlung ganzer Ämter dort hat diese Verlagerung des Schwerpunktes von Süden nach Norden zwar gemildert, prinzipiell jedoch nicht aufgehoben.

Ergänzt wird diese Tradition, wonach der Errichtungsort von Kreisbehörden der Herausbildung wirtschaftlicher und sozialer Zentren antwortet, durch Hinzunahme moderner wirtschaftlicher Gesichtspunkte, die infrastrukturelle Gegebenheiten miteinbeziehen. Die bereits zum Zeitpunkt der Kreisreform in Planung befindliche Autobahn Stuttgart-Singen wurde größtenteils zum Anhaltspunkt für die östliche Kreisgrenze.

Weitere Verzahnung von Baden und Württemberg

Im neuen Großkreis vollzog sich zudem auf staatlicher Ebene und Verwaltungsebene wiederum ein Stück Integration oder besser gesagt Verzahnung der historischen Staaten Baden und Württemberg mit Löschung vorkonföderaler und nationaler politisch-territorialer Strukturen.

Der aus der eher gelenkten Volksabstimmung am 25. April 1952 hervorgegangene und am 7. Juni 1970 erneut bestätigte Bundesstaat Baden-Württemberg wurde auf Grundlage des Kreisreformgesetzes vom 26. Juli 1971 bis zum 1. Januar 1973 in der Gestaltung des Schwarzwald-Baar-Kreises ein weiteres Stück Realität, indem er einst württembergische Orte wie das bereits 1972 mit Villingen fusionierte Schwenningen (mit Mühlhausen seit 1970, Lkr. Rottweil), Tuningen (zuvor Landkreis Tuttlingen) und Weighem (zuvor Landkreis Rottweil) einem rund 150 Jahre alten, badischen Landesteil hinzufügte. Nur das ebenfalls mitgekommene Deißlingen

musste zum 1. Januar 1974 an den Landkreis Rottweil zurückgegeben werden.

Tilgung alter politischer Strukturen

Dieser Wille zur Verzahnung gilt noch viel mehr für die Abgabe des Ostteils des Landkreises Donaueschingen an Tuttlingen, die eine weitere Tilgung alter, politischer Strukturen sichtbar werden lässt. Die Raumschaften Im-mendingen, Geisingen und das anschließende Aitrachtal waren nämlich alte, fürstenbergische Besitzungen. Hierzu passt auch die Abgabe Unadingsen an den Landkreis Breisgau-Hoch-schwarzwald, der als eine verwaltungstechnische Entfernung einstigen, fürstenbergischen Landes vom Herrschaftszentrum Donaueschingen begriffen werden könnte.

Dass in dieser tiefgreifenden Modellierung des Kreises auch geografisch-kulturelle Gesichtspunkte eine Rolle spielten, sei nur am Rande erwähnt. So wurde Urach, das kirchlich zum Dekanat Villingen und politisch bis 1806 zum fürstenbergischen Amt Vöhrenbach gehört hatte, nach Eingliederung in Vöhrenbach ebenfalls zum Landkreis gezogen. Das durch Württemberg und die Reformation teilweise stark geprägte Tennenbronn hingegen ging schließlich an den Landkreis Rottweil als Nachfolger des württembergischen Oberamtes Rottweil. Vom Landkreis Konstanz hingegen kam Nordhalden zum Schwarzwald-Baar-Kreis, wie das lange schon beim Kreis befindliche Epenhofen, ein einstiger, nördlicher Gebietsteil der Herrschaft Blumenfeld.

Auch wenn die gebietsmäßige Gliederung des Landkreises derzeit abgeschlossen ist, bedeutet dies keineswegs eine Garantie für künftige Zeiten. Wenn uns die Geschichte etwas lehrt, so dies, dass Landkreise lebendige Gebilde im Leben eines Landes sind. Auf künftige Entwicklungen darf man daher gespannt sein. Wie sehr sich der neue Schwarzwald-Baar-Kreis gegenüber seinen „geschluckten“ Vorgängern verändert hatte, zeigte sich auch im neuen Verhältnis zwischen Landrat und Kreistag. Um der



Das Wappen des 1973 ins Leben gerufenen Schwarzwald-Baar-Kreises.

parlamentarischen Vertretung der Kreisbevölkerung gegenüber dem Landrat mehr politisches Gewicht zu verleihen, wurde der Kreistag, ein aus dem Kreistag bestimmtes engeres, kreispolitisch richtungsweisendes Gremium, abgeschafft.

Die verbleibenden Organe Kreistag und Landrat mussten nun um die Kreispolitik ringen, wobei die ursprünglich als hierbei den Kreistag aufteilenden, als schwächend empfundenen, mitinstallierten berate-

tenden und beschließenden Ausschüsse kompetente Gremien wurden, die dem Landrat die Stirn bieten konnten. Dazu nahmen die Kreistagsfraktionen eine wichtige Rolle ein, weil nun bei ihnen, und nicht wie früher beim Kreistag, die politische Macht zentriert war.

Viele Aufgaben – harte Bewährungsprobe

Der aus der Zusammenlegung der alten Landkreise Donaueschingen und Villingen mit Veränderungen in den Randgebieten entstandene Schwarzwald-Baar-Kreis war durch die wachsende Leistungsstärke und die erweiterte Aufgabenkompetenz, verbunden mit einer stark in die Verantwortung drängenden Arbeit des Kreistags, einer harten Bewährungsprobe ausgesetzt. Die Ausweitung und Intensivierung von herkömmlichen Kreisaufgaben wie Straßenbau, Berufsschulwesen, Sozial- und Jugendhilfe ließ den Kreis zu einem sozial- und bildungspolitischen Schwergewicht werden.

Was zunächst nur als Übernahme gemeindlicher Müllabladepplätze ausgesehen hatte, wurde durch eine vom Umweltschutzgedanken geprägte Gesetzgebung zu einer technisch und organisatorisch anspruchsvollen Abfallwirtschaft.

Die sich gerade während der Reformzeit wandelnde soziale Perspektive mündete in ein weiteres und großes Betätigungsfeld des neuen Schwarzwald-Baar-Kreises: ein immer differenzierter und baulich anspruchsvoller angegangenes berufliches Schulwesen, ein Sonderschulwesen für Bildungsschwache und Körperbehinderte, eine Reorganisation der stationären



Heute sind es Selbstverständlichkeiten, in den 1980er-Jahren waren es die großen Herausforderungen der aktuellen Kreispolitik: Die Müllberge auf den Deponien, der Naturschutz (oben rechts die damalige Situation am Blindensee) – aber auch das Krankenhauswesen. Neu war eine Kreisbildstelle (unten links) die Dia- und Filmmaterial sowie Videokassetten für den Unterricht an Schulen und die Fort- und Erwachsenenbildung bereithielt.

Krankenversorgung, der Einstieg in den öffentlichen Personennahverkehr auf Straße und Schiene oder die Tourismus- und Wirtschaftsförderung. Erweiterte Aufgaben der Sozialhilfe oder im Ausländerrecht sowie Betreuungs- und Beratungsstellen für unterschiedliche Personkreise folgten.

Die Verwaltung wird immer stärker in die gesellschaftliche Entwicklung hineingezogen

Die Aufzählung ist keinesfalls vollständig und soll nur einen Überblick geben, welchen Herausforderungen der neue Großkreis gegenüber-

stand. Kurz, die Verwaltung wurde immer stärker in die soziale, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Gesellschaft hineingezogen. Aus der einstigen Hoheitsverwaltung, die den Kreisbewohnern hauptsächlich als Genehmigungs- und Ablehnungsbehörde erschien, entstand ein behördliches Schwergewicht, das nun vor allem auf die Daseinsvorsorge ausgerichtet war.

Überlebt hat das einstige Kreispflegeheim Geisingen des Landkreises Donaueschingen als ein mit dem neuen Landkreis Tuttlingen gegründeter Zweckverband. Die ebenfalls in Folge der Kreisreform 1977 geschaffene Kreisergänzungsbücherei jedoch ist ein Opfer der Zeiten und Umstände geworden.

Das 1991 eingeweihte, neue, architektonisch herausragende „Kreishaus“ schließlich wurde zum Leuchtturm, zum Symbol der gelungenen Integration, der Andockstelle für das neue Kreisbewusstsein und bester Beweis der Vitalität des durch das „Gesetz zur Änderung der Gemeindeordnung und der Landkreisordnung“ vom 26. Juli 1971 „Schwarzwald-Baar-Kreis“ getauften und am 7. Juni 1974 durch Verleihung des Wappens mit amtlichem Erkennungszeichen versehenen Landkreises.

40 Jahre Schwarzwald-Baar-Kreis

Der Schwarzwald-Baar-Kreis wurde zum 1. Januar 1973 aus den Landkreisen Donaueschingen und Villingen gebildet. Er feiert 2013 sein 40-jähriges Bestehen. In 20 Städten und Gemeinden leben in unserem Landkreis ca. 206.000 Menschen

Drei Landräte vor dem Landratsamt, sie repräsentieren 40 Jahre Kreisgeschichte. Von links: Landrat Sven Hinterseh, in der Mitte Landrat Dr. Rainer Gutknecht, der erste Landrat des Schwarzwald-Baar-Kreises. Rechts sein Nachfolger und Vorgänger von Sven Hinterseh, Karl Heim.



Im Gespräch mit drei Landräten:

Dr. Rainer Gutknecht

Landrat von 1973 - 1996

Karl Heim

Landrat von 1996 - 2012

Sven Hinterseh

Amtsantritt am 1. Juni 2012





Es ist eine Seltenheit, dass 40 Jahre Kreisgeschichte in einem Gespräch mit drei Landräten erfahrbar sind. So hat Landrat Sven Hinterseh aus Anlass des 40-jährigen Bestehens des Schwarzwald-Baar-Kreises am 19. September 2012 seine beiden Vorgänger im Amt ins „Oval Office“ des Schwarzwald-Baar-Kreises eingeladen – in sein Büro im Landratsamt. Der erste Landrat des Schwarzwald-Baar-Kreises, Dr. Rainer Gutknecht, und sein Nachfolger, Karl Heim, folgten dieser Einladung gerne. Erst am 1. Juni des Jahres hatte Karl Heim das Amt in die Hände von Sven Hinterseh gelegt. Die Fragen formulierten die beiden Redakteure Klaus-Peter Karger vom Südwestrundfunk und Wilfried Dold. Das gut zweistündige Gespräch moderierte Klaus-Peter Karger.

Herr Dr. Gutknecht, der Vorabend der Kreisreform, das war ja Ende der 1960er-/Anfang der 1970er- Jahre – die Zeit der Großen Koalition aus CDU und SPD im Landtag in Stuttgart. 1972 war bereits die Fusion von Villingen und Schwenningen erfolgt. Und ein Jahr später, 1973, im Zuge der Kreisreform die Bildung des Schwarzwald-Baar-Kreises durch Zusammenlegung der Landkreise Donaueschingen und Villingen. Wie haben Sie das politische Klima dieser Kreisreform in Erinnerung?

Dr. Rainer Gutknecht: Ich bin am 1. Oktober 1973 nach Villingen-Schwenningen gekommen. An diesem Tag habe ich mein Amt als Landrat angetreten. Die parteipolitischen Gesichtspunkte spielten so gut wie keine Rolle. Ich habe das als angenehm empfunden.

Wie groß waren die Widerstände, auch bei den Lokalfürsten, gegen diese Kreisreform?



Dr. Rainer Gutknecht: Das gefällt natürlich niemand, wenn man zu einem anderen Landkreis kommt. Da entdeckt man, dass die Bindung an den Kreis vielleicht doch enger ist, als allgemein angenommen. Aber man sieht eben auch: Die Kreisreform ist da und es müssen die Konsequenzen gezogen werden.



:: Zur Person

Die beiden Landräte Karl Heim und sein Nachfolger Landrat Sven Hinterseh werden in diesem Almanach ab den Seiten 6 und 14 aus dem Amt verabschiedet, sprich vorgestellt.

Dr. Rainer Gutknecht, heute 81 Jahre alt, ist mit drei Geschwistern in Rottweil aufgewachsen, wo sein Vater Bürgermeister war. Als die beiden Altkreise Donaueschingen und Villingen zueinan-

dergefunden hatten, wurde er zum ersten Landrat des neuen Schwarzwald-Baar-Kreises gewählt. Auf den jungen Landrat, der zuletzt in einer modernen Kreis-Verwaltung in Bergisch-Gladbach gearbeitet hatte, wirkte die ehemalige Residenz des Kreises Villingen, die er 1973 am Villingen Kaiserring bezog, einer modernen Verwaltung nicht angemessen. „Die bauliche Atmosphäre war bedrückend“, schildert er seinen Eindruck. Die Verwaltung in Bergisch-Gladbach hatte schnell und effizient gearbeitet, in der heiteren Atmosphäre der Domstadt Köln hatte er sich wohlgefühlt.

Zu seinen Verdiensten zählen neben der Begründung des Jahrbuches Almanach zahlreiche, grundlegende Verbesserungen bei der Infrastruktur im Landkreis, gerade auch im Schulwesen. Aber besonders auch der Bau des neuen Landratsamtes am Villingen Hoptbühl.

Dr. Gutknecht war von 1973 bis 1996 und damit 23 Jahre lang im Amt (siehe auch Almanach 1997).

Wie reagierten die Menschen im Landkreis Donaueschingen? Es gab 15.000 Bürger, die in einer Unterschriftenaktion für den Fortbestand ihres Landkreises votierten.

Dr. Rainer Gutknecht: Donaueschingen sah sich in der Tat als Verlierer. Mein verehrter Vorgänger, Dr. Lienhart, hat einiges getan, dass Donaueschingen nicht untergeht. Er überreichte mir auch die Kreisbeschreibung des früheren Landkreises Donaueschingen. Handschriftlich hat er darin festgehalten, dass er mich bittet, im neuen Landkreis Gerechtigkeit gegenüber Donaueschingen walten zu lassen.

Donaueschingen ist ein wichtiger Teil des Schwarzwald-Baar-Kreises. Mein Bestreben war, so gut es ging, Donaueschingen einzubinden. Das hat an sich gut geklappt, aber beim geringsten Anlass, Stichwort Krankenhaus, ich sage es mal etwas salopp, da hat die Bude lichterloh gebrannt...

1973 hatten wir mit Dr. Gerhard Gebauer in Villingen-Schwenningen einen neuen Oberbürgermeister, zuvor war er Oberbürgermeister

von Schwenningen. Und da gab es ja auch diese Geschichte mit dem Großkreis...

Dr. Rainer Gutknecht: Dr. Gerhard Gebauer wollte die gesamte Region Schwarzwald-Baar-Heuberg zu einem Großkreis vereinen. Ich war nie ein Freund dieser großen Lösung. Ich bin der Meinung, der Schwarzwald-Baar-Kreis ist groß genug und verwaltungsmäßig noch überschau-



bar. Ich war sehr froh, dass das nicht geklappt hat. Dr. Gerhard Gebauer wollte ja unbedingt auch den Namen unseres Schwarzwald-Baar-Kreises in „Kreis Villingen-Schwenningen“ geändert wissen.

Ihre Wahl erfolgte am 13. Juli 1973, an einem Freitag den 13. Sie sind 23 Jahre lang hier Landrat geblieben. Was waren die Aufgaben der ersten Stunden?

Dr. Rainer Gutknecht: Die Hauptaufgabe war neben dem Straßenbau und dem Sozialbereich ganz klar das Schulwesen. Und hier der berufliche Schulbereich und der Sonderschulbereich. Das war mir insofern recht, abgesehen von der Aufgabe, die einfach wichtig war, da der Schulbereich über alle Fraktionen hinweg unbestritten war.

Man konnte also mit dem Schulbereich den Kreis praktisch vereinheitlichen und hat dezentral ganz bewusst die beruflichen Schulen gelassen, wo sie waren, sie ausgebaut – natürlich auch in Donaueschingen, Furtwangen oder in Schwenningen.

Warum bestand im Schulbereich so ein enormer Nachholbedarf?

Dr. Rainer Gutknecht: Die Schülerzahlen waren im Wachsen, die Schulräume zu klein, und es gab zu wenige davon. Die Gebäude waren zum Teil nicht modern genug. Ich erwähne auch ganz bewusst den Sonderschulbereich. Von einer Körperbehindertenschule sprach damals kein Mensch. Das habe ich übrigens von meinem alten Kreis mitgebracht, dass man eine Körperbehindertenschule braucht, und ich habe auch bei uns entsprechend die Weichen gestellt.

Wie hat denn die Bevölkerung auf diesen neuen Kreis reagiert?

Dr. Rainer Gutknecht: Sie hat ihn relativ schnell angenommen. Ich bin viel draußen gewesen, ganz bewusst auch im früheren Landkreis Donaueschingen. Man hat Sympathien für den neuen Kreis erringen können, wenn man draußen war und mit den Leuten sprach.

Wenn Sie auf ihre 23-jährige Amtszeit zurückschauen, was sehen Sie als größten persönlichen Erfolg?

Dr. Rainer Gutknecht: Das neue Landratsamt war mein schönstes Geschenk, wenn Sie so wollen – praktisch am Ende meiner Amtszeit und nach einem unglaublich schweren Weg. Aber ich habe nie aufgegeben. Wir haben das Haus dringend gebraucht und hervorragend finanziert. Die Einweihung des Landratsamtes war vermutlich der schönste Tag meiner Amtszeit, noch heute freue ich mich an diesem Gebäude.

In Ihre Amtszeit fällt ja auch die Geburtsstunde des Heimatjahrbuchs Almanach, das nun in 37 Ausgaben vorliegt. Sollte das Jahrbuch helfen, Identität zu stiften?

Dr. Rainer Gutknecht: Natürlich! Es waren zwei Überlegungen, die ich hatte. Einmal wollte ich den neuen Landkreis in Wort und Schrift vorstellen, und zwar auf allen Gebieten: Wirtschaft, Kultur, Umwelt. Und ich wollte das Heimatgefühl stärken oder auch für den neuen Landkreis begründen. Ich hatte engagierte Mitstreiter, so den früheren Schulamtsdirektor Heinrich aus dem Kreis Villingen-Schwenningen und den Redakteur Dr. Honold von der Badischen Zeitung in Donaueschingen, der übrigens auch den Namen erfunden hat. Vor allem wollte ich in der Bevölkerung für den Landkreis werben und den Leuten sagen: „Wir sind der neue Schwarzwald-Baar-Kreis, und da gibt es viele schöne Gebiete, die interessant sind.“

Was ist eigentlich Ihr liebster Platz im Schwarzwald-Baar-Kreis? Gibt es da einen Ort?

Dr. Rainer Gutknecht: Ich wohne in Bad Dürkheim. Diesen Ort habe ich mir mit Bedacht gewählt. Zwischen Villingen und Donaueschingen ist Bad Dürkheim die Mitte. Ich fühle mich überall im Landkreis sehr wohl. Ich wohne jetzt in Bad Dürkheim, fühle mich als Bad-Dürkheimer, aber ich fühle mich auch als „Schwarzwald-Baarheimer“. Mir ist am liebsten der gesamte Schwarzwald-Baar-Kreis, ohne dass ich jetzt einen Ort herausheben möchte.



Herr Landrat Karl Heim, Sie haben 1996 den Schwarzwald-Baar-Kreis sozusagen von Dr. Rainer Gutknecht übernommen. Was waren denn am Beginn Ihrer Amtszeit die großen Aufgabenstellungen?

Karl Heim: Der Abfallbereich war dominierend. Herr Dr. Gutknecht hatte einen Abfallspezialisten aus dem Stuttgarter Raum hierhergeholt, um ein neues Abfallkonzept auf den Weg zu bringen. Es herrschte die Vorstellung, dass man gemeinsam mit Rottweil und Tuttlingen eine Abfallverbrennungsanlage baut. Das war relativ weit gediehen. Ich kam vom Zollernalbkreis und hatte dort diese Diskussion zum Teil schon mit-

erlebt. Ich wusste, wie schwierig diese Thematik ist.

Und just als ich kam, beschloss der Kreis Rottweil aus dem Projekt auszusteigen, um mit Stuttgart eine entsprechende Vereinbarung zu treffen. Damit war dieses Konzept tot. Und der Kreistag war – das weiß ich noch – ziemlich sauer auf die Rottweiler. Doch ich habe das mit einer gewissen Gelassenheit zur Kenntnis genommen, weil ich dachte, da liegt auch eine Chance drin – jetzt kann man vielleicht andere Konzepte auf den Weg bringen.

Heute muss man sagen: Gott sei Dank haben wir diese Anlage nicht gebaut. Wir haben es dann geschafft, mit Göppingen eine Vereinbarung zu schließen, sodass wir unsere Anforderungen, den Müll nicht mehr zu deponieren, erfüllen konnten. Wir haben ein fortschrittliches Abfallwirtschaftskonzept umgesetzt mit Biotonne, mehreren Grüngut-Anlagen, Wiederverwertung und allem Drum und Dran.

Herr Dr. Gutknecht hat es gut auf den Weg gebracht, ich durfte es fortführen. Heute spricht kein Mensch mehr davon; das Thema Abfall ist nicht mehr relevant. Damals war es das große Thema in wirklich allen Landkreisen.

Und ein weiteres großes Thema war das Krankenhauswesen?

Karl Heim: Von meiner früheren Tätigkeit wusste ich, das Krankenhauswesen ist immer ein schwie-



riges Thema. So habe ich schon bei meiner Kandidatur gezielt nachgefragt: Wie sieht es im Krankenhauswesen aus? Und dann ist mir gesagt worden: Wir haben ein Kreiskrankenhaus, das hervorragend aufgestellt

ist – und das ist überhaupt kein Thema. Und ich war schon gewählt, aber noch nicht im Amt, als mich der Kämmerer anrief und mir mitteilte, dass wir eine Sondersitzung des Krankenhausausschusses einberufen müssen, um unbedingt ein Sanierungskonzept auf den Weg zu bringen, damit das Krankenhaus finanziell nicht aus dem Ruder läuft. Es zeigte sich dann rasch, dass die Krankenhaus-Problematik in allen Landkreisen das neue, große, zentrale Thema sein wird.

In Ihre Amtszeit fällt die Schließung des Furtwanger Krankenhauses. Welche Erinnerungen haben Sie daran?

Karl Heim: Das war die mit Abstand schwierigste Phase meiner 16-jährigen Amtszeit. Es war deshalb so schwierig, weil solche Diskussionen unglaublich emotionsgeladen geführt werden. Ich war mehrfach in Furtwangen und habe mit den Bürgern geredet. Zu Beginn, als die Furtwanger noch die Hoffnung hatten, dass das Haus erhalten bleibt, haben sie auch zugehört, waren den Argumenten zugänglich. Als jedoch erkennbar wurde, dass man das Krankenhaus auf Dauer nicht halten kann, war die Bereitschaft zuzuhören, die Argumente aufzunehmen, praktisch nicht mehr da.

Wir hatten das Krankenhaus von der Stadt übernommen, es hatte seit Jahren Defizite erwirtschaftet. Die Stadt Furtwangen musste diese Defizite ausgleichen und suchte nach einem Partner. Ich führte damals mit meinen Fachleuten aus dem Krankenhausbereich hierüber viele Gespräche. Die Frage lautete: Sollen wir uns als Partner anbieten? Da waren mehrere Überlegungen im Spiel. Natürlich zu allererst die Versorgung im Oberen Bregtal. Aber auch, dass

Es zeigte sich rasch, dass das Krankenhauswesen in allen Landkreisen zum neuen, großen, zentralen Thema werden wird.

Landrat Karl Heim

man damit das eigene Haus wetterfester macht, da der Einzugsbereich zunimmt.

Die Kernfrage lautete natürlich: Kann man das Ganze wirtschaftlich gestalten? Unser Krankenhaus-

Geschäftsführer sagte „Ja“. Meine Ärzte betonten, sie wären gerne bereit, das Obere Bregtal mitzuversorgen. Und so sind wir diesen Weg gegangen – mit voller Überzeugung. Wir haben versucht, das Krankenhaus in Furtwangen als echtes Haus der Grundversorgung erneut zu etablieren.

Das ging dann einige Zeit gut. Aber es war halt bald erkennbar: das Haus ist auf Dauer wirtschaftlich nicht zu führen! Vor allen Dingen: uns sind schlicht die Ärzte weggelaufen. Irgendwann war der Punkt erreicht, dass man das Krankenhaus nicht mehr fortführen konnte, weil die Ärzte gefehlt haben.

Und dann war ich in der misslichen Situation, dass ich den Furtwangern die Hiobsbotschaft überbringen musste: „Wir müssen das Krankenhaus schließen.“ Das führte natürlich zu massivem Widerstand. Doch ich hatte – mit Ausnahme weniger Kreistagsmitglieder aus dem Furtwanger Raum verständlicherweise – den Kreistag hinter mir.

Jetzt steht ja das Schwarzwald-Baar-Klinikum kurz vor der Eröffnung. Sie waren ein engagierter Wegbegleiter dieses zentralen Klinikneubaus. Wie sehen Sie seine Zukunft?

Karl Heim: Ja, wir können uns glücklich schätzen, dass wir die Strukturen im Krankenhauswesen relativ früh neu geordnet haben. Wir haben über die schwierige Schließung des Krankenhauses Furtwangen gesprochen. Nicht weniger schwierig waren die Verhandlungen mit dem Oberzentrum Villingen-Schwenningen. Hier gab es mit dem Kreis-Klinikum und den deutlich größeren Städtischen Kliniken zwei Krankenhausträger. Doch wir wurden uns einig, dass es Sinn macht, im Kreis eine gemeinsame Kli-



nik-GmbH zu gründen und ein neues, zentrales Klinikum zu bauen.

Als die Idee aufkam – ich glaube, zum ersten Mal hat der damalige Geschäftsführer des Klinikums Villingen-Schwenningen, Horst Schlenker, die Idee geäußert – haben wir das dann sorgfältig durchgerechnet und gesehen, es ist die vernünftigste, zukunftsträchtigste Entscheidung. Wir brachten die gemeinsame GmbH auf den Weg – verbunden mit einem klaren medizinischen Leistungskonzept, das beinhaltete, wo was gemacht werden soll. Das Ziel war klar, es galt, sechs Krankenhausstandorte auf zwei zu reduzieren. Das ist – glaube ich – bis jetzt in keinem zweiten Landkreis geschehen. Und das

ist so ein bisschen das Geheimnis, warum wir heute immer schwarze Zahlen schreiben, während etliche andere Kliniken ja Defizite ausweisen müssen.

Mit dem Bau des neuen, zentralen Klinikums haben wir den letzten, großen Schritt gemacht, um dieses Gesamtkonzept umzusetzen. Ich freue mich sehr darüber, dass das gelingt. Das Schwierigste ist immer, so ein Konzept politisch durchzusetzen. Aber auch die Umsetzung eines solchen Großprojekts ist naturgemäß immer mit Überraschungen und Schwierigkeiten verbunden.

Fakt ist: In einem Jahr wird unser Klinikum hoffentlich fertig sein. Dann sind wir im Schwarzwald-Baar-Kreis sehr gut aufgestellt. Wir können dann ein Haus der Zentralversorgung vorweisen, das neben den Unikliniken Tübingen und Freiburg das Haus mit der höchsten medizinischen Qualität sein wird.

Und wir sind auch wirtschaftlich gut aufgestellt: Wir schreiben immer noch Überschüsse. Deshalb habe ich da wirklich ein sehr sehr gutes Gefühl, was das Krankenhauswesen angeht.

Der Standort Donaueschingen hat wie lange Zukunft?

Karl Heim: Natürlich hätte man auch ein großes Krankenhaus für den ganzen Landkreis bauen



können. Ich wurde häufig gefragt, wie lange wird das Krankenhaus Donaueschingen noch Bestand haben? Ich antwortete immer: Das Haus wird solange bestehen, wie es einen positiven Beitrag für die Gesamt-Klinik-GmbH leistet. Und das tut das Haus. Das Haus ist finanziell kein Klotz am Bein, es ist gut aufgestellt. So besteht aus meiner Sicht keine Veranlassung, über eine Stilllegung von Donaueschingen nachzudenken.

Kommen wir zum öffentlichen Nahverkehr. Da ist ja ohne Frage der Ringzug eine der großen Errungenschaften, die mit Ihrer Beteiligung, auch der Beteiligung des Regionalverbandes natürlich, der da maßgeblich tätig war, zustande gekommen ist. Eine bahnpolitisch – sage ich mal – schwere Geburt. Welche Erinnerungen haben Sie noch an diese Kämpfe?

Karl Heim: Das war in der Tat eine schwere Geburt. Es gab öfters Situationen, in denen ich befürchtet habe, dass das Projekt scheitert. Herr Dr. Gutknecht hat den Ringzug in seinen Anfängen noch mit auf den Weg gebracht. Zu Beginn stellte sich immer wieder die Frage: Wer soll denn Träger dieses Konzepts sein? Man musste die Interessen von drei Landkreisen unter einen Hut bringen und das Ganze dann noch mit dem Land Baden-Württemberg abstimmen. Es gab mehrere Sitzungen, bei denen ich dachte: Jetzt ist das Projekt am Ende...

Man musste immer wieder neu Kompromisse finden. Auch hier ist es wie im Krankenhauswesen: Nicht der Bau ist das Schwierige, sondern die vorherige, politische Entscheidungsfindung. Wir haben das dann unter einen Hut gebracht und mit dem Land eine gute Vereinbarung getroffen. Das muss man dem Land gegenüber auch anerkennen: Wir haben eine hervorragende Unterstützung erfahren. Wir sind sehr mutig gewesen, denn wir haben nicht, wie üblich, mit dem Land Baden-Württemberg eine

Vereinbarung getroffen, dass das Land so ein Konzept auf den Weg bringt und wir uns finanziell beteiligen, sondern, wir haben gesagt: Wir sind die Träger des Systems und das Land beteiligt sich bei uns. Das ist völlig ungewöhnlich.

Im Nachhinein betrachtet war das dann auch in jeder Hinsicht ein Erfolgsmodell, sowohl was die Verkehrsanbindung als auch was die finanziellen Möglichkeiten anbelangt. Wir haben konservativ gerechnet, mal einige Überlegungen angestellt, was der Landkreis jedes Jahr an Defizit aufbringen muss, um dieses System zu finanzieren. Wir hatten damals – das haben Sie noch entscheiden lassen, Herr Dr. Gutknecht – mit den Gemeinden an der Strecke vereinbart, dass die sich zu 30 Prozent an den Kosten beteiligen. Und sie haben es mitgetragen. Meine größte Sorge war, als wir das entschieden haben, dass wir viele Millionen verbauen und der Ringzug dann leer durch die Gegend fährt. Ich hatte da wirklich auch die Befürchtung: Da fährt der Ringzug ohne Passagiere durch den Landkreis, die Reporter stehen an den Schienen und fotografieren die leeren Züge.

Deshalb habe ich auch durchgesetzt, dass wir in der ersten Woche kostenlos fahren, einfach um die Leute auf den Zug zu bringen, um

ihnen das System zu zeigen. Und es ist von den Leuten auch sofort sehr gut angenommen worden. Heute können wir sagen, im Rückblick betrachtet, es war ein Erfolgskonzept. Wir haben bislang noch keinen einzigen Cent an Defizit aufbringen müssen. Auch die Gemeinden damit natürlich nicht. Im Gegenteil: Wir haben sogar gelegentlich ein paar Euro über, was bei so einem System nicht selbstverständlich ist.

Wenn wir uns jetzt mal vom Ringzug entfernen. Der übrige Nahverkehr, deckt er den Bedarf?

Karl Heim: Der Bedarf ist im Öffentlichen Nahverkehr nahezu unendlich – und sie können ihn unmöglich zu 100 Prozent befriedigen. Im länd-

Der Ringzug ist ein Erfolgskonzept. Wir haben bis heute noch keinen einzigen Cent an Defizit aufbringen müssen.

Landrat Karl Heim



Der Bau des neuen zentralen Klinikums, hier die Baustelle im September 2012, und die Einführung des Ringzugsystems waren zentrale Themen während der Amtszeit von Landrat Karl Heim.



lichen Raum müssen Sie immer eine Abwägung treffen zwischen dem, was wünschenswert und was finanzierbar ist. Ganz einfach, weil im ländlichen Raum nicht so viele

Menschen leben, die das System nutzen können, wie in einem Verdichtungsraum. Sie müssen also eine Abwägung treffen. Wenn man das in Betracht zieht – glaube ich – haben wir im Kreis einen sehr gut aufgestellten ÖPNV.

Und wichtig war uns von Anfang an: Der Ringzug ist nicht ein reines Schienen-Nahverkehrskonzept. Es war von vornherein angedacht als ein Bus-Bahn-Konzept, das heißt, die Dinge sind aufeinander abgestimmt.

Es gab ja vor der Kreisreform auch die Bedenken, dass ein solch größeres Gebilde automatisch weniger Bürgernähe bedeuten würde. Wie sehen Sie das heute?

Karl Heim: Ich kann nur sagen, dass sich das, was der Herr Dr. Gutknecht schon gesagt hat,

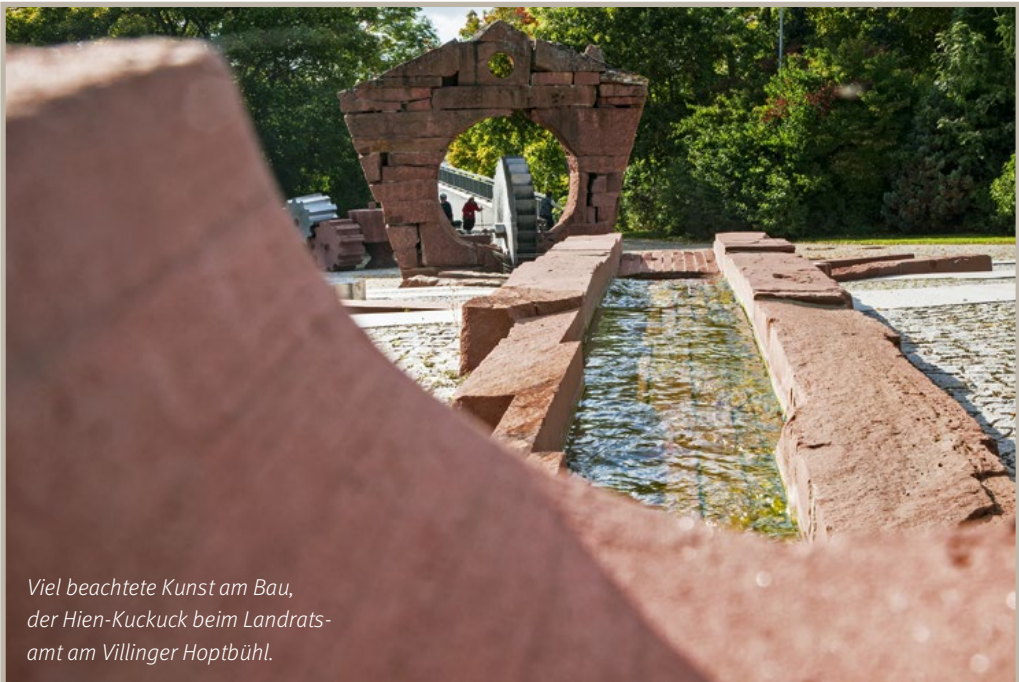
Der Ringzug ist nicht ein reines Schienen-Nahverkehrskonzept. Es war von vornherein angedacht als ein Bus-Bahn-Konzept.

Landrat Karl Heim

aus meiner Sicht voll bestätigt hat. Der Landkreis hat in der Tat eine optimale Größe. Das zeigte sich gerade auch bei der Verwaltungsreform. Er ist so groß, dass er

seine vielfältigen Aufgaben effizient wahrnehmen kann. Sie benötigen immer eine gewisse Mindestgröße, damit sie effizient arbeiten können. Die hat der Landkreis mit seinen 200.000 Einwohnern.

Was nun die Bürgernähe angeht, kommt es darauf an, wie Sie so eine Verwaltung organisieren. Uns war immer wichtig, dass wir auch in der Fläche präsent sind. Dann habe ich mich natürlich selber als Landrat sehr bemüht, dem Landkreis ein Gesicht zu geben, indem ich sehr viel draußen war und versucht habe, Kreisidentität durch persönliche Anwesenheit zu gestalten. Ich habe schon den Eindruck: Kein Mensch zweifelt heute mehr an unserem Schwarzwald-Baar-Kreis. Natürlich gibt es immer wieder gewisse Befindlichkeiten, was einzelne Raumschaften angeht. Aber das ist selbstverständlich.



*Viel beachtete Kunst am Bau,
der Hien-Kuckuck beim Landrats-
amt am Villinger Hoptbühl.*



Herr Landrat Hinterseh: 100 Tage im Amt, das magische Jubiläum haben Sie ja vor wenigen Tagen begangen. Was ist gegenwärtig für Sie das wichtigste Projekt?

Landrat Hinterseh: Ja, in der Tat die 100 Tage sind vorüber, und ich bin sehr dankbar, dass ich hier gut aufgenommen wurde und dass ich auch einen engen Kontakt – ich darf das auch so sagen – zu meinen beiden Vorgängern habe und die beiden Herren immer wieder mal treffe und mich mit ihnen austausche.

Es gibt viele wichtige Themen, aber der demografische Wandel steht im ländlichen Raum über allem. Ich verstehe das nicht als Bedrohung für uns, sondern als eine Herausforderung, der wir uns stellen.

Welche Konzepte haben Sie da?

Landrat Hinterseh: Wir entwickeln gerade eine sogenannte Demografie-Strategie, die aus vielen Mosaiksteinen besteht, die dann ein Gesamtkonzept ergeben. Was mir wichtig ist – und da habe ich mir den Blick von außen bewahren können – wir leben hier in einer sehr starken und einer sehr vitalen Region.

Der Schwarzwald-Baar-Kreis ist insgesamt ein gesunder und leistungsfähiger Landkreis, und wir können uns glücklich schätzen, dass wir hier gute Strukturen vorfinden. Insbesondere auch eine ordentliche Infrastruktur, sehr

gute Bildungseinrichtungen, eine Gesundheitsversorgung – gerade auch mit unseren Kliniken – auf sehr hohem Niveau, die glücklicherweise auch noch in öffentlicher Hand ist. Mein Vorgänger hat im Bereich der Neuordnung der Klinikstrukturen einen wichtigen Beitrag geleistet. Dafür bin ich dankbar, und ich glaube, das ist wirklich ein sehr gutes Fundament, auf dem man aufbauen kann.

Deswegen ist mir vor der Zukunft überhaupt nicht bange. Sie bringt uns Herausforderungen, die wir anpacken und die wir erfolgreich meistern werden. Den Schwarzwald-Baar-Kreis – unser Quellenland – werden wir in eine gute Zukunft führen.





Es gibt aber auch die ärztliche Versorgung vor Ort. Inwieweit kann der Landkreis da mitwirken, um diese sicherzustellen?

Landrat Hinterseh: Mein Vorgänger hat ein Gesundheitsnetzwerk aufgebaut. Vernetzungen und Kooperationen sind sehr wichtig, weil wir im ärztlichen Bereich durch die Selbstverwaltung der Ärzteschaft viele unterschiedliche Akteure haben. Aber die Selbstverwaltung der Ärzteschaft muss auch ihrer Aufgabe gerecht werden und für eine auskömmliche Versorgung auch der ländlichen Räume sorgen.

Natürlich besteht kein Zweifel daran, dass sich der Landarzt klassischer Prägung wandeln wird. Wir werden mehr Gemeinschaftspraxen haben und auch Ärzte, die an mehreren Orten tätig sind. Eine gute und stabile Klinikstruktur – in öffentlicher Hand – hilft uns dabei.

Wie sieht es mit der übrigen Infrastruktur aus?

Landrat Hinterseh: Wir haben hier insgesamt eine ordentliche Infrastruktur – sind verkehrlich gut mit der Schiene und mit Straßen angebunden. Natürlich ist es dennoch richtig, dass wir etwa im Straßenbereich noch Bedarf haben, denken sie an den Lückenschluss der B 523 und die B 27 ab Donaueschingen zur Schweizer Grenze, aber auch andere Projekte. Auch die Schieneninfrastruktur ist im Vergleich zu ande-

ren Landkreisen gut. Die Schwarzwaldbahn ist heute stabilisiert und wir sind mit dem dortigen Verkehrsangebot und der Qualität insgesamt sehr zufrieden. Ich weiß noch, als ich vor über zehn Jahren hier im Landkreis im Landratsamt tätig war, wie wir damals um eine gute Ausstattung der Schwarzwaldbahn gerungen haben.

Wichtig für uns ist jetzt ein ordentlicher Anschluss über die Gäubahn und den Flughafen nach Stuttgart. Die Elektrifizierung der östlichen Höllentalbahn von Neustadt nach Donaueschingen müssen wir hinbekommen, damit wir es schaffen, im Jahr 2020 umsteigefrei von Villingen über Donaueschingen nach Freiburg zu fahren, entsprechend eng vertaktet. Wichtig für uns ist dann natürlich noch die Elektrifizierung der Strecke nach Rottweil, um umsteigefrei von Villingen über Schwenningen nach Rottweil und dann weiter nach Stuttgart fahren zu können.

Wird die Infrastruktur spürbar teurer werden?

Landrat Hinterseh: Es wird natürlich Veränderungen geben. Wir werden das auch im Schulbereich merken. Aber ich warne jetzt davor, in Panik zu verfallen. Jede Zeit hat ihre spezifischen Herausforderungen, das haben wir vorher bei Herrn Dr. Gutknecht gehört und auch bei Herrn Heim. Dr. Gutknecht war in einer Phase politisch aktiv, wo es um den Auf- und Ausbau von Infrastruktur ging. Es gab Bevölkerungswachstum und einen enormen Bedarf. Die Politik musste Infrastruktur zur Verfügung stellen. Heute müssen wir uns fragen: Was können wir bewahren, was können wir vielleicht auch anders definieren, wo können wir vielleicht das eine oder das andere bündeln und anpassen? Aber davor muss uns nicht bange sein.

Die Windkraft ist ja ein tragendes Element der Energiewende. Wie denken Sie über Windräder im Schwarzwald-Baar-Kreis, auch unter dem Aspekt des Landschaftsschutzes?

Landrat Hinterseh: Die Atomkraft hat keine Zukunft, das ist in Deutschland ein gesellschaft-

licher Konsens. Als industriell stark geprägte Region Schwarzwald-Baar-Heuberg wissen wir, dass wir Energie für unsere Produktionsstandorte brauchen. Wir sind dankbar für diese vielen, produktionsabhängigen Arbeitsplätze. Bei uns lebt man nicht nur von der Dienstleistung. Auch wir müssen unseren Beitrag für die Energiewende leisten. Strom wird zukünftig auch immer mehr dezentral produziert. Hier liegt für uns eine riesige Chance. Wertschöpfung in der Fläche wird möglich und nicht nur an wenigen großen Kraftwerksstandorten.

Ohne Zweifel braucht es die Windenergie für eine gelingende Energiewende. Wir müssen sie aber natürlich landschaftsverträglich, sprich naturraumverträglich, ausgestalten. Ich denke schon, dass wir das hinbekommen werden. Im Schwarzwald-Baar-Kreis wird es keine flächendeckende Verspargelung geben. Richtig ist aber trotzdem, dass wir über Windenergieanlagen mit 140 Metern Höhe reden, teilweise sind sie sogar noch höher. Die Landschaft wird sich verändern. Wir müssen aber eine Konzentration erreichen.

Wo wären solche Cluster denkbar? Wo weniger?

Landrat Hinterseh: Lassen Sie mich jetzt nicht konkret über Standorte sprechen – wir haben die kommunale Planungshoheit und diese respektiere ich. Die Kommunen stecken mitten in dieser Arbeit und der Regionalverband hat eine wichtige Vorarbeit geleistet. Wir sind im Schwarzwald-Baar-Kreis – wenn ich es richtig überblicke – auf einem guten Weg.

Welche Chancen bietet die intakte Natur für künftige Tourismusprojekte? Wo sehen Sie da Stärken, wo sehen Sie Optimierungsbedarf?

Landrat Hinterseh: Wir haben im Schwarzwald-Baar-Kreis einen starken Kur- und Gesundheitstourismus. Denken Sie an Bad Dür rheim mit über 600.000 Übernachtungen im Jahr, an Königsfeld, aber auch an unsere Schwarzwaldgemeinden und Baarstädte. Beim Tourismus hat sich in den vergangenen Jahren vieles ge-



tan. Wir haben einen wachsenden Trend hin zum Inlandstourismus. Wir haben einen Trend im Radtourismus. Auch hier hat sich der Schwarzwald-Baar-Kreis gemeinsam mit dem Landkreis Rottweil vor Jahren schon auf den Weg gemacht und ein RadParadies ausgewiesen mit wirklich tollen Radtouren.

Wir erleben momentan einen enormen Trend hin zum Wandern. Wandern ist wieder in. Gerade auch junge Familien gehen wandern. Und da haben wir natürlich mit unseren Naturräumen im Schwarzwald-Baar-Kreis, nämlich mit dem Schwarzwald und der Baar, ein echtes Pfund, mit dem wir wuchern können. Deswegen wollen wir das RadParadies auch erweitern um das Thema Wandern. Aber ich sehe auch eine Möglichkeit, im Naturtourismus noch einiges zu machen. Wir haben beispielsweise am Rohrhardsberg – lassen Sie mich dieses Beispiel nennen – eine enorme Naturvielfalt, wo wir mit



einem sanften Tourismus, mit einem Naturtourismus, neu definiert und ausgestaltet, sicher ein spezielles Zielpublikum erreichen können.

Wie würde das aussehen, dieser sanfte Naturtourismus am Rohrhardsberg?

Landrat Hinterseh: Wir bemerken, dass immer mehr Menschen ein Interesse daran haben, die Natur auch zu verstehen. Viele Menschen wissen gar nicht mehr, wie eine intakte Naturlandschaft eigentlich funktioniert. Und da kann man viel auch mit Führungen machen. Wir haben am Rohrhardsberg ein Life-Projekt gehabt, von der EU kofinanziert, bei dem Naturführer ausgebildet wurden, die erklären können, wie Natur funktioniert, wie Biotope funktionieren. Wir haben hier auf der Baar das zweitgrößte Vogelschutzgebiet in Baden-Württemberg. Wir wollen auf der Baar ein Naturschutzgroßprojekt umsetzen, und ich bin ganz sicher, dass wir in diesem Bereich des Tourismus insgesamt noch mehr machen können.

Der ländliche Raum ist nicht vorstellbar ohne die Landwirtschaft, ohne die Bauern, die auch die Landschaft offen halten. Auf welchen Feldern sehen Sie da Handlungsbedarf? Wie kann man Landwirtschaft und ländlichen Raum, auch Tourismus und Schönheit der Landschaft, wieder besser zusammenbringen?

Landrat Hinterseh: Ja, die Landwirtschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten in der Tat enorm gewandelt. Früher hatten wir viele und überwiegend kleinteilige Betriebe, um die 5.000 Betriebe waren es. Etwa 1.500 bäuerliche Betriebe sind geblieben, gerade ein Drittel davon wird noch als Vollerwerbsbetrieb geführt. Das bedeutet zugleich: die Betriebe werden immer größer. Diese allgemeine Entwicklung können sie nicht durchbrechen.

Es gibt immer wieder auch Landwirte, die eine Nische suchen, die beispielsweise viel im Vertragsnaturschutz machen. Es gibt keinen zweiten Landkreis im Regierungsbezirk Südbaden, der so stark im Vertragsnaturschutz ist, der so viele Verträge in diesem Bereich abschließt wie wir, da über 50 Prozent unserer Kreisfläche hochwertige Natura 2000 Gebiete sind. Das heißt, wir haben hier eine kostbare Natur und die gilt es auch zu pflegen, zu hegen – offen zu halten. Und hier wollen wir auch als Landratsamt unterstützen. Wir überlegen, wie wir die Bauern noch besser unterstützen können. Vor allen Dingen müssen wir mit diesem Schatz „Natur“ sorgsam umgehen, weil er auch für den Tourismus ein Mehrwert ist.

Wir haben hier eine kostbare Natur und die gilt es auch zu pflegen, zu hegen und offen zu halten. Das wollen wir unterstützen! *Landrat Sven Hinterseh*

Der Schwarzwald-Baar-Kreis wirbt ja mit der Marke „Quellenland“, weil wir sowohl den Ursprung des Neckars als auch die Quellen der Donau vorweisen können. Welche kulturpolitischen Impulse sind für Sie vor diesem Hintergrund neben der Partnerschaft mit Bács-Kiskun vorstellbar?

Landrat Hinterseh: Wir sind stolz darauf, dass wir diese Partnerschaft mit Bács-Kiskun haben. Herr Dr. Gutknecht hat das wenige Tage, bevor er in den Ruhestand gegangen ist, noch auf den Weg gebracht und die Partnerschaftsurkunde unterzeichnet. Herr Heim hat diese Partnerschaft auch intensiv betrieben. Ich fand es eine schöne Geste, dass mich Herr Heim im Mai, als ich bereits gewählt war, aber noch nicht im Amt, mit nach Ungarn zu unseren Freunden genommen hat. Unsere Freunde haben momentan spezifische Herausforderungen zu meistern, weil in Ungarn einiges im Fluss ist und die Komitate doch deutlich beschnitten wurden. Auch in den Zuständigkeiten, sodass wir jetzt schauen und prüfen, wie wir die Partnerschaft fortführen und wie wir Themenfelder identifizieren können – wo wir die Partnerschaft auch wirklich leben können.

Das lässt wenig Raum für neue Partnerschaften. Ich will diese Partnerschaft, die wir haben,



Die Zukunft der Landwirtschaft sowie der Bevölkerungsrückgang im dünn besiedelten ländlichen Raum sind zentrale Themen der künftigen Kreispolitik. Hier der unter Naturschutz stehende Katzensteig bei Furtwangen. 50 Prozent der Fläche des Schwarzwald-Baar-Kreises sind Natura 2000-Gebiet. Landrat Sven Hinterseh: „Das heißt, wir haben hier eine kostbare Natur, die auch unter touristischen Aspekten ein Schatz ist.“

am Leben halten und neu ausgestalten. Das kostet sicher viel Kraft und viel Energie, sodass – glaube ich – kein Raum bleibt für weitere Partnerschaften. Ich will lieber diese Partnerschaft, die wir seit über 16 Jahren pflegen, auf gutem Wege wissen.

Sie gelten als Teamplayer. Welche Teams stellen Sie gerade auf und mit welchen Prioritätenlisten?

Landrat Hinterseh: Als Einzelkämpfer kann man natürlich überhaupt nichts bewerkstelligen. Das ist klar. Das Landratsamt ist sehr gut auf-

gestellt. Aber wir sehen natürlich auch innerhalb der Kreisverwaltung den demografischen Wandel. Wir haben viele Kolleginnen und Kollegen, die in den Ruhestand gehen und da muss man immer schauen und um die besten Köpfe werben. Und die öffentliche Verwaltung hat es da nicht leicht, weil wir natürlich nicht mit der Industrie konkurrieren können und weil es natürlich immer weniger junge Menschen gibt, die auf dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen. So müssen wir uns auch neue Strategien überlegen, wie wir qualifiziertes Personal bekommen. Aber auch da bin ich zuversichtlich, dass uns das gelingt.

Sie waren ja schon mal hier als Dezernent. Jetzt sind Sie Landrat. Im Moment habe ich gesehen, touren Sie, machen die ganzen Antrittsbesuche in den Gemeinden. Wie erleben Sie die Menschen im Schwarzwald-Baar-Kreis?

Landrat Hinterseh: Ich erlebe die Menschen im Schwarzwald-Baar-Kreis als sehr aufgeschlossen. Ich bin erstaunt, wie offen und sympathisch man mir gegenübertritt und begegnet. Ich lerne viel dieser Tage, bin viel unterwegs – jede Begegnung ist eine wichtige Begegnung.

Wo hat man Sorgen und Ängste?

Landrat Hinterseh: Natürlich dieser demografische Wandel. Da haben viele auch Angst. Gerade im Schwarzwald, wo der demografische Wandel spürbarer ist als hier in Villingen-Schwenningen, in Bad Dür rheim oder auch bei den Kommunen auf der Baar. Da hat man schon Sorge: Wie kann man in der Zukunft auch noch attraktiv sein für Familien, wie kann man die Schule im Dorf halten, in der Kommune, wie kann man Strukturen aufrechterhalten? Und das wollen wir ja eben auch mit der Demografie-Strategie angehen, und überlegen, was sind da Konzepte, die auch zukunfts fest sind?

Sie waren ja eine ganze Zeit in Stuttgart, wie beurteilt man dort den Schwarzwald-Baar-Kreis

Landrat Hinterseh: Von außen wird die Region viel stärker wahrgenommen als die Region sich selbst hier manchmal fühlt. Das ist mein Eindruck. Deswegen müssen wir auch mehr über unsere Stärken sprechen und diese hervorheben. Das ist wichtig. Die Menschen hier sind auf eine sehr sympathische Art und Weise bescheiden. Und das finde ich schön.

Aber vor allen Dingen müssen wir auch gut über unsere Heimat sprechen, über unsere starke Heimat, und das auch gerne mit Dritten und nach außen. Das heißt nicht, dass wir nicht auch unsere Schwächen analysieren und schauen, dass wir da noch besser werden.

Also Defizite im Marketing?

Landrat Hinterseh: Vielleicht auch durchaus Defizite im Marketing, wenn Sie das so nennen wollen. Ich will aber keine Marketingstrategie, sondern mit den Menschen über unsere Heimat und deren Vorzüge sprechen. Wir haben hier schöne Naturräume, wir sind hier in einer stabili-

len wirtschaftlichen Situation. Wenn Sie überlegen, noch vor Jahrzehnten, diese industriellen Umbrüche, die es hier gab. Die sind ordentlich und gut weggesteckt worden. Jetzt haben wir hier eine hochinnovative Wirtschaft, mancher Weltmarktführer ist hier zu Hause. Darauf können wir durchaus stolz sein.

Eine letzte Frage an Sie alle drei. Karl Heim hat gesagt, Landrat zu sein, das sei das schönste Amt überhaupt. Warum ist das so?

Dr. Rainer Gutknecht: Weil die Vielfalt der Aufgaben so reizvoll ist, und man kann auch seine Persönlichkeit einbringen. Es gibt selten ein Amt in der Verwaltung, im Bund, Land oder in der Kommune, das so interessant ist wie das des Landrates.

Karl Heim: Das kann ich nur unterstreichen. Was ich besonders spannend finde, ist diese Schnittstelle zwischen Politik und Verwaltung.

Man hat eine unglaubliche Breite an Aufgaben. Und man hat auch dieses politische Element mit dem Kreistag. Man muss wissen, wie man Mehrheiten findet, wie man das auch schafft, dass der Kreis-

tag mit einem mitgeht. Das hat mir Freude gemacht, dieses Spiel im kommunalpolitischen Bereich. Und dann natürlich diese Vielfalt von Begegnungen. Der Landrat ist doch einer, der wirklich mit den Menschen ins Gespräch kommt. Man hat eine gewisse Distanz, aber gleichzeitig doch auch Nähe. Ein wunderbares Amt!

Landrat Hinterseh: Die Themenvielfalt und die vielen Begegnungen mit Menschen ... Das zeichnet sich schon ab, dass mir das besonders gefallen wird.

Das Landratsamt Schwarzwald-Baar am Villingen Hoptbühl (im Vordergrund) wurde in der Amtszeit von Landrat Dr. Rainer Gutknecht erbaut.

Wir müssen unsere Stärken nach außen besser hervorkehren und auch darüber reden, was wir gut können.

Landrat Sven Hinterseh



40 Jahre Doppelstadt – die Fusion von Villingen-Schwenningen

Das Oberzentrum fungiert als Haupt-Impulsgeber des Schwarzwald-Baar-Kreises

von Dieter Wacker



Die Temperaturen sind eisig an diesem 1. Januar 1972. Vom Himmel fallen immer wieder Schneeflocken. Am „Hölzlekönig“, der Nahtstelle zwischen Baden und Württemberg, ziehen Grenadiere in Uniformen auf. Schlagbäume versperren die Straße und markieren die einstige Landesgrenze. Das wuselige Treiben ganzer Heerscharen von Menschen und die hektische Geschäftigkeit mehrerer Fernsehteams wollen da nicht so ganz zum historischen Bild passen. Um 11.23 Uhr ist es dann soweit: Unter Kanonendonner öffnen sich die Schlagbäume, die beiden Oberbürgermeister, Severin Kern aus Villingen und Gerhard Gebauer aus Schwenningen, erhalten aus den Händen der Grenadiere eine Urkunde. Die Doppelstadt Villingen-Schwenningen ist geboren. Dem Volksschauspiel am „Hölzlekönig“ folgen die Enthüllung der neuen Ortsschilder, viele gute Worte und Begegnungen mit den Bürgern – fast 30 Jahre später ein gemeinsames Wappen.



1. Januar 1972 – die gemeinsame Stadt ist Wirklichkeit: An der Nahtstelle zwischen Baden und Württemberg heben sich Schlagbäume und die Oberbürgermeister Gerhard Gebauer (Schwenningen, links) und Severin Kern (Villingen, rechts) enthüllen das gemeinsame Ortsschild.





Villingen (oben) und Schwenningen (unten, bei der Landesgartenschau 2010): auch 40 Jahre nach der Fusion ist die städtebauliche Verschmelzung noch nicht erfolgt.





Villinger Bilderbogen: Das Münster mit Münsterplatz, historische Altstadt und Alt-Villingerin sowie Sitzbänke an der Brigach.

Die Bürger der beiden Städte hatten im März 1971 für den Zusammenschluss von Villingen und Schwenningen gestimmt. Vorausgegangen war eine kontroverse Debatte. Während sich bereits 1968 die beiden Oberbürgermeister Kern und Gebauer auf die Fusion verständigt hatten und wichtige politische Entscheidungsträger den Zusammenschluss unterstützten, regte sich vor allem in Villingen zum Teil erheblicher Widerstand.

Genutzt hat er am Ende nichts. Die Bürger entschieden sich am 28. März 1971 an der Wahlurne mit Mehrheit für die neue Doppel-

stadt. In Villingen waren 64,2 Prozent für den Zusammenschluss, in Schwenningen gar 77,4 Prozent. Bereits am 15. Juli verabschiedet der Landtag von Baden-Württemberg das Sondergesetz zur Fusion von Schwenningen und Villingen und im November 1971 wählten die Bürger den Schwenninger Schultes, Dr. Gerhard Gebauer, mit 97 Prozent der Stimmen zum ersten Oberbürgermeister der neuen Stadt.

Ein Synonym für die große Reform

Der Zusammenschluss stand in engem Zusammenhang mit einer tiefgreifenden Gebietsreform in den 1970er Jahren in Baden-Württemberg. Die Zahl der Landkreise wurde damals von 63 auf 35 und die der selbstständigen Ge-



meinden von 3.379 auf 1.111 reduziert. Die Fusion von Villingen und Schwenningen sollte so etwas wie das Synonym für die große Reform werden. Ziel war es, ein neues, starkes Oberzentrum zu schaffen, das der ganzen Region wirtschaftlich, politisch und kulturell ein deutlich stärkeres Gewicht innerhalb des Landes geben sollte. Entsprechend optimistisch, ehrgeizig und auch kühn waren die Planungen ausgelegt. Ein Beispiel dafür: VS wurde eine Einwohnerzahl von über 100.000 prognostiziert. Heute hat die Doppelstadt ca. 80.800 Einwohner, die Hoffnung auf die großstadtfähigen 100.000 sind längst begraben.

Mit Villingen und Schwenningen schlossen sich vor 40 Jahren zwei Städte zusammen, die in ihrer historischen und ökonomischen Entwicklung unterschiedlicher nicht hätten sein

Schwenninger Bilderbogen: „Kreisel“ beim Freizeit- und Kinocenter, Erinnerungen an die Bären-Brauerei, City-Rondell und Marktplatz.

können. Villingens Stadtgeschichte reicht bis ins frühe Mittelalter zurück. Die Stadt ist geprägt durch das Fürstengeschlecht der Zähringer, durch seine rund 500-jährige Zugehörigkeit zu Vorderösterreich und sein über 1.000 Jahre altes Markt-, Münz- und Zollrecht. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts gehört Villingen zu Baden.

Schwenningens Geschichte war über lange Zeit eher die eines Dorfes, erst mit der zunehmenden Industrialisierung wurde es 1907 zur Stadt erhoben und stieg zur bedeutenden Uhrenmetropole auf. Schwenningen kam gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu Württemberg.

Bis zum heutigen Tag wird in beiden Stadtteilen die jeweils badische und württembergische Herkunft zum Teil mit Vehemenz unterstrichen. Zugleich haben Villingen und Schwenningen ihre Identität gewahrt, die sich stark im Vereinsleben, vor allem aber auch an Fasnet dokumentiert. Während die Narretei im katholischen Villingen mit ihren Wurzeln im 15. Jahrhundert im Jahresablauf von zentraler Bedeutung ist und die Stadt zu den Fasnethochburgen im Land zählt, geht es an den „Hohen Tagen“ im protestantisch geprägten Schwenningen doch bedeutend ruhiger zu. Immerhin pflegt aber seit Jahrzehnten die Historische Narrozunft Villingen mit der Narrenzunft Schwenningen ein enges freundschaftliches Verhältnis.

Das Proporzdenken hat wichtige Entwicklungen verhindert

Zurück zum politischen Villingen-Schwenningen. Seit April 1971 gehören durch Eingliederung die bis dahin eigenständigen Gemeinden Herzogenweiler, Pfaffenweiler, Rietheim und Tannheim zur Doppelstadt, seit 1974 auch Marbach. Mühlhausen und Obereschach hatten sich bereits 1970 und 1971 Schwenningen bzw. Villingen angeschlossen, sodass die Gesamtstadt heute aus neun sogenannten Stadtbezirken besteht. 2008 schaffte eine Gemeinderatsmehrheit die unechte Teilsortwahl ab, die den einzelnen Stadtbezirken jeweils feste Vertreter im Ratsgremium garantiert hatte. Der Nachteil der unechten Teilortswahl: Villingen-Schwenningens Gemeinderat hatte über 30 Jahre eine kaum mehr steuerbare Anzahl von Sitzen, die sogar den saarländischen Landtag in den Schatten stellte.

Trotz der deutlichen Reduzierung der Mandate spielt bis heute, zumindest bei bestimmten brisanten Entscheidungen, das Proporzdenken bei Stadträten aus den beiden großen Stadtbezirken immer noch eine Rolle. Dass dadurch in den vergangenen 40 Jahren auch wichtige Entwicklungen in der Stadt verhindert wurden, wird niemand bestreiten.

Dennoch hat sich Villingen-Schwenningen in den zurückliegenden vier Jahrzehnten durch-

aus zu einem veritablen Oberzentrum und einem wichtigen Impulsgeber und Magneten für die ganze Region Schwarzwald-Baar-Heuberg entwickelt. VS sind nicht nur die beiden ersten Buchstaben auf dem Autonummernschild im Schwarzwald-Baar-Kreis, VS ist natürlich auch Große Kreisstadt mit dem Sitz des Landratsamtes und damit der Kreisverwaltung.

Villingen-Schwenningen ist mit dem Ableger der Hochschule Furtwangen University, der Polizeifachhochschule, der Dualen Hochschule Baden-Württemberg (ehemals Berufsakademie), der Akademie für Gesundheits- und Sozialberufe oder dem Studienzentrum der Fernuniversität Hagen, einer der Standorte für Forschung und Lehre im Land. Mehrere 1000 Studenten leben in der Doppelstadt. Das Institut für Mikro- und Informationstechnik der Hahn-Schickard-Gesellschaft e.V. zählt in Baden-Württemberg zu den führenden Forschungs- und Entwicklungsdienstleistern von mikrotechnischen Komponenten und Systemen.

Wichtige Behörden, Ämter und Institutionen haben ihren Sitz im Oberzentrum. So die Industrie- und Handelskammer Schwarzwald-Baar-Heuberg, das Management-Zentrum der Handwerkskammer Konstanz, die Arbeitsagentur, das Staatliche Gesundheitsamt, eine Außenkammer des Arbeitsgerichtes oder das Amtsgericht. Villingen-Schwenningen ist die zentrale Schulstadt mit mehreren Gymnasien, Fachschulen und Berufsschulen, zu denen auch die Landesberufsschule für das Hotel- und Gaststättengewerbe mit angeschlossenem Internat gehört. Kulturell wird VS ebenfalls seiner oberzentralen Funktion gerecht. Bedeutende Museen, städtische Galerie, Konzerthaus, Theater, mehrere Veranstaltungshallen, ein eigenes Sinfonieorchester – alles in Verbindung mit unzähligen kulturellen Events, Festivals und Kongressen – unterstreichen den Anspruch auf die kulturelle Hoheit der Stadt in der Region.

Auch wirtschaftlich spielt die Doppelstadt im Landkreis die erste Geige

Die erste Geige spielt die Doppelstadt auch wirtschaftlich im Kreis. Nach schweren Schlä-



Villingen Narro und Schwenninger Narro, Villingen Altstadt und Schwenninger Altstadt: Auch nach 40 Jahren Doppelstadt haben sich Villingen und Schwenningen ihr Eigenleben bewahrt – zumal an der Fastnacht.

gen in den 1970er und 1980er Jahren, in denen so bedeutende Unternehmen wie Saba in Villingen oder Kienzle Uhren, und mit dieser Firma fast die komplette Uhrenindustrie in Schwenningen, zusammenbrachen und Tausende von Arbeitsplätzen verloren gingen, hat sich Villingen-Schwenningen wieder gut erholt. Viele mittelständische Unternehmen liefern heute Hightech made in VS in die ganze Welt. Firmen wie Continental VDO Automotive (einst Kienzle)

oder die Hess AG sind nicht nur Global Player, sondern auch große Arbeitgeber für die Stadt und die Region.

Seit 62 Jahren ist die Südwestmesse ein Spiegelbild der heimischen Wirtschaft. Die populäre Verbraucher- und Verkaufsschau lockt Jahr für Jahr rund 100.000 Besucher auf das Schwenninger Messegelände und ist damit die wichtigste Veranstaltung in der Doppelstadt und eine große in Baden-Württemberg.

Die Erfolgsgeschichten, die Villingen-Schwenningen in den vergangenen 40 Jahren geschrieben hat, dürfen allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Stadt bis heute nicht die Einheit bildet, die sich die Gründungsväter einmal erhofft hatten. Nach wie vor gibt es kein gemeinsames Zentrum, durchaus vorhandene Chancen hierfür wurden immer wieder vertan.

Über Jahrzehnte hinweg blieb der zentrale Entwicklungsbereich zwischen Villingen und Schwenningen ungenutzt. Neubaugebiete entstanden an den Rändern der beiden Städte oder in den kleineren Stadtbezirken. Zentrale Einrichtungen wie Stadthalle, Eisstadion oder Messegelände wurden entweder in einem der beiden großen Stadtbezirke neu gebaut oder am bestehenden Standort ausgebaut – auch aus dem bereits erwähnten Proporzdenken heraus. Immer wieder fühlt sich eine der beiden Städte beim Thema Entwicklung benachteiligt. Bis zum heutigen Tag werden gegenseitig Rechnungen aufgemacht und präsentiert, in welchem Stadtbezirk wie viele Millionen DM/Euro investiert worden seien. Noch heute rechnen Villingen den Schwenningern die in den 1980er Jahren erfolgte Muslensanierung vor, die Schwenningen ein neues innerstädtisches Gesicht gab. Und Schwenninger nennen gerne im Gegenzug zum Beispiel den Bau der neuen Tonhalle in Villingen.

Visionen für einen neuen doppelstädtischen, zentralen Mittelpunkt wurden viele entworfen, keinem der drei bisherigen Oberbürgermeister (Gerhard Gebauer, Manfred Matusza, Rupert Kubon) gelang jedoch der große Wurf. Die Landesgartenschau 2010 auf dem ehemaligen Bahnhofsgelände in Schwenningen war sicher ein bedeutender Meilenstein auf dem immer noch weiten Weg zu einer gemeinsamen Identität. Widerständen gegen die Blumenschau aus einem bestimmten Teil der Bevölkerung erteilten die Wahlberechtigten bei einer Bürgerbefragung eine deutliche Absage. Am Ende sonnten sich fast alle im Erfolg des Events mit über einer Million Besucher.

Mit dem neuen Großklinikum für den Schwarzwald-Baar-Kreis entsteht erstmals eine wirklich bedeutende Einrichtung im sogenannten Zentralbereich zwischen Villingen und

Schwenningen. Ob der Wunsch von OB Kubon und einer Ratsmehrheit nach einem zentralen Rathaus tatsächlich realisiert werden kann, war beim Abfassen dieses Beitrags noch ungewiss. Vor allem die veranschlagten Gesamtkosten von 46 Millionen Euro sorgten für Verunsicherung und provozierten einen Bürgerentscheid. Derzeit existieren zwei aktive Rathäuser – der Oberbürgermeister sitzt in Villingen, sein Bürgermeisterkollege in Schwenningen.

Der SERC als gesamtstädtische Klammer

Auch nach 40 Jahren gibt es keine einheitliche Telefonvorwahl für die Stadt. Wer von Villingen nach Schwenningen und umgekehrt telefonieren will, muss jeweils eine gesonderte Vorwahl wählen. Institutionen, Vereine – hier sind vor allem die Sportverbände hervorzuheben – und die christlichen Kirchen gehören nach wie vor verschiedenen Landesverbänden, Bistümern und Landeskirchen an. Änderungen sind nicht in Sicht. Immerhin gibt es seit 2001 ein einheitliches Stadtwappen, das Elemente aus dem Villingen und Schwenninger Wappen integriert. Unabhängig davon zeigen beide großen Stadtbezirke zu diversen Anlässen immer noch auch ihre eigenen Fahnen.

Wenn Villingen auch gerne durchaus gehässige Witze über ihre Schwenninger Mitbewohner erzählen und die Schwenninger mit gleicher Waffe zurückschlagen, rein menschlich haben beide eigentlich keine Probleme miteinander. Bei den jungen Leuten spielt das Thema eh keine Rolle mehr, Globalität macht keinen Halt vor einer früheren badisch-württembergischen Grenze. Und beim Eishockey im Schwenninger Stadion sind alle einig VSler. Hinter den „Wild Wings“ stehen sie wie eine Wand: Egal ob die Fans aus Schwenningen oder aus Villingen kommen. Der Eishockeyclub, ursprünglich ein rein Schwenninger Verein, ist eine ganz wichtige und unstrittige gesamtstädtische Klammer.

Fotos rechts: Der SERC fungiert als gesamtstädtische Klammer. Endlich prangt auf den Stadtfahnen ein gemeinsames Wappen. Mitte rechts: die neu gefasste Neckarquelle und unten beim Villingen Wochenmarkt.



Weigheim – da geht die Sonne auf!

Im Jahr 763 erstmals als „Wicaheim“ erwähnt – Älter als Villingen und Schwenningen

von Stephanie Wetzig

„Weigheim... da geht die Sonne auf!“ Diesen fröhlichen Slogan haben sich die Bewohner des östlichsten Stadtteils von Villingen-Schwenningen kurz vor ihrem 1250. Geburtstag gegönnt, der im Jahr 2013 gefeiert wird. „Es stimmt tatsächlich“, schwärmt Ortsvorsteherin Ursula Mosbacher, „der Anblick ist wirklich atemberaubend, wenn man früh morgens von Mühlhausen in Richtung Weigheim fährt.“



Am 20. November 763, also mehr als ein halbes Jahrhundert vor Villingen und Schwenningen, wurde der alemannische Siedlungsort Weigheim zum ersten Mal urkundlich als „Wicaheim“ erwähnt (Stiftsarchiv St. Gallen). Zunächst gehörte der Ort dem Kloster St. Gallen, dann von 1317 bis 1805 der Johanniterkommende zu Villingen. So lässt sich, wie auch im Fall von Obereschach, das Johanniter- oder Malteserkreuz im Ortswappen erklären. Der Kirchenpatron St. Otmar (690 - 759) zeugt noch heute von der einstigen Zugehörigkeit zum Kloster St. Gallen. Er schmückt den Brunnen bei der Kirche und ist auch im Kircheninnern zu finden.

Die Gemarkung erstreckt sich über 733 Hektar – das ist ein Hektar

für jeden Meter, den Weigheim über dem Meeresspiegel liegt. Rund ein Drittel der Gemarkungsfläche ist Wald.

Die „Fabrikler“ lösen die Bauern ab

Bis Anfang des 20. Jahrhunderts war Weigheim ein Bauerndorf, in dem die bis zu 20 Hektar großen Betriebe von Ackerbau und Viehzucht lebten. Dann gingen immer mehr Einwohner zur Arbeit nach Trossingen

Der Kirchenpatron St. Otmar schmückt den Brunnen bei der Kirche, deren Turm als Wahrzeichen des Ortes fungiert (rechte Seite). Oben: Weigheimer Impressionen, links Detail des Brunnens.







und Schwenningen. „Es bildete sich ein neuer Berufsstand, die Fabrikler“, schreibt der damalige Bürgermeister Alfons Käfer vor 50 Jahren in der Festschrift zur 1200-Jahr-Feier. Die bäuerlichen Betriebe konnten durch die Erteilung irgendwann niemanden mehr ernähren, so dass immer mehr Menschen ihr täglich Brot in der Industrie verdienten.

In den 1920er Jahren entstanden dann auch in Weigheim die ersten Industriebetriebe, vor allem im Bereich der Uhrenindustrie. „Zur Zeit sind in diesen Betrieben etwa 280 Personen beschäftigt, von denen 40 von auswärts kommen“, schrieb Käfer 1963 und ergänzte: „Wir sind zur Industriegemeinde geworden.“

Davon ist heute nichts mehr übrig. Die letzte Barometerfabrik wurde im Frühjahr diesen Jahres geschlossen, einzig die Bemalungen einzelner Häuserwände zeugen noch von der Blütezeit der Uhrenindustrie. Lediglich ein paar Handwerks- und Dienstleistungsbetriebe gibt es hier noch.

Cosmic Sound: Weltweit guter Ruf

Dafür hat sich Weigheim anderweitig einen Namen gemacht: In einem Haus, das zu der ehemaligen Barometerfabrik Orka Optik gehörte, haben die Brüder Jochen und Thomas Hauser eines der modernsten Tonstudios in der Region gebaut. Musiker und Bands aus ganz Baden-Württemberg kommen zu Cosmic Sound, um hier ihre CDs aufzunehmen. Über das Label und

Stefan Broghammer züchtet in Weigheim die friedliche Königspython – die Brüder Jochen und Thomas Hauser betreiben in einer ehemaligen Barometerfabrik eines der modernsten Tonstudios der Region.

den Musikverlag hat das Weigheimer Unternehmen mittlerweile einen weltweit guten Ruf. „Am Anfang gab es schon ein bisschen Aufruhr im Ort“, erinnert sich Thomas Hauser, „aber das hat sich sehr schnell gelegt. Die Nachbarn bekommen gar nichts von unserer Arbeit mit.“ Schließlich sei es ja auch wichtig für sie selbst, dass das Studio schallgeschützt ist, denn wenn ein Flugzeug vorbeifliegt oder jemand draußen Rasen mäht, wären die Aufnahmen ja sonst unbrauchbar, so der Tontechniker.

Schlangen, Echsen, Spinnen und Kröten

Viel weniger Wirbel gab es, als Stefan Broghammer 1997 sein Geschäft von Villingen nach Weigheim verlegte, und das, obwohl er mit Schlangen, Echsen, Spinnen und Kröten handelt.

Für die Nachbarn kein Problem: „Die Weigheimer sind ein offenes, freundliches Volk“, konnte Stefan Broghammer feststellen, obwohl er sich als Villinger ursprünglich gar nicht vorstellen konnte „zu den Schwaben zu gehen“.

Mehr als 3000 Schlangen, rund 400 Echsen und 300 Schildkröten hat M&S Reptilien ständig im Angebot. Ausgebüxt ist noch keines. Der Terraristik-Experte ist Reptilienfreunden bis nach Übersee ein Begriff.



Weigheim ist die Heimat von ca. 1270 Einwohnern, seit 1950 hat sich die Einwohnerzahl verdoppelt.

„Wir gehören zu den zehn wichtigsten Züchtern von Königspythons“, sagt Broghammer. Eine Aussage, die schon allein deshalb einleuchtet, weil eine andere Pythonart, der Netzpython, sogar nach ihm als Broghammerus reticulatus benannt wurde. Die selbstgezüchteten Tiere werden in alle Welt verschickt, europaweit beliefert Broghammer die Zoogeschäfte und zu den Geschäftsöffnungszeiten machen sich Reptilienfreunde aus ganz Deutschland auf den Weg nach Weigheim.

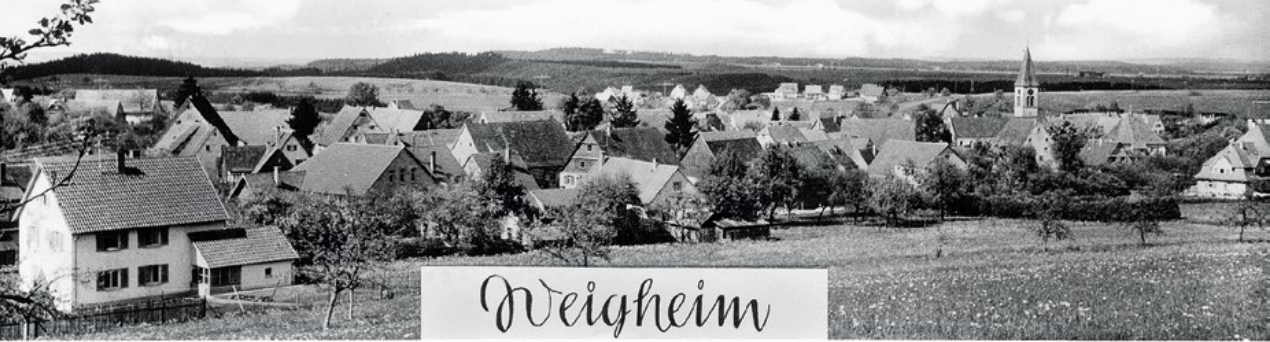
Die Dorfgemeinschaft wird rege gepflegt: Weigheim trifft sich auf dem Kirchplatz zum Maihock.

„Eine Flucht in die Stadt gibt es hier nicht“

Der Ort ist bis zum Jahr 2004 stetig gewachsen. Waren es 1950 noch 564 Einwohner, so verdoppelte sich die Zahl innerhalb der nächsten 25 Jahre und stieg dann noch einmal bis auf 1314 an. Bis Anfang 2012 ist diese Zahl wieder leicht auf 1270 gesunken, stabilisiert sich aber wieder. „Eine Flucht in die Stadt stelle ich hier nicht fest“, freut sich die Ortsvorsteherin Ursula Mosbacher. Das liegt sicher auch an der ab 2004 in fünf Abschnitten erfolgten, gelungenen Sanierung der Ortsmitte.

Schon im Jahr 1987 haben die Weigheimer ein besonderes Kleinod geschaffen: den Brunnen auf dem Kirchplatz. Der St.-Otmar-Brunnen wurde anlässlich der Neugestaltung der Ortsdurchfahrt gebaut. Über den Standort waren sich alle im Ort einig, auf Wunsch des Pfarrers





Historische Ansichtskarte von Weigheim, der Ort in den 1960er-Jahren. Links die Wendelinskappelle und rechts die Lourdesgrotte.

Die Menschen auf der Straße sind auffallend freundlich, das Vereinsleben pulsiert.

wurde er dem Schutzpatron von Weigheim gewidmet. Der Brunnen sollte von der Form her zur Kirche passen und ist daher ein mit Sandstein verkleidetes Beton-Achteck. Bei der Statue handelt es sich um den Bronzeabguss eines vorhandenen Standbildes von St. Otmar. Jetzt „bewacht“ er die Weigheimer, die Kirche und den Brunnen. Der Brunnen wurde am 16. August 1987 eingeweiht.

Das neue Baugebiet im Gewinn Bildstock ist demnächst voll. 2006 begann es mit elf Bauplätzen, und die Gemeinde hofft, dass 2013 das restliche Gebiet mit etwa acht Plätzen erschlossen wird und dann bebaut werden kann.

Zwei Dinge liegen der Ortsvorsteherin besonders am Herzen, ein schnelles Internet und ein kleines Gewerbegebiet. „Das versuche ich seit zig Jahren hier anzusiedeln, aber die Eigentümer der Grundstücke sind nicht daran interessiert.“ Und gegen deren Willen möchte Mosbacher nicht agieren. „Leben und leben lassen“, das scheint in Weigheim das Motto zu sein.

In Weigheim ziehen alle an einem Strang

Es gibt eine Heimat- und Trachtengruppe, einen Musikverein und eine Narrenzunft, deren „Wiegemer Hansel“ aus einem alten Häs aus den Nachkriegsjahren abgeleitet wurde, den FC Vorwärts Weigheim von 1920, die Turngemeinde von 1905, die neben Senioren-, Männer-, Kinderturnen und Frauengymnastik unter anderem auch Indiaca anbietet, sowie eine recht aktive Pfadfindergruppe. Sie alle bereiten schon das große Fest zum Jubiläum vor und wollen auch beim Festwochenende im Juni 2013 alle an einem Strang ziehen, wie bei einem der Vorbereitungstreffen im Ortschaftsrat bekundet wurde.

Eine besonders wichtige Rolle fällt natürlich der Feuerwehr zu, die – genau wie Weigheim – im Jahr 2013 Jubiläum feiert, ihr 125. Schon im Jahr 1839 wurde die Feuerrotte erstmals erwähnt, da war der Ort bereits mehrfach abgebrannt. Auch sonst ist Weigheim nicht immer wirklich glimpflich davongekommen.

Kriege, Zerstörung, Brände, Pest, Missernten und Hungersnöte brachten die Weigheimer immer wieder an ihre Grenzen. „Durch seine Lage zwischen Rottweil und Villingen, auf beide Städte hatte es der Herzog von Württemberg, Eberhard III., besonders abgesehen, wurde der Ort immer wieder von den Schrecken des Krieges überflutet“, schreibt Oberlehrer Reznicek in seiner geschichtlichen Abhandlung über Weigheim in der Festschrift von 1963. Immer wieder erwähnt er schlimme Brände: 1634, 1694, 1762 und 1813; ein Schloss, das es hier offenbar einmal gab, wurde bereits 1525 im Bauernkrieg zerstört.

Bis 1805 gehörte der Ort zur Johanniterkommende Villingen

Die Zugehörigkeit Weigheims wechselte immer wieder. Bis 1805 gehörte der Ort, wie bereits eingangs erwähnt, zur Johanniterkommende Villingen. Dann wurde er württembergisch und kam zunächst zum Oberamt Rottweil und später zum Oberamt Tuttlingen, 1938 wurde Weigheim wieder Rottweil zugeteilt. Am 1. Januar 1975 schloss sich Weigheim freiwillig der jungen Doppelstadt Villingen-Schwenningen an. „Finanziell war Weigheim eine gesunde Gemeinde, die durchaus in der Lage war, ihre Probleme selbst zu meistern“, sagt Ursula Mosbacher, „aber wegen der zu geringen Einwohnerzahl konnten wir nicht selbständig bleiben.“

Es gab eine Abstimmung unter den Bewohnern, ob sie lieber mit Villingen-Schwenningen oder mit dem näher gelegenen Trossingen fusionieren wollten, die Mehrzahl entschied sich aber für Villingen-Schwenningen. Das lag vor allem an den Schwenningern, die in den 1960ern in das neue Wohngebiet „Am Berg“ oberhalb des Friedhofs zogen.



Ein Schmuckstück des Ortes ist der 1987 entstandene St.-Otmar-Brunnen beim Kirchplatz. Bild unten: Die 2001 erbaute Sport- und Festhalle.

Die Sport- und Festhalle erlaubt einen freien Blick über das Dorf

Der besondere Stolz der Gemeinde ist die Sport- und Festhalle, die 2001 eingeweiht wurde. Modern und imposant steht sie da am Eingang von Trossingen, die großzügig verglaste



Westfassade erlaubt einen freien Blick über das Dorf. Sie verfügt über eine Spielfläche von 18 x 36 Metern und eignet sich für viele Sportarten.

Gleich nebenan liegt die verpachtete Gaststätte Sportheim – der so gut wie einzige gastronomische Betrieb im Ort. Zwei Tage in der Woche hat der Schützen noch auf, der sich ansonsten eher zur Frühstückspension gewandelt hat. Die Gasthöfe Hirschen und Fuchs stehen brach und verlassen da, in der ehemaligen Gaststätte mit Kegelbahn leben jetzt die Reptilien von M & S.

Besucher, Urlauber und Menschen, die kurzfristig Erholung suchen, kommen trotzdem, einige sogar regelmäßig aus Trossingen, um ihre Mittagspause beim Spaziergang rund um Weigheim zu genießen. Die Fauna im Gemarkungsgebiet ist sehr üppig und artenreich. „Im Wald habe ich schon drei verschiedene Arten Sitter entdeckt“, freut sich die Naturschutzwartin im Schwarzwaldverein, Renate Mauer, über die Orchideen. Auch die Nesselblättrige Glockenblume und Johanniskraut wachsen dort reichlich. Die benachbarte Mühlhauser Halde, eine von Schafen beweidete Wacholderheide, hat ebenfalls eine Vielzahl an Orchideen zu bieten.

Wer etwas mehr Zeit als die Mittagspause mitbringt, kann sich über das gut ausgebaute Wegenetz freuen, das sich ideal für Nordic Walking eignet, oder einen Blick auf – und sonntags in – die Wendelinuskapelle werfen.

Kapelle zu Ehren des Heiligen Wendelin

Die 1861 geweihte Kapelle wurde zu Ehren des Heiligen Wendelin dafür gebaut, dass der Schutzheilige der Hirten, Bauern und Landarbeiter Weigheim nach dem Ausbruch der Gallsuche, die im Jahr 1799 nur 12 Rinder überlebt hatten, vor weiteren Viehseuchen beschützt hatte.

Im Gegensatz zu der kleinen Kapelle ist der Turm der katholischen Kirche St. Otmar schon von Weitem zu sehen. Sie wurde im Laufe der Jahrhunderte mehrfach umgebaut und brannte auch öfter ab. Die letzte große Renovierung, bei der die Kirche um acht Meter verlängert und der

Turm um einen Stock erhöht wurde, war 1891. Heute steht sie, ebenso wie das Pfarrhaus und das Rathaus aus dem Jahr 1786, unter Denkmalschutz.

Der Wohlfühlfaktor in Weigheim

Wen immer man fragt, alle fühlen sich wohl im Ort – auch die Neubürger. Josef Laudenbach etwa, ehemaliger Torwart beim FC, kam vor 37 Jahren aus Schweningen nach Weigheim, weil seine Frau von hier stammt. Er hat sich in einem Garten ein kleines Paradies geschaffen.

Erst vor acht Jahren kam Uwe Lange, genannt „Der Schwabensäger“, nach Weigheim. Es war eher Zufall, dass er hier gelandet ist, denn er suchte ein altes Bauernhaus zum Umbauen. „Bereit haben wir es keine Sekunde“, sagt er. „Wir haben Hunde, sind gleich in der Natur und außerdem schätze ich die Ruhe.“ Damit diese auch gewahrt bleibt, und die Nachbarn nicht unter seinem Hobby und Nebengewerbe, dem Holzschnitzen mit der Kettensäge, leiden, hat er sich außerhalb des Ortes in einem kleinen Waldstück eine Werkstatt eingerichtet. Mit den Skulpturen geht er auf Kunstmärkte, nimmt aber auch Aufträge an. Eine seiner Skulpturen steht vor dem Kindergarten – der beste Beweis für gute Nachbarschaft.

Rechte Seite: Weigheim im Luftbild, fotografiert im September 2012. Unten die 1861 gebaute St. Wendelinuskapelle und rechts Skulpturen des „Schwabensägers“ – von Uwe Lange mit der Holzsäge geschaffen.



St. Georgen – die sonnige Bergstadt ist ein Ort mit viel Zukunfts-Potenzial

Die viertgrößte Stadt im Schwarzwald-Baar-Kreis hat eine starke Wirtschaftsstruktur

von Stephan Hübner

St. Georgen – Stadt mit vielen Gesichtern. Neben traditioneller Industrie hat in der viertgrößten Gemeinde im Schwarzwald-Baar-Kreis, nach Villingen-Schwenningen, Donaueschingen und Bad Dürkheim, seit einigen Jahren auch Computertechnologie ein Zuhause gefunden. Aber auch wer Kultur und Museen mag, ist in der Gemeinde gut aufgehoben, die von ihren Bewohnern gern die „sonnige Bergstadt“ genannt wird. Auch wenn böse Zungen behaupten, der Sommer kündige sich hier dadurch an, dass der Wintermantel offen getragen werde.

Die Stadt St. Georgen liegt an der Rhein-Donau-Wasserscheide, auf dem Scheitel Alemanniens. Im Teilort Brigach entspringt die Brigach, einer der beiden Quellflüsse der Donau. Wie heißt es doch so treffend: „Brigach und Breg bringen die Donau zuweg.“

Zudem ist St. Georgen der höchstgelegene Punkt der Schwarzwaldbahn, die St. Georgen seit 1873 „mit dem Weltverkehr verbindet“. Sie gilt als erste Eisenbahnstrecke im Gebirge, die durch Kehren künstlich verlängert wurde, um

die Steigung auf unter 20 Promille zu begrenzen.

Starke Wirtschaftsstruktur

Die Bergstadt hat eine lange Geschichte, die mit der Gründung eines Benediktinerklosters beginnt. Schon früh entwickelte sich die auf einer Höhe zwischen 800 bis 1.000 Metern gelegene Stadt zu einem Industriestandort. Zunächst





in Bauernfamilien, später in Kleinunternehmen, entstanden hier ganze Schwarzwalduhren oder deren Bestandteile. Hieraus entwickelten sich Feinwerktechnik und Maschinenbau. Viele der im Lauf der Zeit gegründeten Unternehmen sind heute noch in St. Georgen beheimatet. Eines davon ist Schmidt Technology, ein international anerkannter Technologieführer in Sachen Sensorik, Maschinen und Schreibgerätetechnik. Ähnliches gilt für die Grässlin GmbH, eines der führenden internationalen Unternehmen zum

St. Georgen im Luftbild, fotografiert 2011.

Beispiel für Zeitschalttechnik oder Licht- und Temperaturregelung. Lüfter und Ventilatoren von Weltruf stellt ebm-papst her. Das Unternehmen setzt stark auf Energieeffizienz in den eigenen Hallen und bei Produkten und konnte

Blick auf die Stadtmitte mit Rathaus (hinten Mitte).





St. Georgen bei Nacht: Die Stadt mit Sternenhimmel, unten Detail des Homolka-Glockenspiels auf dem Marktplatz mit katholischem Kirchturm im Hintergrund. Rechts: Die Schwarzwaldbahn hält am Bahnhof St. Georgen.

mit der „GreenTech“ genannten Initiative schon verschiedene Preise erringen.

Preise für Innovationen vorweisen kann auch „J.G. Weisser Söhne“, dessen Anfänge bis in das Jahr 1830 zurückgehen. Die heute produzierten Drehmaschinen gehen in alle Welt und

im Jahr 2012 erst hat das Unternehmen sein Bekenntnis zum Standort St. Georgen durch den Neubau einer großen, architektonisch gelungenen Fertigungshalle erneuert. Zwar bieten viele der Mittelständler und auch kleinere Unternehmen Ausbildungsplätze an. Weisser geht aber noch einen Schritt weiter und stellt Azubis anderer Unternehmen die eigene Lehrwerkstatt zur Verfügung.

Werkzeug- und Formenbau ist das Betätigungsfeld des Unternehmens A. Maier mit Kunden im Automobilbereich, der Telekommunikation oder der Unterhaltungselektronik. Ein

führender Hersteller von Messgeräten und Systemen zum Erfassen von Verbrauchsdaten von Wasser und Raumwärme ist Qundis, hervorgegangen aus der Fusion der Firmen Qvedis und Kundo.

Das Unternehmen MB Bäuerle produziert Maschinen zur Druckweiterverarbeitung, mit Kernkompetenzen bei automatisierten Falz- und Kuvertiersystemen.

Nicht mehr existent ist die Uhrenfabrik Staiger, die 1970 die ersten „Gebrauchsquartzuhren“ entwickelte, was zum rasanten Aufstieg des Unternehmens führte. Tragischerweise wies genau dieser Erfindungsreichtum den Weg zum Niedergang der traditionsreichen Uhrmacherkunst.

Nicht vergessen werden darf der Phonobereich. Unternehmen, die zur Hochzeit der Schallplatte weltweite Bedeutung hatten, waren DUAL und Perpetuum-Ebner. Die Geschichte der Gründer Christian und Josef Steidinger begann mit Uhren, denen folgten Grammophone und schließlich Plattenspieler, Receiver, Kassettendecks, CD-Spieler und anderes. Obwohl DUAL 1982 Konkurs anmeldete, werden heute Plattenspieler unter diesem Markennamen weiter durch die immer noch in St. Georgen ansässige Alfred Fehrenbacher GmbH verkauft.

St. Georgen – wo mit Yatego das größte deutsche Internet-Kaufhaus seinen Sitz hat

In St. Georgen hat sich mittlerweile auch eine große Anzahl an „jungen“ Unternehmen, insbesondere im Software-Bereich, angesiedelt. Yatego, das nach eigenen Angaben größte deutsche Internetkaufhaus, hat hier seinen Sitz. 2011 boten dort 10.200 Händler 3,7 Millionen Produkte an.

IT-Lösungen für den Mittelstand, Behörden und größere Unternehmen schneidert Cosus maßgerecht. Ebenfalls angeboten wird dort seit vielen Jahren eine große Bandbreite von Computerschulungen, vom EDV-Einführungskurs bis zum Multimediaentwickler.

M&M Software ist umfassender Dienstleister in Sachen Softwareentwicklung in der industriellen Automation und betreut Kunden von



Belebte Ortsmitte – Blick vom Ärztehaus zum Turm der evangelischen Lorenzkirche.

der ersten Idee bis zur endgültigen Umsetzung. GFT und Metris wiederum entwickeln Software im Bereich Finanzdienstleistungen. Zu den Kunden zählen zum Beispiel Versicherungen, Krankenkassen oder Banken.

Neue Unternehmen gibt es aber nicht nur im Softwarebereich. So bietet Messtronik Längenmessung als Dienstleistung und verfügt dabei über zum Teil europaweit einzigartige Messgeräte. Kunden sind Automobilbauer und -zulieferer, Medizintechniker und Werkzeugbauer. Spezialist für Getriebe- und Antriebstechnologie ist das Unternehmen Getrag, an dem der Automobilhersteller Ford beteiligt ist. Sehr aktiv und innovativ ist auch das Unternehmen

Visenso, nach eigenen Angaben führender Anbieter für interaktive virtuelle Realität in 3D-Darstellung. Eine intensive Kooperation mit dem am Ort angesiedelten Thomas-Strittmatter-Gymnasium sorgt dafür, dass die Schüler in den Genuss neuester, wegweisender 3D-Darstellung von Unterrichtsinhalten kommen. Ein weiteres Beispiel für den Einsatz der Technologie ist das „Science House“ im Europapark Rust. Den wachsenden Einfluss moderner Technik auf das Lernen belegt zudem die Einladung Visensos auf die Frankfurter Buchmesse im Jahr 2012.

Das Technologiezentrum unterstützt junge, innovative Unternehmen

Federführend bei der Ansiedlung vieler der neuen Unternehmen war und ist das Technologiezentrum mit den Gesellschaftern St. Georgen und Perpetuum-Ebner GmbH & Co. KG. Das TZ unterstützt junge, innovative Unternehmen zum Beispiel mit Beratungen zu Finanzierung und Marketing oder Verbindungen zu Hochschulen. Positiv wirkt sich dabei die Nähe zu Bildungseinrichtungen wie der Hochschule in Furtwangen oder der Bildungsakademie in Villingen-Schwenningen aus.

Ebenfalls im TZ zu finden ist das Virtual Dimension Center. Dessen Mitglieder haben Zugang zu neuester Virtual Reality Technologie für die Produktentwicklung. Immer wieder finden dort Fachtagungen, beispielsweise zum Einsatz Virtueller Realität in schulischer und betrieblicher Ausbildung sowie in der Produktentwicklung statt. Außergewöhnlich ist auch der jährliche „Virtual Fires Kongress“, bei dem sich Experten aus ganz Europa über aktuell verfügbare Technologien in Brandbekämpfung und Katastrophenschutz austauschen.

Um den Industriestandort auch weiterhin zu sichern erschloss die Gemeinde vor einigen Jahren das Gewerbegebiet Hagenmoos-Engle, das nach einer Erweiterung mit 14 Hektar reiner Gewerbefläche aufwarten kann. Der attraktive Standort liegt nahe der Bundesstraße, ist aber trotzdem von viel Grün umgeben, und lockte bisher bereits einige Firmen an. Trotzdem ist

noch genug Fläche für weitere Ansiedlungen vorhanden. Bisher vertreten sind in dem Gewerbegebiet die Firmen GAS Automation, STS Schreibgerätetechnik, Lauble & Fichter, Heizmann Kabelkonfektion, Gerland sowie Stermann Technische Systeme.

Kennzeichnend für St. Georgen war und ist eine enge Bindung vieler Unternehmen und Unternehmer an Stadt sowie Einwohner. Nur ein Beispiel dafür ist Georg Papst, dessen Vater Hermann die „Papst Motoren“ gründete, die unter anderem Haus- und Hoflieferant für Grundig waren. Zahlreiche Erfindungen von Hermann Papst sind heute im familieneigenen Museum ausgestellt und bildeten die Geschäftsgrundlage für die von Georg Papst gegründete „Papst Licensing“. Mit den daraus gewonnenen Einnahmen engagierte sich Georg Papst bis zu seinem Tod im Jahr 2012 mit hohem finanziellem und zeitlichem Aufwand für die Heimatstadt St. Georgen (siehe Nachruf auf Seite 80).

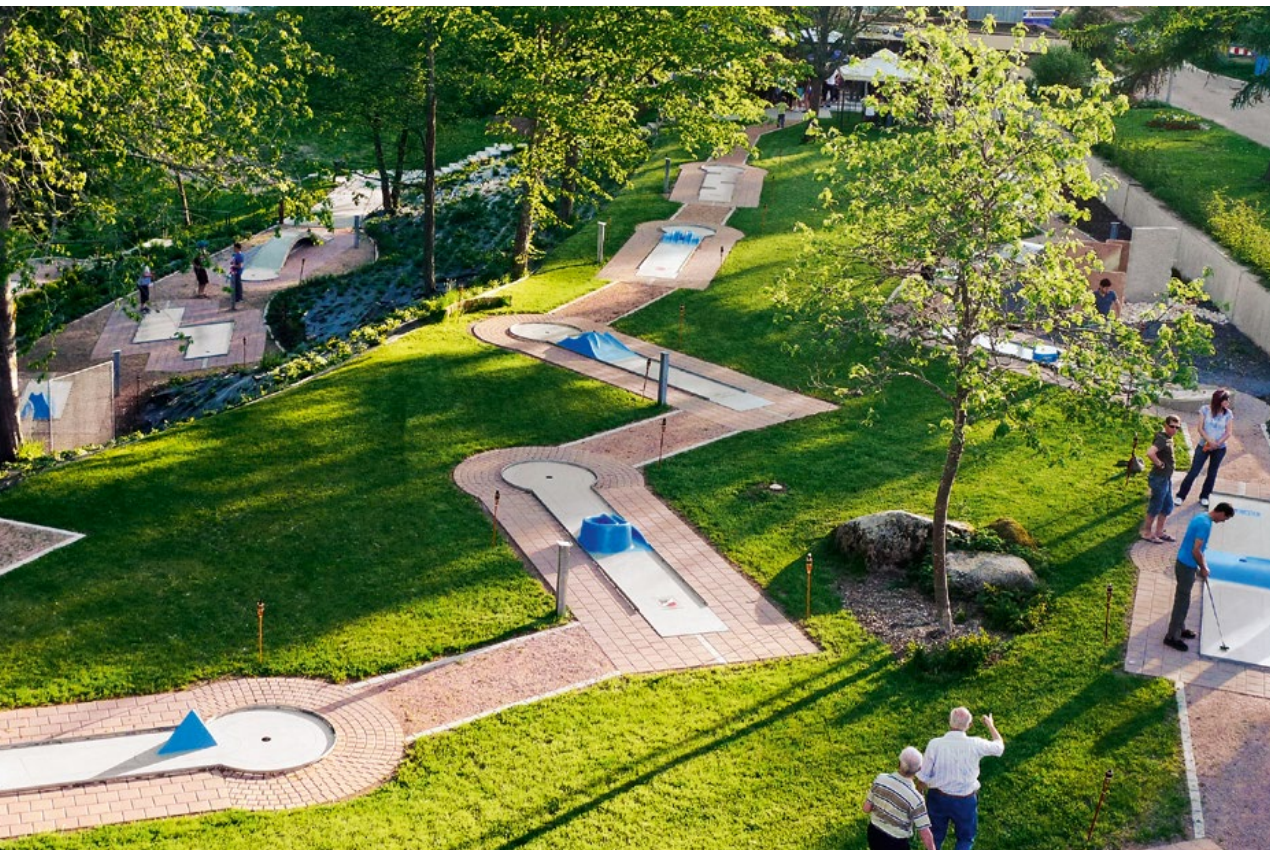
Sanierung der Innenstadt macht deutliche Fortschritte

Die Edeka-Terrasse mitten im Zentrum der Stadt ist für viele ein Ort für die Mittagspause, oder um einfach den weiten Ausblick in die Landschaft zu genießen. Dabei fällt der Blick unwillkürlich auf die neue Minigolfanlage, einem 2011 umgesetzten Projekt. Sie ist deshalb etwas Besonderes, weil sie im Rahmen einer Bürgerinitiative saniert wurde. Zahlreiche Einwohner engagierten sich über Wochen hinweg bei den Bauarbeiten oder spendeten Geld. Etwa 55.000 Euro kamen so zusammen. Nach Schätzungen von Bürgermeister Michael Rieger, der die Aktion ins Leben rief, liegen die erbrachten Leistungen von Privatleuten, Vereinen und Unternehmern bei über 250.000 Euro.

Die St. Georgener Stadtkernsanierung und -entwicklung hat in den letzten Jahren auch in anderer Hinsicht deutlich Schwung aufgenommen. So entstand 2011 in Verbindung mit der Edeka-Ansiedlung ein Ärztehaus, das Medizinisch-Therapeutische Zentrum, bei dem Dr. Johannes Probst die Idee beisteuerte und der oben erwähnte Georg Papst als Investor fungierte. Das



Die Edeka-Terrasse liegt im Zentrum der Stadt und ist ideal zum Verweilen. Dahinter befindet sich das neue Ärztehaus. Unten: Mit großem Engagement hat eine Bürgerinitiative die Minigolfanlage saniert.





International renommiert ist der Kunstraum Grässlin, in dem die St. Georgener Unternehmerfamilie einen Querschnitt an zeitgenössischer Kunst aus ihrer Sammlung und Sonderausstellungen präsentiert.

Gebäude ist nicht nur ein modern anmutendes Schmuckstück im Stadtkern, sondern beherbergt unter anderem auch einen Radiologen, den es vorher nicht in der Bergstadt gab.

Ein weiteres Projekt, das erst vor kurzem umgesetzt wurde, war der Umzug des Deutschen Phonomuseums vom Rathaus in die ehemaligen Räume des Kaufhauses Brigau. Dort bietet sich Besuchern auf zwei Etagen und 900 Quadratmetern Fläche ein tiefer Einblick in die Geschichte der Phono- und Uhrenindustrie St. Georgens. 800 Exponate sind dort zu sehen, von Edison-Phonograf und Grammophonen über Schwarzwalduhren und Tefiphonen, einer Art Vorläufer des Tonbandgerätes, bis hin zu Platten- und CD-Spielern aus den letzten Tagen der Firma Dual.

Im Museum ist auch ein ganz besonderes Schmankerl zu haben: Eine Schallplatte nicht aus Vinyl, sondern aus Schokolade. Das darauf aufgenommene Badner-Lied kann man aufgrund des empfindlichen Materials allerdings nur ein bis zweimal anhören. Dann aber steht der Gaumenfreude nichts mehr im Wege.

Von Grund auf saniert wird seit Mitte 2012 die Bahnhofstraße als Eingangstor zur Innenstadt. In einem weiteren Bauabschnitt soll die Kreuzung am Bärenplatz durch einen Kreisver-

kehr ersetzt werden. Ein Unterfangen, das aufgrund der steilen Lage nicht ganz einfach ist.

Mit all diesen Projekten ist die Stadt, allen voran Bürgermeister Michael Rieger, aber noch lange nicht zufriedengestellt. Auf der Liste der verbesserungswürdigen Einrichtungen stehen der Stadtgarten oberhalb der Minigolfanlage und das aus den 1960ern stammende Rathaus ganz oben.

Was Freizeit anbelangt, kann St. Georgen mit manch anderer Besonderheit punkten. Ein Anziehungspunkt ist beispielsweise die Koblenmühle auf dem Gebiet des Teilortes Oberkirnach. Hier bieten Mitglieder des Vereins für Heimatgeschichte regelmäßig Vorführungen an, sodass Besucher direkt erleben, wie in einer echten Schwarzwälder Mühle Mehl hergestellt wird.

Mitten in St. Georgen selbst wartet das „Schwarze Tor“ auf Besucher, ein Bauernhaus aus dem 19. Jahrhundert. Das Kleinod wird von einem eigens gegründeten Förderverein gepflegt, dessen Mitglieder Führungen anbieten. Es beherbergt unter anderem eine Bauernstube, eine Uhrmacherwerkstatt sowie eine Küche mit alten Gerätschaften.

Ein weiteres Highlight der Bergstadt ist der Kunstraum Grässlin, in dem die Unternehmerfa-



Der Klosterweiher ist ein Anziehungspunkt für die gesamte Region St. Georgen. Viel besucht sind das Heimatmuseum „Schwarzes Tor“, wo auch ein Handwebstuhl in Funktion zu sehen ist, und vor allem das Deutsche Phonomuseum.

milie Schätze aus ihrer Sammlung zeigt und das Schaffen von Gegenwartskünstlern präsentiert. Dies zieht auch internationale Gäste an, insbesondere dann, wenn Kunstwerke von Martin Kippenberger ausgestellt werden, der sich als Maler, Installations- oder Performancekünstler einen Namen machte. Sabine Grässlin zeichnet überdies für das Froschmuseum verantwortlich, in dem Besucher über 2.000 der grünen Hüpfen in allen nur erdenklichen Variationen

bestaunen können. Für ihre herausragenden Verdienste um die Vermittlung moderner Kunst erhielt die Sammlerfamilie Grässlin 2010 den Art Cologne Preis.

Klosterweiher mit seiner 30.000 Quadratmeter großen Wasserfläche beliebtes Naturbad

Wer Freizeit und Sommer genießen will, für den ist der Klosterweiher ein Anziehungspunkt. Das Naturgewässer mit Strandbad lockt nicht nur mit einer 30.000 Quadratmeter großen Wasserfläche, sondern auch mit einem Bootsverleih und dem „Seehaus“, einem Restaurant mit Blick auf den Weiher. Nur wenige Meter entfernt liegt eine große Skateranlage, die bei



Viel genutzt ist die Skateranlage beim Klosterweiher.

Jugendlichen seit jeher in gutem Ruf steht und schon des Öfteren Austragungsort für Baden-Württembergische Meisterschaften war. Komplettiert wird das Angebot an Freizeitanlagen mit einem Hallenbad.

In beiden Bädern ist der Ortsverein der Deutschen Lebensrettungsgesellschaft (DLRG) eine nicht wegzudenkende Unterstützung. Nicht nur halten einige der rund 600 Mitglieder die wichtigen Rettungswachen, sondern sie bringen auch Menschen aller Altersstufen das Schwimmen bei, auch sorgt die Ortsgruppe immer wieder mit Aktionen für Attraktivitätssteigerungen. Zuletzt 2011 mit einer Spendenaktion, dank der ein aufblasbares Spielgerät im Wert von mehr als 13.000 Euro angeschafft werden konnte und das nun alternativ in Klosterweiher und Hallenbad zum Einsatz kommt.

Die DLRG-Ortsgruppe ist zwar ein großer, aber nicht der einzige Verein, der sich in St. Georgen um Freizeitleben und Allgemeinwohl verdient macht. Ein weiteres wichtiges Standbein ist der Sportverein mit mehr als 1.600 Mitgliedern, der 2013 sein 150-jähriges Bestehen feiert und beispielsweise den von der Gemeinde ausgerichteten Stadtfestlauf mitorganisiert.

Traditionell in der Stadt verankert ist auch der Skiverein, der 2011 sein 100-jähriges Bestehen feierte und dessen Mitglieder immer wieder bei Landes- oder Weltmeisterschaften, vor allem im Langlauf, Erfolge feiern.

Deutschlands höchstgelegene Tennisplätze sowie eine eigene Halle mit drei Spielplätzen bietet der Tennisclub. Mit sportlichen Erfolgen in der Zweiten Bundesliga können wiederum die Radballer aus Langenschiltach, einem weiteren Ortsteil, aufwarten.

St. Georgen bietet kulturelle Vielfalt

Die Bergstadt bietet aber auch Nichtsportlern reichlich Betätigungs- und Freizeitmöglichkeiten. Einen Namen im Kleinkunstbereich, egal ob Kabarett, Musik oder Theater, hat sich das vor zehn Jahren gegründete Theater im Deutschen Haus gemacht. Immer wieder kommen dort auch Eigenproduktionen zur Aufführung, die von Mitgliedern oder Schülern der örtlichen Schulen einstudiert werden.

Noch jünger ist das Forum am Bahnhof, das in der ehemaligen Uhrenfabrik Staiger eine Heimat gefunden hat und das in den Gewerbehallen ein besonderes Flair ausstrahlt. Ganz dem Thema Staiger-Uhren widmete sich dort 2010

die Aufführung des Theaters Freiburg unter dem Titel „Die große Pause“. Zudem warten in den Werkshallen ein Spielzeugmuseum und eine Oldtimerausstellung auf Besucher. Das besondere Ambiente eignet sich auch gut für Konzertfilme, wie beispielsweise mit der Aufführung der Wim Wenders-Produktion „Buena Vista Social Club“ bewiesen wurde.

Wer sich ganz der Musik widmen möchte, ist mit der Jugendmusikschule gut bedient. Etwa 70 Lehrer unterrichten dort 2012 an die 1.400 Schüler jeden Alters. 2008 erhielt das schuleigene Jugendsymphonieorchester einen Kulturpreis des Landkreises Schwarzwald-Baar für die kontinuierliche Jugendarbeit auf hohem Niveau. Für Schlagzeilen sorgten auch schon die Jazz Crew oder die Soul Shaker, beides aus der Jugendmusikschule hervorgegangene Gruppen. Schließlich gibt es auch noch das Musikfestival „Bergstadtsommer“, eine Veranstaltungsreihe, die 2012 ihr fünfjähriges Bestehen feiern kann, und die immer mit einem kunterbunten Programm verschiedener Musikstile und Workshops aufwartet. Viele Mitglieder hat auch die Stadtmusik, die neben dem Hauptorchester auch noch ein Jugendensemble und

eine Blärschule bietet und damit ebenfalls einiges für die musikalische Erziehung von Kindern und Jugendlichen leistet.

Ein Name, der im Bereich der Kunst nicht unerwähnt bleiben darf, ist der von Thomas Strittmatter, nach dem sich vor einigen Jahren das örtliche Gymnasium benannte. Thomas Strittmatter, der im Alter von erst 33 Jahren 1995 in Berlin verstorben ist, war Verfasser von Dramen, Hörspielen, Romanen und Drehbüchern, die mit einer Vielzahl von Preisen ausgezeichnet wurden. Zu den bekanntesten Werken des aus St. Georgen stammenden Schriftstellers zählen „Viehjud Levi“ und „Der Polenweiber“. Beide Werke wurden mit großem Erfolg verfilmt. Strittmatter zu Ehren wurde auch der von der MFG Filmförderung verliehene Baden-Württembergische Drehbuchpreis 2007 nach ihm benannt.

St. Georgen im Schwarzwald ist Vielfalt. Wie betont doch Bürgermeister Michael Rieger auf der Internetseite der Kommune: „Ein Besuch der auf 800 bis 1.000 Meter gelegenen Stadt lohnt allemal. Hier treffen sich eine wunderschöne, ursprüngliche Natur und Hochtechnologie. Und an anderer Stelle betont der Bürgermeister, dass „St. Georgen eine Stadt mit großem Potenzial ist, in der es sich zu leben, zu arbeiten und zu genießen lohnt.“

Am St. Geogener Storzenberg im Herbst.



Georg Papst

An seiner Energie und seinem Erfolg ließ der Unternehmer Georg Papst seine Heimatstadt St. Georgen immer wieder neu teilhaben

Er war ein patenter Geschäftsmann, und Patente haben sein Leben maßgeblich geprägt und beeinflusst. Am 10. März ist der St. Georgener Unternehmer Georg Papst verstorben. Nach einem Skiunfall in Tirol lag der 76-Jährige eine Woche lang im Koma. Bei dem Sturz hatte er sich, wie sich später herausstellen sollte, eine lebensgefährliche Gefäßverletzung im Kopf zugezogen, obwohl er die Abfahrt zunächst noch bewältigen konnte. Nicht liegen bleiben, sondern wieder aufstehen – diese Haltung kennzeichnete den Diplom-Ingenieur ganz maßgeblich. „Wir alle können nicht glauben, dass Georg Papst, der voller Energie und Ideen war, nicht mehr unter uns ist“, sagte der St. Georgener Bürgermeister Michael Rieger bei der Trauerfeier, zu der sich etwa 500 Menschen versammelt hatten.



Georg Papst

An seiner Energie und seinem Erfolg ließ der Unternehmer seine Heimatstadt immer wieder neu teilhaben. Die Bergstadt könne sich glücklich preisen, einen „Wohltäter, Förderer, Stifter und Mäzen“ wie Georg Papst unter ihren Bürgern zu haben, sagte Regierungspräsident Julian Würtenberger erst im Juli 2011, als er ihm das Bundesverdienstkreuz am Bande verlieh. Würtenberger erinnerte daran, dass Georg Papst bei der Gründung Baden-Württembergs im Jahr 1952 siebzehn Jahre alt gewesen sei und ganz am Anfang seiner beruflichen Laufbahn gestanden habe. „Sie haben mit dem Land Schritt gehalten und sich den Erfolg erarbeitet.“

19 Jahre zuvor schien es, als hätte die Familie alles verloren. Die von Georg Papsts Vater Hermann 1942 gegründete Motorenfabrik musste nach genau 50 Jahren im Familienbesitz aufgrund finanzieller Schwierigkeiten verkauft werden. Die langlebigen Motoren und Lüfter aus dem Schwarzwald wurden seit den 1980er-Jahren zunehmend von Konkurrenten aus Fernost plagiirt und deutlich unter den bisherigen Preisen auf dem Weltmarkt angeboten. Wie so vielen Unternehmen – Saba, Dual, um nur zwei zu nennen – stand auch dem St. Georgener Familienunternehmen damals das Wasser bis zum Hals. Die Kündigung der Kreditlinien durch

die Hausbank bedeutete schließlich das Ende der Papst Motoren GmbH & Co. KG in Familien-eigentum. 1992 ging der Verkauf an die Elektro-bau Muldingen (EBM) GmbH & Co. KG über die Bühne.

Diesen Verlust hat Georg Papst nie vollständig verwunden – und ihn zugleich in ein neues Geschäftsmodell umgewandelt: 1993 gründete er mit der Papst Licensing GmbH sein zweites Lebenswerk. Der Diplom-Ingenieur war stets davon überzeugt, dass die Bank die Kreditlinien nicht gekündigt hätte, hätte man damals bei der Bewertung das Patentportfolio, bestehend aus etwa 600 Patenten und Patentanmeldungen, berücksichtigt. Rund 400 Patente hatte sein Vater Hermann Papst im Laufe seines Lebens angemeldet, auf 125 Schutzrechten wird Georg Papst als Erfinder genannt. Mit den überschaubaren Mitteln aus dem Firmenverkauf als Grundstein erwarb er unter hohem Risiko das Patentportfolio der ehemaligen Gesellschaft zurück und brachte es in sein neues Unternehmen ein. Die Mission: Mit Patentverletzern Lizenzverträge eingehen und daraus wiederum Lizenz-einnahmen erzielen. Zunächst für die ursprünglich familieneigenen Schutzrechte, mittlerweile längst auch als Dienstleister für andere.

Immense Arbeitspensen absolviert – Auch als Stadt- und Kreisrat aktiv

Was die Verletzung von Schutzrechten in einem Unternehmen anrichten kann, hatte der Diplom-Ingenieur selbst bitter erfahren müssen. „Für meinen Vater war die Erkenntnis, dass er und sein Bruder die Firma nicht retten konnten, ein ganz herber Schlag“, sagt Daniel Papst. Der 37-Jährige ist selbst Diplom-Ingenieur sowie Patentanwalt und zusammen mit seinem Bruder Constantin – er ist Diplom-Ökonom – Gesellschafter und Geschäftsführer der Papst Licensing GmbH & Co. KG. In deren Aufbau hatte sich Georg Papst mit viel Elan gestürzt, immense Arbeitspensen absolviert.

„Es gab Jahre, in denen mein Vater zusammengerechnet zweieinhalb Monate im Jahr in Japan war“, erinnert sich Daniel Papst. „Meist in Tokio, dort immer im selben Hotel, oft gar im

selben Zimmer – das aus ganz pragmatischen Gründen. Dort waren die Fensterbretter so breit, dass er all seine Akten ausbreiten konnte. Einen Urlaub in dem Sinne, dass gar nichts lief – das hat es bei meinem Vater nie gegeben.“

Auch abseits des Tagesgeschäfts galt Georg Papst als überaus engagierter Unternehmer. Bereits Anfang der 60er-Jahre war er Mitglied des Wirtschaftsrates der CDU – in deren Fraktion er zeitweise auch Stadt- und Kreisrat war – und gehörte zur Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer (IHK). Mit seiner Meinung habe er nie hinter dem Berg gehalten, erinnert sich Altbürgermeister Günter Lauffer an den CDU-Fraktionssprecher der späten 1970er-Jahre. Zugleich sei ihr Verhältnis von Herzlichkeit geprägt gewesen.

Sozial und kulturell engagiert – Auch das Musikfestival „Bergstadtsommer“ unterstützt

Mit nicht weniger Elan kümmerte sich der Familienvater um soziale Projekte, kümmerte sich gemeinsam mit seiner Frau Doris um die Förderung von Kunst, Kultur und karitativen Einrichtungen, so etwa den Wiederaufbau des 2006 explodierten evangelischen Freizeitheims „Weißloch“ oder das Musikfestival „Bergstadtsommer“. „Ihre Biografie vereinigt den Global Player mit dem heimatverbunden tätigen Menschen“, sagte Julian Würtenberger bei der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes, die im Rahmen der Eröffnung des Deutschen Phonomuseums in St. Georgen stattfand – eine von vielen Einrichtungen, die es ohne das Wirken des Unternehmers so nicht geben würde.

Das Museum, das die Industriegeschichte St. Georgens als bedeutender Standort der Phonoindustrie nahezu lückenlos dokumentiert, befindet sich seit dem vergangenen Jahr im ehemaligen Kaufhaus Brigau und nicht mehr im Untergeschoss des Rathauses. Georg Papst hatte sich bereit erklärt, für 20 Jahre die Mietkosten zu tragen – eine enorme finanzielle Entlastung für die Stadt.

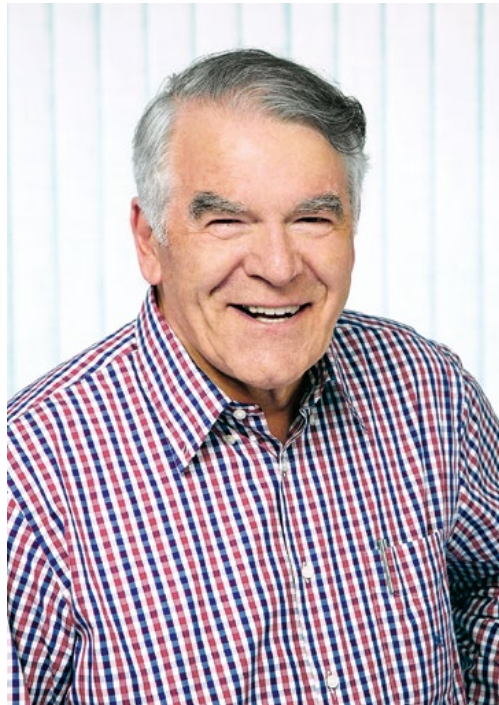
Global Player war Georg Papst vor allem als Unternehmer und wenn es darum ging, den Schutz geistigen Eigentums durchzusetzen –

notfalls sogar vor Gericht, auch wenn sich manche Streitigkeiten über Jahre erstreckten, bevor die Papst Licensing GmbH & Co. KG Recht bekam und eine Lizenz mit dem Patentverletzer abschließen konnte. Seine Heimatverbundenheit hatte viele Facetten, ebenso sein Engagement. Der evangelischen Kirchengemeinde St. Georgens war er eng verbunden, der christliche Glaube ein Grundpfeiler für ihn, geprägt anfangs vor allem durch seine Mutter Mathilde. Besonders nach ihrem frühen Tod im Jahr 1963 beschäftigte sich Georg Papst intensiver mit dem Glauben.

Bibellektüre gehörte ebenso zu seiner täglichen Morgenandacht wie Gebete – auch bei Anlässen wie dem Richtfest am von ihm gebauten Medizinisch-Therapeutischen Zentrum (MTZ). „Schaffenskraft, Weitsicht und Dankbarkeit waren ausgeprägte Charaktereigenschaften meines Vaters“, sagt Daniel Papst.

Nur vier Monate nach seinem Bruder stirbt auch der Mäzen Günter Papst

In seinem festen Glauben und seinem sozialen Engagement ähnelte er damit Günter Papst. Nur vier Monate später, am 25. Juli 2012, war auch der ältere Papst-Bruder gestorben. Auch Günter Papst hatte sich seit langem als Förderer karitativer und kultureller Einrichtungen um die Stadt verdient gemacht, engagierte sich aber auch im Rotary Club, der weltweit nachhaltige Projekte unterstützt. Im Jahr 2000 baute der gelernte Industriekaufmann in St. Georgen eine betreute Wohnanlage, die in Erinnerung an seine Mutter den Namen „Mathilde-Papst-Haus“ erhielt. Die 2011 ins Leben gerufene Bürgerstiftung erhielt durch ihn und seine Frau Margret eine kräftige Anschubfinanzierung: Spontan erklärte sich das Ehepaar bei einer Bürgerversammlung bereit, 50.000 Euro beizusteuern. Aufs Rentnerdasein, sagte er einmal in einem Gespräch, habe er sich nach seinem Ausscheiden aus der väterlichen Firma nicht beschränken wollen. Wie auch sein Bruder Georg nutzte Günter Papst die finanziellen Freiräume, wohl wissend, dass diese Unabhängigkeit keine Selbstverständlichkeit ist – eine Einstellung,



Günter Papst

die beiden Brüdern schon durch ihre Mutter Mathilde in die Wiege gelegt wurde.

Nachdem ein langjähriger Patentstreit positiv endet, beschert Georg Papst der Stadt das MTZ

„Mein Vater hat nie etwas für selbstverständlich genommen“, sagt auch Daniel Papst. „Nicht, dass ein Patentstreit vor Gericht zu seinen Gunsten entschieden würde und nicht, dass auf der Baustelle des MTZ kein Arbeiter zu Schaden gekommen war.“

Weitsicht bewies der Unternehmer auch, wenn es darum ging, seiner Heimatstadt Gutes zu tun. Georg Papst hat St. Georgen keinen Brunnen auf dem Marktplatz spendiert – er hätte wohl keinen langfristigen Nutzen für die Menschen darin gesehen. Stattdessen hat er der Stadt das MTZ beschert. Nachdem ein langjähriger Patentstreit positiv endete, habe er seiner Stadt etwas Gutes tun wollen, sagte er bei der Einweihung im September 2011. In Zeiten, in denen Fachärzte auf dem Land rar sind und

kleine Krankenhäuser aus Mangel an Rentabilität schließen, wollte Georg Papst dem Trend entgegensteuern. Ein Allgemeinmediziner, ein Internist, ein Radiologe, eine Psychotherapeutin, eine Praxis für Logopädie und ein Physiotherapeut haben sich in dem modernen Gebäude niedergelassen, das nach zweijähriger Bauzeit eröffnet wurde.

Das war sechs Jahre, nachdem sich Georg Papst und sein enger Freund, der Mediziner Johannes Probst, erstmals Gedanken über eine Verbesserung und Bündelung der medizinischen Versorgung gemacht hatten. Die erste Idee, das alte evangelische Pfarrhaus zu diesem Zweck umzubauen, wurde schnell wieder verworfen. „Ich wollte ein neues, durchgeplantes Gebäude, das einen positiven Beitrag zur Stadtentwicklung leistet“, sagte Papst bei der Eröffnung.

Der Weg dahin sollte sich als nicht ganz einfach erweisen. Ursprünglich sollte für den Bau des MTZ das sogenannte Torwarthaus abgerissen werden. Das Ende des 18. Jahrhunderts erbaute Haus wurde teilweise auf Mauerresten des ersten Torwarthauses von 1754 erbaut, das zum Kloster in St. Georgen gehörte. Die Abrisspläne für das nicht-denkmalgeschützte Haus sorgten für viele Diskussionen, der Verein für Heimatgeschichte zeigte sich entsetzt und der Kauf des Gebäudes kam nicht zustande. Erst rund drei Jahre, nachdem Georg Papst die Pläne für das MTZ vorgestellt hatte, konnte eine Einigung erzielt werden. Der Anbau des Gebäudes – ein ehemaliges Geschäftshaus – wurde abgerissen, das Torwarthaus blieb erhalten.

„Mein Vater hat Kausalketten durchgespielt und nie nur bis ins nächste Jahr gedacht“

„Mein Vater hat sich immer gefragt, was welche Konsequenzen nach sich ziehen würde“, sagt Daniel Papst. „Er hat Kausalketten durchgespielt und nie nur bis ins nächste Jahr gedacht.“ Das mag auch ein Grund sein, warum die Entwicklung der St. Georgener Innenstadt in den vergangenen Jahren mehr und mehr zum Steckenpferd des Unternehmers geworden war. Lange Jahre wurde das Bild in der Stadtmitte

durch die Ruine der ehemaligen Maschinenfabrik Heinemann geprägt. Das Gebäude war nach dem endgültigen Aus des Unternehmens mehr und mehr dem Verfall preisgegeben. Die große Werkhalle durfte nur noch eingeschränkt betreten werden, weil das Dach einzustürzen drohte; im Winter ließen Schneemassen regelmäßig Oberlichter aus Glas bersten.

Im Dezember 2006 stellten Georg Papst und Edeka das Konzept für die Neubebauung des Areals vor – einen neuen Supermarkt und das MTZ. Für das Konzept hatten sich die Investoren zusammengetan, waren aber jeweils eigenständig aufgetreten. Georg Papst hatte sich bereits im Vorfeld dafür stark gemacht, einen Vollsortimenter in die Stadtmitte und nicht auf die „grüne Wiese“ zu bekommen. Zugleich war ihm sehr daran gelegen, die Stadtmitte durch einen solchen Bau tatsächlich aufzuwerten.

Ein begrüntes Dach als Terrasse für die ganze Stadt – das gab es noch nie

Dass sich der Markt heute als „Modell St. Georgen“ präsentiert und sich mit einem begehbaren und begrüntem Dach in das abschüssige Gelände einfügt, ist auf die Idee von Georg Papst und dem Architekten Peter Koczor zurückzuführen. Für Edeka war ein solcher Bau deutschlandweit eine Premiere. Ein Gebäude, eingefasst in ein Gelände mit großen Höhenunterschieden – das gab es noch nie. Der ursprüngliche Plan, wonach der Edeka-Markt sechs bis sieben Meter über dem Niveau der angrenzenden Straße liegen sollte, sei ihm ungünstig erschienen, erinnerte sich Papst bei der Einweihung des benachbarten MTZ. Bei einem Gespräch in Baden-Baden konnte er Edeka von seinem Plan überzeugen – und auch die Stadt St. Georgen, die rund 800.000 Euro in die sogenannte „Stadtterrasse“ investiert hat.

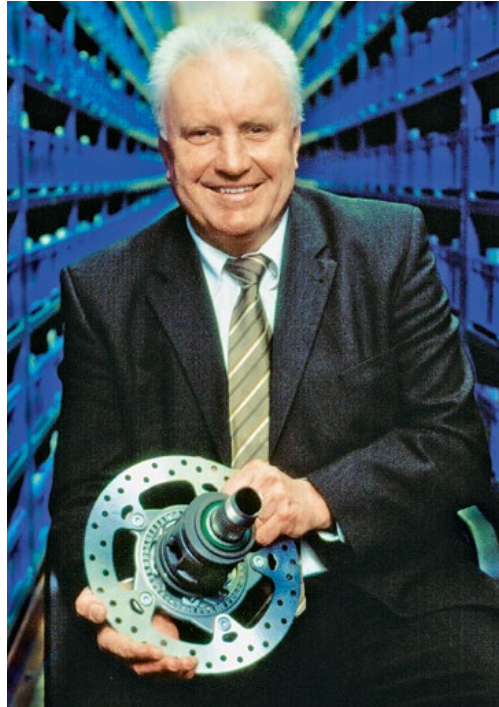
Seit ihrer Eröffnung im Herbst 2010 ist die begrünte Dachfläche zu einem beliebten Treffpunkt geworden. Anstelle eines mit Kieselsteinen bedeckten Flachdachs stehen hier Bänke inmitten von Beeten und Spielgeräte für Kinder – eine Idee, die so gut ist, dass sie glatt zum Patent taugen würde.

Nathalie Göbel

Wolfgang Förtsch

Erfolgreicher Geschäftsführer von BIW – In die „Hall of Fame“ von John Deere eingezogen

Als sich Wolfgang Förtsch 1982 beim Burger Industrierwerk in Schonach als potenzieller technischer Betriebsleiter vorstellt, werden er und seine Frau Sigrid von österreichischem Schneetreiben überrascht. Als die beiden sich in der Pfingstwoche den Ort und seine Umgebung näher anschauen wollen, geraten sie in einen Wolkenbruch und werden bis auf die Haut durchnässt. Doch weder diese atmosphärischen Störungen noch die offene Aussprache mit der Geschäftsführung, die den Aspiranten mit dem Satz konfrontiert: „Sie sind der dritte Versuch“ und „Wir haben Kurzarbeit“, schrecken Wolfgang Förtsch davon ab, sich für die neue Aufgabe zu entscheiden und die Arbeitsstelle anzutreten. Es ist der Beginn einer steilen Karriere.



Wolfgang Förtsch

Frägt man Wolfgang Förtsch nach seiner Herkunft, kommt spontan: „Ich bin Oberfranke“ (mit leichter fränkischer Sprachfärbung: hartes r und weiches k!). Geboren 1949 in dem Städtchen Teuschnitz im Frankenwald, bayerisches Oberfranken, wuchs er im Nachbardorf Tschirn auf. 1959 kam er nach Frankfurt/Main, wo sein Vater eine Stelle im Polizeidienst gefunden hatte. Mit 14 Jahren begann Wolfgang Förtsch bei den Vereinigten Deutschen Metallwerken (VDM) eine Lehre als Dreher, welche er mit dem mit Auszeichnung versehenen Gesellenbrief abschloss. Während der folgenden drei Jahre als jüngster Dreher in der Kokillenfertigung von VDM tätig, wurde man auf seine Fähigkeiten zur Vermittlung von Know-how aufmerksam und versetzte den Zwanzigjährigen in die Ausbil-

dungsabteilung des Unternehmens. Hier unterrichtete er fünf Jahre lang Lehrlinge in Theorie und Praxis. Gleichzeitig absolvierte er Lehrgänge zur eigenen Weiterbildung, darunter auch zur Meisterausbildung.

Zwischenzeitlich verheiratet, zog Wolfgang Förtsch 1975 mit seiner jungen Familie nach Emmendingen, wo er bei der Firma Sick-Kellereimaschinen die CNC-Technik in die Fertigungsprozesse einführte. 1978 wurde er dort Produktionsleiter und Mitglied der Geschäftsführung, wechselte aber zwei Jahre später zu einer kleineren Dreherei mit Weiterverarbeitung in Kassel, bevor er am 1. August 1982 die Arbeit in Schonach aufnahm.

Mehrere Orts- und Betriebswechsel sowie unterschiedliche Einsatzgebiete, der Besuch

von Abendschulkursen (bis zum 33. Lebensjahr!) und von Lehrgängen zur Ausbildung als REFA-Techniker hatten zur Folge, dass der junge Industriemeister nicht auf einen allzu engen Betätigungsbereich festgelegt war.

Der erste Familienfremde in der Geschäftsleitung

Nach der üblichen Probezeit ist Wolfgang Förtsch Anfang 1983 als Betriebsleiter bei BIW eingestellt worden. Bereits zwei Jahre später, an der Wende 1984/85, wurde er neben Heinz Falke und Klaus Leier Mitglied der Geschäftsführung. Bemerkenswert ist hierbei zweierlei: Die Kürze der Einarbeitungszeit sowie die Tatsache, dass zum ersten Mal in der bis dahin fast 130-jährigen Burger- und der über 25-jährigen BIW-Geschichte ein Familienfremder in die Geschäftsleitung aufstieg. Weil Heinz Falke im Januar 1985 verstarb, bildeten nun Klaus Leier, der letzte von ehemals drei Gründungsgeschäftsführern, sowie Wolfgang Förtsch das neue Führungsteam. Und als sich Klaus Leier 1993 zurückzog, wurde Wolfgang Förtsch alleiniger Geschäftsführer und blieb dies bis heute.

Nicht nur im Unternehmen gelang ein Einstand nach Maß, sondern auch in der neuen Heimat Schonach. Dem Wunsch von Seiten der Firma, sich mit seiner (vierköpfigen) Familie im Ort niederzulassen, kam er noch vor Ablauf der Probezeit nach. Bald findet man ihn im Männergesangverein, im Turnverein und in der Altherrenmannschaft des Fußballclubs, hierbei profitierend von seinen fußballerischen Glanzzeiten in Frankfurt. Ab 1989/90 ist er zweiter Vorsitzender des Schonacher Skiclubs. 1984 schaffte er es bis zum ersten Nachrücker im Gemeinderat, 1989 zum Gemeinderat auf der CDU-Liste.

Firmenentwicklung mit Weitsicht

Ohne die Leistungen der früheren BIW-Geschäftsführer schmälern zu wollen, darf heute konstatiert werden, dass das Burger Industriewerk in den letzten 30 Jahren maßgeblich von Wolfgang Förtsch geprägt, umgebaut und ge-

stärkt wurde. Er steuerte die Entwicklung des Unternehmens mit Weitsicht, technologischer Kompetenz sowie mit großem persönlichem Engagement und baute eine Vertrauensbasis zu Lieferanten und Kunden auf.

Schon unter der Doppelführung Leier/Förtsch nahm das Unternehmen, das 1958 aus der Aufspaltung der Firma J. Burger Söhne in SBS und BIW hervorgegangen war und lange einen schweren Stand hatte, einen bislang ungeahnten Aufschwung. Von 1983 - 1993 signalisierten sämtliche betriebliche Kennzahlen Zuwächse. So stiegen die Umsatzerlöse von 8 auf 24 Mio. DM. Die Investitionen in Sachanlagen erreichten Anfang der 1990er-Jahre einen Höhepunkt – investiert wurde vor allem in den Maschinenpark, aber auch in neue Produktionshallen (1991) sowie – notgedrungen – in den Wiederaufbau des abgebrannten Zweigwerkes in Welschensteinach (1993).

Letzteren Schadensfall meisterte Wolfgang Förtsch zupackend. Niemand musste entlassen werden. Vielmehr hatte sich die Gesamtbelegschaft zwischen 1983 und 1993 auf rund 250 Personen verdoppelt, wobei die intensivierete Ausbildung von Lehrlingen und ihre Übernahme in feste Arbeitsverhältnisse eine entscheidende Rolle spielten.

Einen wichtigen Schritt zu mehr Selbstverantwortung am Arbeitsplatz bildeten die von Wolfgang Förtsch angeregte Einführung der gleitenden Arbeitszeit und die Abschaffung der Akkordarbeit im Jahre 1985, was in der Belegschaft allgemein begrüßt wurde – ebenso wie die Aufgabe der starren Betriebsferien zu Gunsten flexiblerer Urlaubszeiten.

Der Aufschwung des Unternehmens, der sich von 1993 bis 2008 verstärkt fortsetzte und die Umsätze von unter 12 auf über 30 Mio. Euro ansteigen ließ, wurde getragen von einer vom Geschäftsführer forcierten Neuausrichtung des Produktionsspektrums, nämlich einerseits von einer Spartenbereinigung, andererseits von der Konzentration auf Präzisionstechnik, Schwerpunkt Präzisionsdrehteile. Verbargen sich fertigungsmäßig dahinter zunächst Einzeldrehteile und einfache Baugruppen, so kamen immer mehr High-Tech-Artikel und komplexe Baugruppen hinzu. Oder es handelt sich gar um



Wolfgang Förtsch freut sich über die höchste Auszeichnung seiner Laufbahn, die Aufnahme in die „Hall of Fame“ bei John Deere.

einbaufertige funktionsfähige Module wie die Hinterradachse von BMW-Motorrädern, die Antriebsgelenkwelle in den allradangetriebenen Traktoren von AGCO-Fendt oder den Gelenkarm von Dialysegeräten für FRESINIUS als den Highlights aus jüngster Zeit.

Wolfgang Förtsch hat den Wandlungsprozess des Unternehmens vom einfachen zum Systemlieferanten beharrlich verfolgt, auch während der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009, die einen Umsatzeinbruch nach sich zog und Kurzarbeit erzwang – ohne dass jemand entlassen wurde. Mitten in dieser schwierigen Situation hatten der Geschäftsführer und die Gesellschafter den Mut, antizyklisch zu agieren, nämlich einen Neubau am Standort Welschensteinach zu erstellen. Wie schon andere Projekte wurde auch dieses rasch, aber nicht überstürzt durchgezogen. Inzwischen konnten – bei z. T. hektischer Nachfrage – die krisenbedingten Absatzeinbrüche bis zum Geschäftsjahr 2011/12 überwunden werden (Umsatz 30,3 Mio. Euro).

Als reiner Zulieferer hat BIW zwar eine breit gefächerte Kundenstruktur, setzte aber unter Wolfgang Förtsch Schwerpunkte. So werden heute mit den 20 größten von etwa 120 Abneh-

mern rund 87 % der Umsätze getätigt. Dabei stehen Firmen des Landmaschinenbaus mit fast 37 % Anteil weit vorne. Hauptabnehmer ist der amerikanische Konzern John Deere, mit welchem ein Umsatz von über 7 Mio. Euro erzielt wird.

Aufnahme in die „Hall of Fame“ bei John Deere der Höhepunkt

BIW ist es als erstem europäischem Metallarbeiter gelungen, zehn Jahre in Folge Partner dieses Konzerns zu werden. Dabei darf u. a. das Kriterium einer gerade noch zulässigen Fehlerquote von 0,015 % nicht überschritten werden. Die entsprechende Ehrung Anfang 2012 wie schon vorher die Verleihung des „Supplier of the Year Award“ 2009 hatten die Aufnahme in die „Hall of Fame“ von John Deere zur Folge. Wolfgang Förtsch sieht diese Auszeichnungen als Höhepunkte seiner bisherigen betrieblichen Tätigkeit.

Die Erfolge der Firma sind nicht denkbar, ohne die gegenüber früher erheblich verbesserten Außenbeziehungen zu Lieferanten und Kunden. Es gelang, vor allem zu den Abnehmern der Produkte eine Vertrauensbasis aufzubauen, und zwar einmal über die für BIW zuständigen Außendienstmitarbeiter der Fa. FAÇON in Mannheim, mit denen man kollegial zusammenarbeitet. Zum andern knüpft und festigt der Geschäftsführer selbst Kontakte. So bleibt es nicht aus, dass er viel unterwegs sein muss, denn die Kundenseite schätzt es, unmittelbar mit dem Entscheidungsträger zu sprechen. Dabei scheut dieser keineswegs harte Preisverhandlungen, kann aber genauso rasch kompromissbereit einlenken.

Der geborene Geschäftsführer

Wer Wolfgang Förtsch begegnet, hat den Eindruck, er sei der geborene Geschäftsführer: Anweisungen gibt er präzise, Fragen werden schnörkellos beantwortet. Wer ihn näher kennt, weiß, dass dieses Image mit Mut, Kreativität und einem unerschütterlichen Optimismus hart

erarbeitet ist. Auf der Grundlage seines soliden technischen Wissens ist er bei BIW über die Stationen Betriebsleiter, Geschäftsführer und nun seit fast 20 Jahren alleiniger Geschäftsführer zum Generalisten geworden, der den technischen und kaufmännischen Bereich voll abdeckt, natürlich zusammen mit einem fähigen Mitarbeiterstab.

Erstaunlich schnell hat er sich als erster familienfremder Manager das Vertrauen der Gesellschafter (Familien Leier/Hippel) erworben, zumal das zu Klaus Leier, der ihn als „einen Glücksfall für unsere Firma“ lobt und dessen Zuverlässigkeit und Hilfsbereitschaft er persönlich erleben darf. Der zunächst alle fünf Jahre verlängerte Geschäftsführervertrag war Mitte der 1990er-Jahre in einen Vertrag auf Lebensarbeitszeit, d.h. bis zum 65. Lebensjahr, umgewandelt worden.



Die Firmen BIW (helle Gebäude im Vordergrund hinten) und SBS (vorne) gehören zu den großen Arbeitgebern in Schonach und waren bis 1958 ein gemeinsames Unternehmen (Josef Burger Söhne).

Motivation und Integration

Im Betrieb schätzt man sein offenes Ohr für die Anliegen der Mitarbeiter, den familiären Umgangston sowie seine Fähigkeit zu motivieren und zu integrieren. Die soziale Komponente steht für ihn gleichrangig neben der ökonomischen, wissend, dass ein harmonisches Betriebsklima sich erst aus der Zufriedenheit, der Verlässlichkeit und dem Zusammengehörigkeitsgefühl aller Belegschaftsangehörigen entwickelt. Die Mitarbeiter sind stolz auf ihr Unternehmen und auf ihren Chef. Ganz offensichtlich wird dies bei Jubilarfeiern, bei den Ehemaligentreffen und den beliebten Hof-Festen. Einmalig war dies beim 50-jährigen Firmenjubiläum im Jahre 2008, als alle Betriebsangehörigen in blauen T-Shirts mit dem BIW-Logo erschienen und gemeinsam mit den Ehrengästen einen deftigen Ochsen am Spieß verzehrten.

Er kann es mit den Leuten

Ob bei solchen Anlässen oder direkt im Betrieb – Wolfgang Förtsch kommen sein angenehmer Umgangston sowie seine offene und humorvolle Art sehr zustatten. Mit vielen der Partner ist er per Du, was sich übrigens außerhalb der engeren Geschäftsaktivitäten wiederholt. Ob mit dem Bürgermeister, dem Landtags- oder Bundestagsabgeordneten der Region, ob mit Gemeinderatskollegen, Sportlern oder Guggenmusikern.

Er kann es mit den Leuten, weil er auf die Leute zugeht. Und er packt an, wenn Hilfe benötigt wird, was im Laufe eines Schonach-Jahres nicht gerade selten ist: bei den traditionellen



Wolfgang Förtsch, CDU-Fraktionssprecher im Gemeinderat, fungiert auch als Stellvertreter von Bürgermeister Jörg Frey (links).

Dorf- und Vereinsfesten oder beim Spendensammeln (z.B. über Radtouren) für die Nachsorgeklinik für krebskranke Kinder auf der Katharinenhöhe oder bei der Ausrichtung des Weltcups Nordische Kombination um den „Schwarzwaldpokal“, einem Großereignis, dem der ganze Ort Anfang Januar – schon der Schneelage wegen – entgegenfiebert. Wolfgang Förtsch, zweiter Vorsitzender des Skiclubs, führt dann souverän durch die Rahmenveranstaltungen mit dem Charme eines professionellen Entertainers.

Die Stimmzahlen bei den Gemeinderatswahlen steigen stets

Nicht nur wegen solchen Einsätzen, sondern auch wegen seiner Rolle als Gemeinderat genießt Wolfgang Förtsch großes Ansehen in Schonach, ganz abgesehen davon, dass hier der Wert der Arbeitsplätze (mit Zweigwerk rund 250 Vollzeitstellen) als hohes Gut wahrgenom-

men wird. Das schlägt sich in den Gemeinderatswahlen nieder: Seit der ersten Direktwahl hat sich seine Stimmzahl stets erhöht, und bei der letzten Wahl 2009 wurde er mit weitem Abstand Stimmenkönig. Er ist CDU-Fraktions-sprecher und stellvertretender Bürgermeister. Wie gewissenhaft diese Mandate ausgeübt werden, zeigt sich in den Ratsdebatten, wo er selbstbewusst und geradlinig argumentiert, doch immer kooperativ und manchmal mit einem witzigen Kommentar zu Lösungen beiträgt.

Mit seinem kommunalpolitischen Engagement setzt Wolfgang Förtsch im Übrigen eine Tradition der Burger-Firmen fort, ebenso mit seinen Einsätzen außerhalb der Heimatgemeinde. So war er Schöffe am Landgericht Konstanz (1997 bis 2005) sowie ehrenamtlicher Richter am Arbeitsgericht Freiburg, Kammer Villingen-Schwenningen. Seit Anfang 2008 stellt er seine Erfahrung dem Landesarbeitsgericht Freiburg zur Verfügung.

Der einst Zugezogene und seine Familie mit zwei Söhnen und drei Enkeln sind in Dorf und Raumschaft längst voll integriert. Während Frau Sigrid und Sohn Matthias außerhalb der Firma aktiv sind, steht Sohn Stefan der größten BIW-Abteilung, der Automatendreherei, als Meister vor. Die Familienbande sind eng. Strahlend präsentieren die Großeltern jeden neuen Enkel auf ihrer Homepage. Gut ausspannen kann Wolfgang Förtsch, wenn er mal wieder für die Großfamilie im heimischen Garten grillen kann.

Der Glücksgriff Wolfgang Förtsch

Wegen seiner zupackenden Art und seiner immer noch sportlichen Statur merkt man dem BIW-Geschäftsführer nicht sofort an, dass er das 60. Lebensjahr bereits überschritten hat. Hinsichtlich der hohen Belastungen innerhalb und außerhalb des Unternehmens, auch wenn sie gerne und für weitere Jahre geschultert werden, hat er es nicht versäumt, die zweite Führungsebene im Betrieb rechtzeitig zu erweitern und zu verstärken. Mindestens ebenso wichtig wird demnächst die Ausschau nach einem Nachfolger. Dem Unternehmen BIW zu wünschen wäre ein weiterer Glücksgriff à la Wolfgang Förtsch.

Bernhard Mohr

Karl Volk

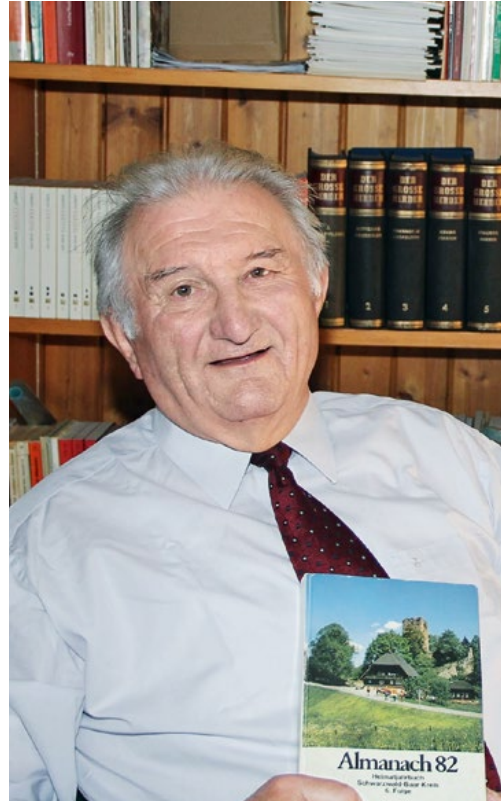
Drei Jahrzehnte lang als Autor des „Almanach“ tätig – Ein engagierter Gremmelsbacher

Im Jahre 1982 hat Karl Volk aus Gremmelsbach seinen ersten Beitrag für den Almanach, das Jahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises, verfasst. Aufgrund weiterer Beiträge wurde er 1988 ins Redaktionsteam des Almanach berufen, in dem er bis heute tätig war. Anlässlich seines 75. Geburtstages ist er nun auf eigenen Wunsch hin aus dem Redaktionsteam ausgeschieden. Landrat Sven Hinterseh dankte dem Gremmelsbacher für die engagierte, 30-jährige Mitarbeit.

Karl Volk wundert sich noch heute über die Reaktionen, die der Artikel über sein Heimatdorf Gremmelsbach im Almanach 1982 hervorrief. In dem Aufsatz beschrieb er die wildromantische Gegend, in der er aufgewachsen ist, angefangen vom Kletterfelsen bis zur abenteuerlichen Räuberhöhle im Seelenwald. Der Autor vergaß auch nicht, die geschichtlichen Wurzeln der kleinen Gemeinde mit den tiefen Tälern und den dichten Wäldern ausführlich aufzuzeigen. „Nicht nur Landrat Dr. Rainer Gutknecht war hell begeistert, sondern auch andere Almanach-Mitarbeiter, sodass ich bald ins Redaktionsteam berufen wurde“, freut sich der gebürtige Gremmelsbacher.

30 Jahre für den Almanach tätig

Volle drei Jahrzehnte arbeitete er für den Almanach. Als er nun im November des vergangenen Jahres seinen 75. Geburtstag feierte, beschloss er, etwas kürzer zu treten. Schließlich beliefert der Ruheständler immer noch die beiden Tageszeitungen der Region mit seinen Beiträgen, die ebenfalls viel Zeit in Anspruch nehmen „Mein



Von 1982 bis 2012 wirkte Karl Volk mit viel Freude und Engagement im Redaktionsteam des Almanach.

Wunsch, das Redaktionsteam zu verlassen, wurde mir aufgrund meines Alters gerne gewährt“, erzählt Karl Volk zufrieden. „Fast jedes Jahr habe ich mindestens einen Aufsatz für den Almanach geschrieben und das seit 30 Jahren“, so der Historiker weiter.

Die Kindheit im kleinen Gremmelsbach

Wenn der 75-jährige Lehrer im Ruhestand auf sein Leben zurückblickt, wundert er sich selber über das, was aus ihm geworden ist. An seine Kindheit hat er nicht nur gute Erinnerungen.

Schließlich wurde er 1936 in eine entbehrungsreiche Zeit hineingeboren und als der Zweite Weltkrieg ausbrach, war der kleine Karl noch keine vier Jahre alt. Mit seiner Schwester Hildegard und seiner Mutter Berta wuchs er in Gremmelsbach auf. An seinen im Krieg vermissten Vater kann sich Karl Volk noch gut erinnern; schließlich bekam dieser als Soldat einige Male Heimaturlaub. Und einmal verbrachte er auch längere Zeit zu Hause wegen einer Verwundung. Die Briefe, die Franz Volk aus Russland an seine Frau und die beiden Kinder schrieb, wurden wie ein Schatz gehütet und aufgehoben.

Doch als der Krieg zu Ende war, hörte die Familie nichts mehr von ihm. „Wir warteten und hofften vergeblich auf die Heimkehr unseres Vaters“, bedauert Karl Volk. Die letzte Hoffnung musste 1955 begraben werden, als Konrad Adenauer viele tausend Kriegsgefangene in Russland durch sein Verhandlungsgeschick befreite. „Ein Grab von unserem Vater gibt es nicht, aber auf dem Kriegerdenkmal von Gremmelsbach steht sein Name“, tröstet sich der einzige Sohn des Vermissten.

„Meine Mutter bekam eine kleine Rente, mit 49 DM im Monat musste sie die dreiköpfige Familie ernähren“, erinnert er sich. Auch Kindergeld habe es damals noch nicht gegeben. Doch die Familie Volk hatte eine kleine Landwirtschaft und ein Bienenhaus. „Unsere Mutter verkaufte Milch und Eier und Honig, damit wir überleben konnten“, so Volk weiter.

120 Kinder besuchen die Dorfschule – Besuch des Knabeninternates

Einen Kindergarten gab es nicht in Gremmelsbach, aber eine Hirtenschule mit einer einzigen Lehrerin. Morgens unterrichtete sie die Kinder von sechs bis zehn Jahren und am Nachmittag die Großen, die am Vormittag und am Abend die Kühe hüten mussten. Insgesamt seien es damals ungefähr 120 Kinder gewesen, die ihre Dorfschule in zwei Gruppen besuchten, erinnert sich Karl Volk.

Erst 1945 kehrte der Lehrer von Gremmelsbach, der als Soldat im Krieg gewesen war, wieder zurück. Karl Volk musste allerdings

nur sechs Jahre die Schulbank seines Heimatdorfes drücken. Der damalige Pfarrer Hermann Schneider setzte sich dafür ein, dass er ab dem zwölften Lebensjahr das humanistische Suso-Gymnasium in Konstanz besuchen durfte. Wohnen konnte Karl Volk mit den anderen Jungen im katholischen Konradihaus. Das Knabeninternat war für ihn nicht allzu teuer, weil der Schüler aus dem Schwarzwald Ermäßigung bekam. Aber im Gymnasium waren pro Jahr 200 DM Schulgeld fällig. Dies bedeutete für seine Mutter, dass sie noch mehr sparen musste.

Als Student nach Münster – schönste Stadt Deutschlands

Im Jahr 1958 verließ Karl Volk die Schule am Bodensee mit dem Abitur in der Tasche. Anschließend begann er in Freiburg mit dem Studium von Latein und Geschichte. Insgesamt sechs Semester studierte er diese Fächer. Davon absolvierte Karl Volk ein Semester an der Uni in Münster. Dort gefiel es dem jungen Studenten besonders gut. „Nicht nur die westfälische Parklandschaft faszinierte mich, sondern auch der Menschenschlag, der dort lebt“, schwärmt der Schwarzwälder. Er ist sich sicher, dass Münster in Westfalen die schönste Stadt Deutschlands ist, in der viele Sehenswürdigkeiten bewundert werden können. Nach seinem dreijährigen Studium beschloss der Gremmelsbacher, Volksschullehrer zu werden. Er besuchte die Pädagogische Hochschule in Freiburg, in der er nach vier Semestern die Abschlussprüfungen erfolgreich absolvierte.

Nun wartete auf den Junglehrer die erste Stelle in der Volksschule von Ottersweier bei Bühl, wo er seine pädagogischen Fähigkeiten unter Beweis stellen konnte. Doch nach wenigen Jahren im Rheintal wünschte er sich nur eines: Er wollte zurück in seine Schwarzwaldheimat. Darum bewarb er sich an die Rupertsbergschule in St. Georgen und, als er die Stelle bekam, konnte er wieder in sein Elternhaus umziehen. Von dort fuhr er jeden Tag zum Dienst nach St. Georgen.

Doch nur zwei Jahre lang unterrichtete Karl Volk die Schüler der Rupertsbergschule. Dann

machte er einen dreimonatigen Fortbildungskurs in Tettngang im Allgäu, um sich als Realschullehrer zu qualifizieren. Gleich anschließend konnte er seine neue Stelle in der Realschule von St. Georgen antreten.

Im Jahre 1971 heiratete der 35-jährige Pädagoge dann seine Braut Gretel Österreicher. Sie war ebenfalls Lehrerin und wohnte in Freiburg. In der Herz-Jesu-Kirche der Bischofsstadt wurde das Paar getraut und anschließend gab es ein großes Fest mit vielen Verwandten und Freunden. Die Ehe der beiden Pädagogen wurde mit vier Kindern gesegnet.

Von 1967 bis zu seinem Ruhestand im Jahre 2000 war Karl Volk in der Realschule von St. Georgen tätig. Er unterrichtete die Fächer Deutsch, Geschichte, Gemeinschaftskunde und katholische Religion. In einer Arbeitsgemeinschaft bot er den Jugendlichen auch Stenographie an.

„Eigentlich lag mir das Schreiben gar nicht“

„Die Landwirtschaft auf unserem kleinen Hof haben wir bald aufgegeben, weil die Arbeit sich nicht mehr lohnte“, erzählt der Pensionär. Als die Kinder alle noch klein waren, begann er bereits seine Nebentätigkeit als freier Mitarbeiter bei den örtlichen Zeitungen. „Eigentlich lag mir das Schreiben gar nicht, denn als Schüler war ich eine graue Maus ohne herausragende Leistungen“, betont Karl Volk bescheiden. Auch Aufsätze habe er nicht gerne geschrieben, darum hatte er in seinem Beruf immer großes Verständnis für Schüler mit schwachen Leistungen. Aber 1975 sei ein entscheidendes Jahr für ihn gewesen. „Der Gremmelsbacher Ratsschreiber Wilhelm Weisser hatte bis dahin als Lokalberichterstatter gearbeitet, wollte aber aus Altersgründen aufhören“, erzählt der Realschullehrer. Darum habe er sich schließlich überreden lassen und Berichte für die Presse geschrieben.

Nach kurzer Zeit war er eingearbeitet und hatte die ersten Erfolge. „Meine Artikel wurden im Wesentlichen unverändert gedruckt und niemand kritisierte an ihnen herum, das machte mir Mut“, bilanziert Volk. Seine heimatgeschichtlichen Beiträge seien von den Lesern sehr ge-

lobt worden, wie er weiter berichtet. Auf diese Weise wurde die Berichterstattung über Ereignisse in Gremmelsbach und Umgebung immer mehr zu einer wichtigen Aufgabe für den Familienvater.

Bücherfreund und Heimatforscher – mit den Archiven bestens vertraut

Obwohl Karl Volk jetzt aus dem Redaktionsteam des Kreisjahrbuches ausscheidet, so will er doch seine Tätigkeit als Mitarbeiter der örtlichen Zeitungen weiterführen, so lange ihm dies möglich ist. Das Schreiben sei die interessanteste Freizeitbeschäftigung seines Ruhestandes, obwohl er auch noch andere Hobbys habe. „Ich hacke auch gerne Holz für unsere Heizung und mache Reisigwellen für den Kachelofen.“ Im Sommer und im Herbst geht Karl Volk am liebsten in den Wald, um Pilze zu sammeln, wie er weiter informiert. Aber im Wesentlichen sei er halt ein Bücherfreund und Heimatforscher. Darum ist es ihm wichtig, auch weiterhin zu forschen.

Dabei wolle er nicht nur sich selber weiterbilden, sondern auch seine Erkenntnisse anderen mitteilen. Besonders die Geschichte hat es dem Lehrer im Ruhestand angetan. Schon als Kind habe er sich für vergangene Zeiten interessiert, erst recht seit seinem Geschichtsstudium. „Das für die Geschichtsforschung unentbehrliche Latein brachte ich ja mit“, betont der Heimatforscher.

Seit 1975 habe er regelmäßig das Badische Generallandesarchiv in Karlsruhe besucht und große Unterstützung von dem freundlichen Personal erfahren, das ihm bis heute jederzeit alle gewünschten Dokumente vorlegt. Aber auch im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg und sogar im Wiener Haus- und Hof- und Staatsarchiv verbrachte der begeisterte Geschichtsforscher bereits viele Ferientage.

Nicht nur für die Zeitungen und für den Almanach schrieb Karl Volk seine historischen Aufsätze, sondern auch für den Heimat- und Gewerbeverein in Triberg. Bei den Heimatblättern wirkt er immer noch als Autor von geschichtlichen Beiträgen mit.

Ortschaftsrat und Stadtrat

Viele Jahre war Realschullehrer Volk in seiner Heimatgemeinde auch ehrenamtlich aktiv. Im gleichen Jahr, als er heiratete, wählten ihn die Gremmelsbacher zum ersten Mal in den Gemeinderat.

Drei Jahre später, im Jahre 1974, wurde das kleine Bergdorf nach Triberg eingemeindet. Nun engagierte sich Karl Volk als Ortschaftsrat und Stadtrat. Viel Verantwortung habe man in einem solchen Amt. Vor allem sei die ehrenamtliche Arbeit in den Räten sehr zeitintensiv. Bis 1999 war der Lehrer als Ortschaftsrat tätig. Für seine vielen Verdienste um die Kommunalpolitik wurde Karl Volk nicht nur mit dem Dorf- und Wappen von Gremmelsbach geehrt, sondern auch mit dem Wappenteller der Wasserfallstadt ausgezeichnet.

Zeitraubend war für ihn neben dem Unterricht auch die Poesstätigkeit, aber diese machte ihm im Laufe der Zeit immer mehr Freude, auch wenn sie häufig mit viel Anstrengung verbunden war.

„Ich wurde auch öfter als Referent angefragt, vor allem, wenn es um historische Themen ging“, verrät der Ruheständler. Bei Jubiläen sei er sogar manchmal als Festredner aufgetreten. „Ich habe auch ein Buch über den Bau der Gremmelsbacher Kirche geschrieben“, betont Karl Volk nicht ohne Stolz. Und wenn er weiter für die Lokalzeitungen zur Verfügung stehe, drohe ihm im Ruhestand niemals das Problem der Langeweile.

Derzeit mache er manchmal sogar mit dem „Rentnerstress“ Bekanntschaft, was er eigentlich vermeiden wolle. „Ich gebe mir Mühe, das rechte Maß an Zeitaufwand, Anstrengung und Originalität der Gedanken zu finden“, beteuert Volk überzeugt. Er lässt keinen Zweifel daran, dass er noch viele Pläne in Bezug auf Heimatgeschichte habe, die er alle gerne verwirklichen möchte. „Auch wenn ich in Zukunft nicht mehr im Redaktionsteam des Kreisjahrbuches tätig bin, so ist der Almanach trotzdem die Freude meines Alters und ich werde sicher noch manchen Bericht für ihn verfassen“, blickt der Pensionär in die Zukunft. *Maria Kienzler*



Blick auf den Ortskern von Gremmelsbach bei Triberg.

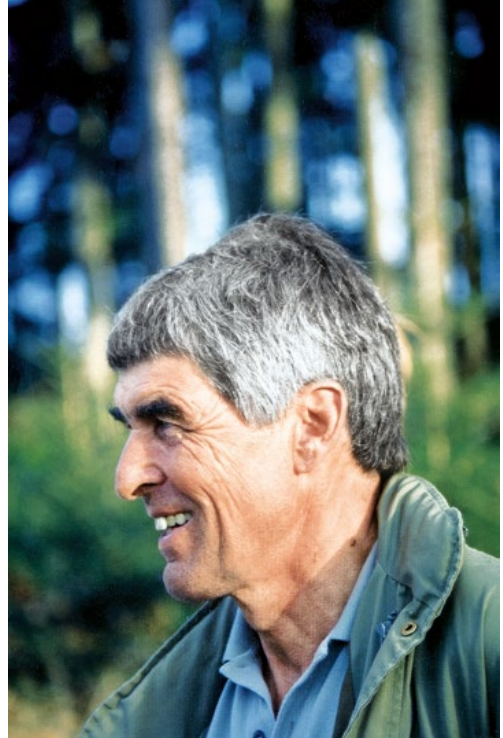
Wolf Hockenjos

Renommierter Forstmann, Naturschützer, Fotograf und bekannter Buchautor

Wenn der Name Wolf Hockenjos fällt, verdreht so mancher Jäger und Bauer entnervt die Augen – Natur- und Umweltschützer hingegen geraten gerne ins Schwärmen. Wolf Hockenjos weiß, dass er polarisiert, nicht nur mit seiner leidenschaftlichen Idee, Luchse im Schwarzwald wieder zu beheimaten. Der Forstmann ist ein landesweit bekannter Natur- und Umweltschützer, Skisportler und vor allem auch ein geschätzter Buchautor und Fotograf.

Der langjährige Leiter des Staatlichen Forstamts Villingen-Schwenningen ist auch im Ruhestand aktiv und seinem Metier treu geblieben. Er engagiert sich im Landesnaturschutzverband, publiziert regelmäßig in der Publikums- und Fachpresse, fotografiert und schreibt Bücher. Jüngstes Werk ist ein viel beachteter Bild/Textband mit dem schlichten Titel „Tannenbäume“, eine Monografie über die Weißtanne. Seinen ersten Bildband „Begegnung mit Bäumen“ fotografierte und verfasste er 1978 im Auftrag des Forstministers. Dabei entdeckte er seine Liebe zur Fotografie, die ihn ein Leben lang begleiten sollte. Wolf Hockenjos kann heute auf ein Archiv mit Tausenden von beeindruckenden Baum- und Naturfotografien verweisen. Seine Aufnahmen sind in unzähligen Broschüren, Zeitschriften und Büchern veröffentlicht worden.

Bekannt ist Wolf Hockenjos in vielfacher Hinsicht: Mit seiner Luchs-Initiative ist Hockenjos seit 25 Jahren in den Medien und im öffentlichen Bewusstsein präsent, während sein nicht minder pionierhaftes Engagement für den Wintersport im Schwarzwald zumindest auf der Baar weitgehend unbekannt ist.



Wolf Hockenjos

Bewusste Entscheidung für ein „Soziotop“

Die Schwäbische Alb scheint in fast greifbarer Nähe, im Süden türmen sich die Alpen auf: Diesen Blick genießt Wolf Hockenjos fast jeden Tag aufs Neue. Freilich nicht von einem der Hochsitze, auf denen er unzählige Stunden seines Berufslebens verbrachte, sondern vom heimischen Balkon aus. Der Forstmann lebt überraschenderweise nicht in ländlicher Idylle mit Garten und Wald drum herum, sondern im obersten Stock eines Donaueschinger Hochhauses. Doch dieser Widerspruch ist nur vermeintlich. „Ich will nicht abheben und mich komplett in die Natur zurückziehen, sondern habe mich mit meiner Frau bewusst für ein „Soziotop“ ent-

schieden, in dem wir täglich Menschen begegnen und mit ihren Freuden und Sorgen konfrontiert werden.“

Überhaupt vermag der 72-Jährige so manches unter einen Hut zu bringen, was kaum vereinbar scheint: Sport im Wald und Naturschutz, ökologische und ökonomische Interessen bei der Bewirtschaftung des Waldes, Aussiedlung des Luchses und Erhalt der Artenvielfalt. Wolf Hockenjos ist jemand, der sich für seine Überzeugungen vehement und vielschichtig einsetzt – als Praktiker mit 25-jähriger Erfahrung als Forstdirektor in Villingen-Schwenningen, als Autor, ebenso als stellvertretender Vorsitzender der baden-württembergischen Luchs-Initiative, die er vor 25 Jahren ins Leben rief, und als Forstlicher Referent im Landesnaturschutzverband. Was viele nicht wissen: Er ist auch Langlauf-Pionier, der vor rund 40 Jahren das erste Skilanglaufzentrum Deutschlands initiiert hat, und zwar die Thurnerspur auf dem rund 1.000 Meter hohen Thurner bei St. Märgen, wo schon sein Vater Forstamtsleiter war.

Den Fernskiwanderweg Schonach-Belchen und den legendären Rucksacklauf begründet

Wolf Hockenjos ist zwar in Karlsruhe geboren, aber im Hochschwarzwald aufgewachsen und seit der Kindheit eng mit dem Wald verbunden. Dazu gehört für ihn bis heute Freude an der Bewegung – im Sommer zu Fuß und mit dem Rad, im Winter mit den Langlaufskiern. Schon als Student liebte er die Kombination von Waldarbeit und Skisport, unternahm Wettkampfreisen nach Skandinavien und anderswohin, rief als junger Forstreferendar in Todtmoos den ersten Europäischen Forst-Biathlon ins Leben, der sich zum Magneten für Europas Forstleute entwickelte.

Ende Februar/Anfang März 2012 wurden auf dem Notschrei bei Todtnau die 44. Europäischen Forstlichen Nordischen Skiwettkämpfe (EFNS) ausgetragen mit 950 Teilnehmern aus 22 Nationen. Sie trafen sich nicht nur auf der Spur, sondern auch bei Vorträgen und Exkursionen, tauschten Erfahrungen und Zielsetzungen aus. „Die intensiven Dialoge und Kontakte über Grenzen und Länder hinweg sind mehr

als ein willkommener Nebeneffekt, sie fördern die Identifizierung mit forstlichen Aspekten in einem größeren Kontext.“

Wolf Hockenjos initiierte auch den Förderverein Club Thurnerspur e.V., der ebenfalls zur Erfolgsgeschichte geriet mit inzwischen mehr als 4.500 Mitgliedern; er ist seit 40 Jahren Vorsitzender. Ihm sind auch die Anlage des Fernskiwanderwegs Schonach-Belchen und der legendäre Rucksacklauf zu verdanken. Im Freizeitbereich herrschte damals Aufbruchstimmung: „Vieles war damals leichter und unkomplizierter möglich als heute.“

Im 8.000 Hektar großen Forstbezirk war die naturnahe Waldwirtschaft das Ziel

1980 wurde er als Leiter des Staatlichen Forstamts nach Villingen-Schwenningen berufen, verantwortlich für den so genannten „Hintervillinger Raum“ mit Wald-Gemeinden wie Königsfeld, Mönchweiler, Dauchingen und großer Distanz vor allem zwischen Osten und Westen. Das riesige, fast 8.000 Hektar große Areal reichte vom Bernecktal im Schwarzwald bis zum Hohenlupfen auf der Schwäbischen Alb und war mit seiner bunten Standort-Palette „ausgesprochen reizvoll“, wie Hockenjos versichert. Als junger Nachwuchsbeamter war er Standortkartierer und fasste Daten und Analysen zu Bodenbeschaffenheit, Wasserhaushalt, Geologie und Botanik zusammen. In seinem Forstbezirk waren zwei Drittel der Wälder „naturwidrig“ zusammengesetzt: Die Fichte war zu dominant, Ziel wurde eine naturnahe Waldwirtschaft mit mehr Weißtanne. Zum Weg dorthin gehörte die Reduzierung des Wildbestandes, um die Verbißschäden an Jungtannen zu minimieren.

Anfangs der 1980er-Jahre wurde zudem das Waldsterben ein gravierendes Thema; der Wald wurde durch Immissionen geschwächt, die insbesondere der Westwind auf die Schwarzwaldhöhen wehte. Später sollten Lothar und andere Orkane verheerende Schäden gerade in den instabilen, kränkenden Beständen verursachen, andererseits aber auch den Umbau der Waldbestände beschleunigen. Diesen propagierte und praktizierte Wolf Hockenjos im heimischen

Forst bereits in seinen ersten Jahren an vorderster Front.

„Der Waldbau muss sich um eine klimabeständige Artenpalette bemühen“

„Der Wald verlangt Denken in langen Zeiträumen, 50, 100, 150 Jahre in die Zukunft hinein.“ Natürlich sei nicht abzusehen, wie sich die Erde bis dahin entwickelt hat und wie der Holzabsatz aussehen wird. Vor dem Hintergrund der latenten Klimaerwärmung sei „breite Risikostreuung“ angesagt. „Der Waldbau muss sich um eine klimabeständigere Artenpalette bemühen.“ Inzwischen wurden Schadstoffe in Luft und Regen verringert, auch dank regelmäßiger Kalkgaben sind die Wälder gesünder und stabiler geworden, Weißtannen und Laubbäume siedeln sich zwischen Fichten an und stärken die Bestände. Dieser Prozess musste und muss freilich durch eine intensive Jagd unterstützt werden – nichts tun reicht nicht, denn sonst würden hungrige und naschlustige Rehe das Aufkeimen und Wachsen von Sämlingen und Jungbäumen drastisch behindern.

Wolf Hockenjos hat in seiner Amtszeit als forstlicher Beisitzer im Kreisjagdamt immer wieder auf das Einhalten der Abschusspläne gepocht. Er saß wie seine Kollegen viel auf dem Hochsitz, um Rehe zu erlegen. Füchse aber nicht, denn die sieht Hockenjos eher als Verbündete. Die Jägerschaft vertrat und vertritt in der Beurteilung von Verbisschäden eine andere Position – eine Mehrheit hält die Reh-Populationen nicht für zu groß, sondern für zu klein und würde gern im Winter weiterhin und mehr füttern dürfen, um dem Wild das Überleben zu erleichtern. Hockenjos hingegen setzt auf den Winter als natürliches Regulativ und würde dazu gern auch den Luchs als Helfer in die Schwarzwald-Höhen einladen.

Mit seiner Vision von der Wiedereinbürgerung der vertriebenen Raubkatze (1922 wurde ein allerletzter Luchs im Kreisgebiet erlegt und zwar bei Niedereschach) zog er sich nicht nur weitere Animositäten von Jägern, sondern auch die von Bauern zu. Deren Zorn auf hungrige Füchse, die sich im Hühnergehege bedienen,

kann er zwar verstehen, doch hält er eine Bejagung für wenig erfolgreich. „Dadurch steigt eher die Reproduktionsrate.“ Von der Ansiedlung des Luchses als natürlichem Fressfeind verspricht er sich hingegen viel, eine Gefahr für die Rinderhaltung sieht er nicht. Luchse seien scheu und mieden Ansiedlungen. Sie benötigten ein Territorium von hundert Quadratkilometern, das ihnen im Schwarzwald geboten werden könne. Nach einer interdisziplinären Forschungsarbeit an der Freiburger Universität könnte Baden-Württemberg rund hundert Luchsen und mehr Platz bieten; gute Erfahrungen in der Schweiz zeigten, dass sich die Großkatze in der bergigen Kulturlandschaft gut zurechtfindet. Mit seiner Initiative hat Hockenjos freilich noch keinen durchschlagenden Erfolg verbucht; Grüne und SPD zeigten allmählich immerhin Sympathien. Die CDU sei zwar „nicht ablehnend“, doch die Lobby von Jägern und Bauern sei groß.

Zum Wolf hat sein zweibeiniger Namensvetter ein ambivalentes Verhältnis: „Er könnte wegen seiner ausgeprägten Mobilität und Flexibilität problematisch werden.“ Doch gerade deshalb könne sein Kommen kaum verhindert werden. „Baden-Württemberg ist Wolf-Erwartungsland“, sagt der Experte und verweist auf Wanderungsbewegungen von Polen und Weißrussland, aber auch von den Seealpen in „unsere“ Richtung.

„Ich war nicht immer bequem“, sinniert Wolf Hockenjos über sein berufliches Wirken, „doch Interessenskonflikte seien unvermeidlich, manchmal müsse man sich im Sinne der Sache auch unbeliebt machen“.

Dem Naturschutz verpflichtet

Naturschutz ist ein zentrales Lebensthema für Wolf Hockenjos geblieben, der früher auch Naturschutzbeauftragter des Landkreises war. Bis heute engagiert er sich kritisch auch in den eigenen Reihen; ein heißes Thema zur Zeit ist Waldbau in den FFH-Schutzgebieten (nach der europäischen „Fauna-Flora-Habitatsrichtlinie“). Hockenjos lehnt flächenhafte Räumungen in den Buchen- und Mischwäldern ab, plädiert

für eine „naturnahe“ Bewirtschaftung, die ausreichend Totholz im Wald lässt, wie es der Schwarzspecht zum Höhlenbau und seine diversen Nachmieter lieben.

Nach wie vor hat Hockenjos Visionen. Er unterstützt die Pläne für den Waldnationalpark im Nordschwarzwald, wo der Wald seine Ruhe vor Freizeitbetrieb und Vollerntern hätte. Hockenjos mischt sich mit konstruktiver Kritik auch in die Diskussion zum Ausbau von Windkraft in ökologisch und touristisch hochwertigen Landschaften ein.

Das Gute am Ruhestand ist, dass sich Wolf Hockenjos und Ehefrau Gertrud die Zeit frei ein-

teilen können. Das tun sie stets mit einem Blick zum Himmel. „Bei schönem Wetter zieht es uns hinaus, bei Regen an den Schreibtisch“, sagt Wolf Hockenjos.

Wenn er dann am Schreibtisch sitzt, verfasst der Forstmann auch zahlreiche informative und lesenswerte Beiträge für den Almanach: So über die Baumarten im Schwarzwald-Baar-Kreis oder markante Aussichtspunkte. Wie nur wenige andere Autoren vermag es Wolf Hockenjos vortrefflich, die Wesenszüge von Bäumen oder einer Landschaft zu beschreiben.

Christina Nack

Emil Rimmele

Fast zwei Jahrzehnte lang der Bürgermeister von Schönwald gewesen

Der ehemalige Bürgermeister von Schönwald ist am 18. Juni 2012 im Alter von 95 Jahren in Villingen verstorben. Fast zwei Jahrzehnte – bis 1981 – leitete Emil Rimmele die Geschicke des heilklimatischen Kurorts. Für sein Wirken wurde er 1981 mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt.

Wenn sich die Schönwälder an Emil Rimmele erinnern, dann sind es vor allem seine Leistungen als Bürgermeister, die bis heute – drei Jahrzehnte nach seinem Wirken – nicht zu übersehen sind. Aber auch sein Engagement für das Vereinsleben wird ihm hoch angerechnet. Dabei wurde es dem Emil Rimmele keineswegs an der Wiege prophezeit, dass er in seinem Leben eine erfolgreiche Karriere starten wird.

Im Krankenhaus von Vöhrenbach erblickte Emil Rimmele während des Ersten Weltkriegs am 16. Januar 1917 das Licht der Welt. In dem abgelegenen Weiler Zindelstein, der zu Wolterdingen gehört, wuchs der Kleine in einem be-



Emil Rimmele

scheidenen Wohnhaus mit seinen Eltern und vier Geschwistern auf.

Nach der Volksschulzeit von 1923 bis 1931 stand auch bei ihm, wie bei den meisten Jugendlichen damals, eine Lehre auf dem Pro-

gramm. Der junge Rimmelé lernte in Villingen das Friseurhandwerk. „Als wir noch Kinder waren, hat der Vater uns regelmäßig die Haare geschneitten“, erzählt sein Sohn Joachim Rimmelé stolz. Er kann sich noch gut daran erinnern, wie die Köpfe der drei Kinder vom Papa bearbeitet und verschönert wurden.

Der Krieg lässt alle Träume platzen

In seinem Beruf als Friseur arbeitete Emil Rimmelé aber nicht allzu lange, denn er war in seiner Jugend abenteuerlustig und träumte von fernen Ländern. Doch der Wunsch nach Auswanderung war bald ausgeträumt, denn das Nazi-Regime plante bereits den Zweiten Weltkrieg. Kaum war Emil Rimmelé volljährig, bekam er 1938 die Einberufung zum Reichsarbeitsdienst. Daran schloss sich der Wehrdienst in Ulm an.

Der Beginn des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 ließ alle Träume zerplatzen. Er musste in den Krieg ziehen und sich schweren Herzens von seiner Freundin Hedwig Brugger verabschieden. Doch schon ein Jahr später beantragte Emil Rimmelé einen Heiratsurlaub. In Bräunlingen, der Heimatstadt seiner Verlobten, fand die standesamtliche Trauung statt. Doch der Hochzeitsurlaub dauerte nicht einmal eine Woche, dann musste der junge Ehemann wieder an der Front sein. Jedes Jahr einmal bekam er Urlaub, weil er verheiratet war. Als der Krieg zu Ende war, hatte seine Frau Hedwig ihm drei Kinder geboren.

Nun wartete zu Hause die kleine Waltraud mit ihren beiden Brüdern Gerhard und Joachim auf den Papa. Doch der junge Oberfeldwebel wurde zunächst von den Amerikanern gefangen genommen und später dann an die Engländer weitergereicht. Im Oktober 1945 wurde er jedoch vorzeitig aus der englischen Gefangenschaft entlassen, weil er angeboten hatte, in Köln als Polizist zu arbeiten.

Nur ein Jahr lang arbeitete Emil Rimmelé als Polizeiwachtmeister in der Stadt Köln und beantragte dann seine Versetzung nach Donaueschingen. Nun war die Familie wieder vereint. Die drei Kinder, die alle in der Kriegszeit zur Welt

kamen, konnten jetzt endlich ihren Vater kennenlernen.

Strebsam und zukunftsorientiert

Polizeiwachtmeister war damals der niedrigste Dienstgrad. Darum besuchte Emil Rimmelé mehrere Lehrgänge in den Landespolizeischulen von Radolfzell und Waldshut, um seine Ausbildung zu vervollständigen. Nachdem er die Abschlussprüfung zum Polizeiobermeister bestanden hatte, wurde er vom Polizeichef als Dienstpostenfürher nach Königfeld und 1945 dann nach Triberg geschickt.

In der „Gendarmerie“ gegenüber dem heutigen Pflegeheim St. Antonius wuchsen die drei Kinder auf und besuchten die Schulen der Wasserfallstadt. Als sieben Jahre später die Schönwälder einen Bürgermeister suchten, wurde Emil Rimmelé von mehreren Seiten gefragt, ob er Interesse habe. Auch Noch-Bürgermeister Friedrich Merkle, der mit 71 Jahren nicht mehr kandidieren konnte, erkundigte sich bei dem beliebten Polizei-Postenfürher der Raumschaft, ob er nicht Gemeindechef von Schönwald werden wolle.

So ließ sich der Polizeiobermeister aufstellen und gewann prompt die Wahl. Zunächst wurde er für acht Jahre gewählt und dann im Jahre 1969 für zwölf weitere. Er lenkte souverän mit seinem Gemeinderat 20 Jahre lang die Geschicke von Schönwald. Er baute sich in der Beethovenstraße ein Haus und stand auch nach Dienstschluss der Bevölkerung zur Verfügung.

Für sein besonderes Engagement bekannt

Feierabend und Ferien waren für den Bürgermeister aus Leidenschaft Fremdwörter. Zusätzlich engagierte sich der neue Bürgermeister in vielen Vereinen. Von 1970 bis 1991 leitete er den Musikverein und wurde dafür bei seiner Verabschiedung zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Im Blasmusikverband fungierte er 15 Jahre lang als Bezirksvertreter. Auch in der katholischen Kirche kandidierte er und wurde unter Pfarrer Johann Riegelsberger zum Vorsitzenden des

Pfarrgemeinderates gewählt. Im Skiclub engagierte sich Emil Rimmele ebenso wie im Aufsichtsrat der Neuen Heimat und beim Verband der Kriegsgräberfürsorge, bei der er den Ortsvorsitz innehatte.

Gesicht von Schönwald komplett verändert

Lang ist die Liste seiner Verdienste für das kleine Skidorf Schönwald. Dies wurde besonders deutlich bei seiner Verabschiedung als Bürgermeister im Februar 1981. Ein halbes Jahr vor Ablauf der Legislaturperiode trat der damals 64-jährige Gemeindechef aus gesundheitlichen Gründen zurück. In den knapp 20 Jahren seiner Amtszeit aber hatte er das Gesicht der Gemeinde komplett verändert und ihr seinen Stempel aufgedrückt.

Insgesamt 21 Redner würdigten die Verdienste des scheidenden Bürgermeisters, wie aus der damaligen Pressemitteilung hervorgeht. Die Realisierung großer Projekte habe er mit Zähigkeit, Zielstrebigkeit und Verhandlungsgeschick durchgesetzt, wie von verschiedenen Seiten versichert wurde. Zusätzlich gelang es ihm immer, große Zuschüsse für seine Projekte abzurufen. Gerühmt wurde besonders seine Gradlinigkeit, seine Ehrlichkeit und Offenheit.

Steuermann der Gemeinde

Bürgermeister Rimmele sorgte auch für ein neues Schulhaus, das 1968 eingeweiht wurde. Unter seiner Regie wurde das beheizte Freibad gebaut und die Adlerschanze in Zusammenarbeit mit dem Skiclub erstellt. Das Hallenbad im Kurzentrum ging ebenfalls in den Besitz der Kommune über. Viel Geld floss in den Straßenbau und vor allem favorisierte der Rathauschef die direkte Verbindungsstraße zwischen Schonach und Schönwald, die 1971 fertiggestellt werden konnte. Bis dahin war der Nachbarort nur auf dem Umweg über Triberg erreichbar. Auch die Wasserversorgung und die Kanalisation wurden in der Ära Rimmele ausgebaut, ebenso wurde der Fremdenverkehr gefördert,

so durch Zuschüsse für den Bau zahlreicher Ferienwohnungen. In die Amtszeit von Emil Rimmele fiel 1964 außerdem der Beginn der Partnerschaft mit der französischen Kleinstadt Bourg-Achard und im Jahre 1975 die Verleihung des Prädikats „Heilklimatischer Kurort“ für den Fremdenverkehrsort.

Ein halbes Jahr nach der feierlichen Verabschiedung in den Ruhestand verlieh Landrat Gutknecht dem Altbürgermeister Rimmele das Bundesverdienstkreuz.

Erfüllter Ruhestand

Nun begann ein ruhiger Lebensabschnitt für den rührigen Ex-Bürgermeister. Im Laufe der Jahre wurde für ihn das Kochen und Backen zum neuen Hobby. Auch im Ruhestand beobachtete Emil Rimmele mit aufmerksamem Blick die Kommunalpolitik und als er 77 Jahre alt war, wollte er sich noch einmal aktiv in die Gemeindegearbeit einbringen. Er kandidierte auf der SPD-Liste und wurde als Gemeinderat gewählt. Doch schon nach zwei Jahren schied er auf eigenen Wunsch wieder aus.

Ein großer Schicksalsschlag war es für das Ehepaar Rimmele, als im Jahre 2000 ihr 56-jähriger Sohn Gerhard durch einen plötzlichen Tod aus dem Leben gerissen wurde. Der Gesundheitszustand von Hedwig Rimmele verschlechterte sich daraufhin zusehends. Liebevoll umsorgte und pflegte der Pensionär seine Gattin in den letzten Jahren ihres Lebens.

Als sie 2003 im Alter von 83 Jahren starb, verließ Emil Rimmele seine Wahlheimat Schönwald, in der er mehr als vier Jahrzehnte gewohnt hatte. Der rüstige Witwer verlegte seinen Lebensmittelpunkt in das katholische Seniorenheim St. Lioba in Villingen, wo er eine betreute Wohnung mietete. Dort lebte er selbstständig bis zu seinem Tod. Er kaufte täglich ein und kochte auch selbst.

Weiterhin pflegte er viele Kontakte mit seinen Freunden und Bekannten, zu denen auch der frühere Ministerpräsident Erwin Teufel gehörte. Zwei Tage vor seinem überraschenden Ableben fuhr Emil Rimmele noch Auto und ging durch Villingen spazieren. *Maria Kienzler*

Karin Pittner

Die gelernte Schauspielerin lebt im Spannungsfeld zwischen Moderne und Tradition

Die mädchenhafte Ausstrahlung und eine starke Präsenz sind ihr geblieben: Karin Pittner, 48 Jahre alt, Schauspielerin, Theaterleiterin und Regisseurin in Villingen-Schwenningen, hat bereits viele Projekte angestoßen und ebenso viele noch in ihrem Kopf. Dazu hat sie einen ganz persönlichen großen Traum. Gerne würde sie die Mutter Courage spielen. „Brecht-Rollen sind immer spannend“, schwärmt die agile 48-Jährige.

Noch begnügt sich die Gründerin des erfolgreichen Brennpunkt-Theaters damit, böse Herzoginnen und Intrigantinnen zu spielen, „eben all das, was ich im Leben nicht sein möchte.“ Fordernd wie bereichernd empfindet sie es auch, zwei völlig kontrastierende Figuren darzustellen, wie bei einem gemeinsamen Projekt mit dem Kulturamt Villingen-Schwenningen: Im Jahr 2000 fühlte sie sich im Urfaust sowohl in Gretchens als auch in Mephistos Gedankenwelt hinein. „Ich kann keine Rolle richtig spielen, wenn ich nicht auch die Kehrseite spielen kann“, philosophiert sie über diesen „Doppel-Part“. Denn da kommen wir unserer Dualität auf den Grund und erkennen wertfreies Handeln!“

Die kulturelle Drehscheibe

Was sie im Leben sein möchte? Nun, das, was sie im Laufe der Jahre geworden ist. Eine kulturelle Drehscheibe, die ihre überbordende Energie zu nutzen weiß, ohne sich zu verzetteln, die alte und junge Menschen gleichermaßen fürs Theaterspielen begeistern kann und es mit ihrem Brennpunkt-Theater auf mittlerweile 70



Karin Pittner

Aktive zwischen sechs und 70 Jahren gebracht hat. In den Jahren seit der Gründung des Brennpunkt-Theatervereins haben Pittner und ihre Mitstreiter nicht nur auf spielerisch-dramatische Weise gezeigt, wo es brennt und selbst Tabu-Themen wie sexueller Missbrauch erfolgreich wie sensibel auf die Bühne gebracht.

Mit ihren Akteuren heimste sie auch Erfolge ein, wenn es um die Aufarbeitung von Problemen wie Mobbing oder Diskriminierung geht, so lautete der Titel eines Stückes „Mensch, was bist du blöde oder wer hat Angst vorm weißen Mann“. Nächstes großes Vorhaben: das Revolutionsdrama „Dantons Tod“ von Georg Büchner, bei dem junge und ältere Akteure auf der Bühne stehen. Sagt es und stimmt mitten im Gespräch die Marseillaise an...

Werte sind ihr wichtig

Karin Pittner lebt im Spannungsfeld zwischen Moderne und Tradition. So verblüffte und begeisterte sie mit dem Swano-Komplott, das das Thema 100 Jahre Schwenninger Stadtrecht behandelte, oder einem historischen Rundweg auf der Landesgartenschau im Jahr 2010. Die Tradition ist für sie eine spannende Sache, so wie auch der Wertewandel im Laufe der Zeit. Werte sind ihr wichtig, mehr als einmal verweist die Württembergerin auf ihre Bodenständigkeit, bei aller Lust am Experimentieren, Improvisieren und Neuem.

Wer bei ihr auf dem Spielplan steht, hat durchaus auch das Potenzial zu einer bundesdeutschen Karriere. Karin Pittner nennt Nico Rebscher, der heute als Komponist in Berlin lebt oder den Kabarettisten Sebastian Schnitzer, die im Brennpunkt-Theater ihr Debüt gaben.

Regie führen bedeutet für sie nicht, Schauspieler einem strengen Diktat zu unterwerfen. Sie lässt in ihren Projekten die Menschen sich entfalten, improvisieren und Texte selbst entwickeln. „Ich lasse die Akteure reden und ergänze. Einer unsichtbaren Hand gleich, die dann lenkend eingreift, wenn die Figur danach ruft.“

Persönlichkeitsentwicklung der Kinder auf der Bühne

Die Theaterbühne ist zwar ihre Welt. Doch die ausgebildete Schauspielerin gibt auch Kurse. Selbst Mutter einer sechsjährigen Tochter, bringt sie seit vier Jahren Kindern in den Sommerferien das Schauspielern nahe. Das Agieren auf der Bühne ist für sie ein wichtiger Anstoß für die Persönlichkeitsentwicklung von Jungen und Mädchen. „Schauspieler sind Menschen, die Charakter und eine starke Präsenz haben.“ Und genau dies möchte sie den jungen Menschenkindern mitgeben. Charakter, Präsenz und sozialer Kompetenz reiht sie eine dritte Komponente hinzu. „Das Theaterspiel fördert auch die emotionale Intelligenz.“ In einer Welt des enormen Leistungsdruckes und des Konkurrenzkampfes seien solche Fähigkeiten wie

der respektvolle Umgang miteinander äußerst wichtige Bausteine.

Ein weites Feld seien deshalb auch die Themen Integration und Migration. Nachgefragt sind auch die Workshops für Theater begeisterte Erwachsene und die Schulungen für Führungskräfte, die sie seit Jahren gibt. „Dabei lernen diese ebenfalls Präsenz, richtige Präsenz und auch das Sprechen mit Sinn.“ Wichtiges Ziel: Wie kann ich mich in mein Gegenüber hineinversetzen.

Die „bodenständige Weltverbesserin“

Erfolge bestrahlen Karin Pittners Laufbahn ebenso wie manche Enttäuschungen ihre Arbeit überschatten. Mangels Zuschüssen musste sie ihr 2008 begonnenes und viel beachtetes Theaterprojekt mit Langzeitarbeitslosen im Jahr 2011 nach knapp vier Jahren beenden. Dafür hat sie im Laufe der Jahre ein großes Netzwerk an Kooperationspartnern aufgebaut, um Präventionsarbeit weiterzuentwickeln. Als „bodenständige Weltverbesserin“ fühlt sich die Endvierzigerin, die in Schwäbisch-Gmünd geboren wurde. In Caligula hatte sie ihre erste tragende Rolle, als Hure, wie sie lachend erzählt. Als junges Mädchen entdeckte sie damals die Schauspielerei als ihr Ausdrucksmittel. „Der Funke von damals ist geblieben. Nun gehe es darum, anderen Menschen das nahe zu bringen, was es heißt, den Funken auf das Publikum überspringen zu lassen.“

Einer schlaflosen Nacht gewinnt die 48-Jährige durchaus Positives ab. „Dann kann mich ein Geistesblitz durchdringen“, lacht sie und gähnt wie zum Beweis dafür, dass es gestern mal wieder so weit war. „Ich habe ja meine Fühler schon immer weit ausgestreckt.“ Manch schlaflose Nächte kosten sie auch manchmal die Finanzen des Vereins: Der Zuschuss der Stadt in Höhe von 5.000 Euro – eher ein Klacks im großen Ausgabentopf. Nun will Karin Pittner sich um weitergehende Förderung auch seitens des Landes bemühen. Es stünde schlecht um den Verein, wenn es nicht großzügige Sponsoren wie Kendrion GmbH oder die Firma Hess gäbe.

Eva-Maria Huber



Karin Pittner-Bilderbogen: Oben Rocktheater „Mensch was bist du blöd“. Unten: Kinder spielen beim Sommerferienprogramm Theater. Unten links: Präventionsstück zum Thema Sucht im Polizeialltag. Unten rechts: Karin Pittner bei einer technischen Probe.



Zukunft auf starkem Fundament

Volksbank Villingen wächst mit neuem Gebäude und durch Fusion mit der Volksbank Hegau

von Verena Wider



Zwei herausragende Ereignisse prägen im Jahr 2012 die Geschichte der Volksbank eG im 145. Jahr ihres Bestehens: Die Fusion mit der Nachbargenossenschaft Hegau zur Volksbank eG Schwarzwald Baar Hegau und der Umbau und Neubau des Gebäudes am Villingen Riettor. Es sind Meilensteine im Projekt „Volksbank auf Erfolgskurs“.

Nach der Investition von 24 Millionen Euro in die zentrale Anlaufstelle rechnen die Verantwortlichen damit, dass sie lange Zeit Ruhe haben, bis wieder Ausgaben für große Bauvorhaben fällig werden. Und, da aller guten Dinge drei sind: Die Architekten Muffler aus Tuttlingen konzipierten zusammen mit dem Villingen

Unternehmen Hess die Leuchttechnik für einen Brunnen auf dem Platz vor dem Riettor.

In den vergangenen zehn Jahren sei die Genossenschaftsbank jedes Jahr überdurchschnittlich gewachsen, bilanziert Vorstandsvorsitzender Joachim Straub „sehr zufrieden“ die bisherige Entwicklung. Er sieht, dass es noch



Volksbank eG
Schwarzwald Baar Hegau

doppelt gut...



weitere Potenziale gibt. Inzwischen hat die Volksbank einen Marktanteil bei den Privatkunden von etwa 46 Prozent, nach Euro bewertet sind es 28 Prozent Anteil. Die großen Vermögen liegen also woanders – „noch“, sagt Straub, denn er sieht auch in diesem Bereich einen Trend zur Genossenschaftsbank. Die Volksbank Villingen schätzt ihren Anteil bei den gewerblichen Kunden auf 50 Prozent ein. Sie sei mit ihren gewerblichen Kunden gewachsen. Doch die Zahl der Unternehmen, die dazukommen, sei logischerweise überschaubar.

Jetzt will die Bank im Raum Singen – hier ist die Volksbank Hegau eG die kleinste Bank – die

genossenschaftliche Idee weiter voranbringen. Bislang könne die Volksbank dort viele Geschäfte, insbesondere im gewerblichen Bereich, nicht in dem Maße anbieten, wie das für manchen Mittelständler notwendig sei. „Gemeinsam werde man das jedoch gut können“, stellt Straub die Bedeutung der Fusion heraus.

Er rechnet damit, dass man sich in einem „sehr attraktiven Marktgebiet“ mit einem entsprechend großen Geschäftspotenzial bewegen wird. Der Villingener Bankchef hat selbst sechs Jahre in Radolfzell gewohnt und weiß als ehemaliger Bezirksprüfer im Hegau, wovon er spricht. Im Aufsichtsrat der Villingener Bank fand



Auf Erfolgskurs: Vorstandsvorsitzender Joachim Straub (Mitte), Aufsichtsratsvorsitzender Peter Uffelmann (links) und Vorstand Ralf Schmitt (rechts).

er Befürworter dieser Neuausrichtung. Persönliche Kontakte nach Singen bestanden auch hier. Insofern bewege man sich fast in einem Heimatgebiet.

Mit einem klaren Votum machten beide Vertreterversammlungen im Juni die Banken-Ehe perfekt. Rückwirkend zum 1. Januar 2012 entstand ein Kreditinstitut mit einer Bilanzsumme von drei Milliarden Euro. Die Bank ist von Tennenbronn im Kreis Rottweil über Villingen, Donaueschingen, Singen, Engen bis nach Gailingen am Hochrhein vertreten.

In den nächsten fünf Jahren wird bundesweit mit weiteren Fusionen gerechnet, schon allein vor dem Hintergrund, dass derzeit 1.070 Genossenschaftsbanken im Vergleich zu rund 430 Sparkassen existieren.

Joachim Straub: „Eines der schönsten Gebäude und das in Premium-Lage“

Straub bewertet den Neubau der Volksbank als „eines der schönsten Gebäude“, das man bei der Fahrt um den Innenring von Villingen zu Gesicht bekomme. Es hat eine Premium-Lage. Deshalb wurde ein Ortswechsel nach kurzer Prüfung gar nicht in Betracht gezogen. Seit der Einweihung der neuen Volksbank im März und mit jedem Monat mehr, in dem sich Mitarbeiter und Kunden an alle Neuerungen gewöhnen, hört man nur beste Bewertungen: „Optimal, bin begeistert, toll!“ Oder: „Hier würde ich auch gerne arbeiten“ – und das sind nur einige Zitate aus einem ganzen Katalog von Schwärmereien.

In der nüchternen Bankersprache hört sich das in der Rückschau anders an. Die Rede ist von einem „ordentlichen Renovierungstau“, vieles habe nicht mehr gepasst. Es wäre zum

Beispiel nicht mehr möglich gewesen, weitere Kabelstränge durch die Schächte zu ziehen und so sei zu entscheiden gewesen, ob man viele kleine Dinge verändere, die auch Geld kosten, oder ob man es richtig macht.

Verzicht auf Zweier- und Einzelbüros

Zur Vorgeschichte: Vor 27 Jahren hatte die Villingener Volksbank die Räume im ehemaligen Zentralkaufhaus eingeweiht. Das Kaufhaus selbst war erst 1970 eröffnet und nach zwölf Jahren bereits wieder geschlossen worden – die Region befand sich nach dem Niedergang bedeutender Industriezweige in einer tiefen Krise. Am Riettor zwischen Benediktinerring und Schillerstraße hatte zuvor die Sägerei Storz gestanden.

Bankvorstand und Aufsichtsrat entschieden sich 2009 für eine „zukunftsorientierte Version“ und stellen 2012 fest, dass Umbau und Neubau sehr gelungen sind. Eines ist aber auch klar: Man hätte wohl den gesamten Altbau plattgemacht, wäre da nicht acht Jahre zuvor der Seminar- und Konferenzraum im dritten Obergeschoss mit Kanzel zum Benediktinerring aufgesetzt worden. Heute hat man die Gewissheit: Es wurde so gebaut, dass das Haus flexibel für Veränderungen ist. Besonders froh ist Straub wegen der Entscheidung für eine Büro-Organisation mit Open Space Modell. Der Verzicht auf Zweier- und Einzelbüros fördere die immer wichtigere Kommunikation.

Ein Bankgebäude für die Anforderungen des 21. Jahrhunderts

Zum Neubau und Umbau des Volksbankgebäudes gab es zweifellos während der Bauzeit viele Kommentare. Die meisten Bedenkensträger störten sich daran, dass man viel Geld ausgibt. Von außen betrachtet – und insbesondere ohne

Kenntnis dessen, was man an diesen Ort hinzubringen kann – machte das alte Volksbankgebäude keinen schlechten Eindruck. Heute ist diese Kritik verstummt.

Der lange und schmale Altbau am Benediktinerding ist durch die Glasfassade mit einem Gebäuderiegel an der Schillerstraße verbunden. Das Ursprungsgebäude aus dem Jahr 1969 hat an diesem zentralen Platz einen anderen Maßstab bekommen.

Es ist innen darauf abgestimmt, wie Bankgeschäfte im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts ablaufen. Der Anteil der Privatkunden, die mit Geldautomat und Online-Banking selbstverständlich umgehen können und wol-

len, steigt tendenziell. Inzwischen laufen bei der Volksbank bei den Privatkunden 36 Prozent der Überweisungen Online und 72 Prozent der Lastschriften. Ungeachtet dessen setzt man auf den persönlichen Kontakt, zumal aus einem Gespräch zuweilen Ansätze für weitergehende Beratungsgespräche zu erwarten sind.

Gestern und „Heute“: Wo in früherer Zeit das Sägewerk Storz stand (Bild oben, Gebäude rechts) befindet sich heute das architektonisch gelungene neue Volksbankgebäude. Das Foto unten aus den 1980er-Jahren zeigt den Vorgänger.





In vielfacher Weise ein Vorzeigestück ist der Neubau der Volksbank eG am Villingen Riettor – sowohl innen als auch außen. Heidrun und Michael Muffler aus Tuttlingen setzten in vielfacher Weise moderne architektonische Akzente. Auch die Neue Tonhalle und die Fußgängerunterführung zur Niederen Straße in Villingen ist das Werk der Tuttlinger Architekten.

Dennoch ergibt sich zwangsläufig die Frage: Wer braucht noch Panzerglas vor der Nase, wenn das Geld in der Bank ohnedies aus dem Automaten kommt? Die neue Villingen Volksbank ist mit ihrer hellen und klar gegliederten Kundenhalle nicht nur aus diesem Blickwinkel ein Vorzeigestück. Die Architektur entspricht dem Selbstverständnis der Bank, wie es Joachim Straub formuliert: „ Sie ist offen, flexibel, nachhaltig und funktionell, sowohl im Kundenbereich als auch an anderen Arbeitsplätzen.“

Das Bestmögliche erreicht

Unabhängig von welcher Seite man sich diesem neuen Haus nähert, zeigt sich, dass das Bestmögliche erreicht wurde. Es respektiert das Alte, verbindet sich mit ihm und wirkt wie ein Gebäude aus einem Guss. Wer das vorherige Haus kennt und das heutige sieht, steht vor der Frage, ob da jemand gezaubert hat. Aber so leicht ließ sich das alles nicht erreichen. Dahinter steckt die langjährige Erfahrung der Muffler-Architekten aus Tuttlingen, die sich an vielen Wettbewerben erfolgreich beteiligt haben und Projekte vorweisen können, wie Umbau und Neubau für andere Kreditinstitute in der Region, oder auch die Neue Tonhalle und die Fußgängerunterführung zur Niederen Straße in Villingen.





Die neue Volksbank widerspiegelt ihre Umgebung, hier ist es der Turm der Benediktinerkirche. Sie vereint Tradition und Moderne, so der Aufsichtsratsvorsitzende Dr. Peter Uffemann.

Heidrun Muffler berichtet, dass der Bauherr weitgehend ihren Vorschlägen und ihr bis hin zur Auswahl von vielen kleinen Details bei der Innenraumgestaltung folgen konnte. Besonders freut es sie, dass der Einsatz des Natursteins in der Kundenhalle die gewünschte Wirkung erzielt. Mit dem 300 Millionen Jahre alten Marmor wollte sie „dem Raum eine Seele geben“. Straub spricht in diesem Zusammenhang von einer „Langzeit-Investition“.

Das im Jahre 2003 eröffnete Konferenz- und Seminarzentrum im dritten Obergeschoss, das als einziges Element erhalten blieb, hat durch den Umbau gewonnen. Heidrun und Michael Muffler aus Tuttlingen haben mit ihrer Planung nicht nur das „Optimale“ aus dem vorhandenen Grundstück herausgeholt, sondern neue Bereiche erschlossen. Als ungeplantes Juwel erhielt

man das glasüberdachte Atrium zwischen Altbau und Neubau dazu. Dieser Raum soll Eigenveranstaltungen und Abenden vorbehalten bleiben, bei denen die Volksbank als Mitveranstalter auftritt.

Den Eingang zur Bank verlegt

Zur genialen Idee gehörte auch der Mut, den Eingang vom Riетtor zur anderen Seite zu verlegen. Heute erscheint es logisch, dass man das Haus von der Seite betritt, die sich dem vom Innenring kommenden Passanten einladend präsentiert. Über die Volksbank-Tiefgarage unter dem Platz neben dem Modepark Röther-Gebäude sind Kunden, die mit dem Auto in der Stadt unterwegs sind, auf kurzem Wege in ihrer Bank. Fußgänger finden aus allen Richtungen breite Wege zur großen Drehtür. Wer heute von der Schillerstraße in Richtung Kanzleigasse geht, meidet automatisch die Parkfläche und weicht hinter den Schall- und Sichtschutz bietenden Grashügel auf das helle Pflaster ent-

lang der Glasfassade aus. Radfahrer freuen sich bei Regen über überdachte Kurzparkplätze entlang der breiten Front. Selbst bei trübem Wetter spiegeln sich in der Glasfassade je nach Standort die umliegenden Gebäude, darunter die barocke Benediktinerkirche. „So sehen wir Tradition und Moderne harmonisch vereint“, freut sich Aufsichtsratsvorsitzender Dr. Peter Uffelmann.

Die Volksbank hat sich 2009 in einer allgemein wirtschaftlich schwierigen Phase für den Neubau entschieden und konnte so bei den Rohstoffpreisen extrem günstig kalkulieren. Sie konnte mit dem „bankeigenen Konjunkturprogramm“ der heimischen Wirtschaft zudem mehr Planungssicherheit geben: Fast ausschließlich regionale Unternehmer und Handwerker waren am Bau beteiligt. Das passt perfekt zum Genossenschaftsgedanken.

Am Anfang nicht auf dem Plan hatte der Bauherr die erhöhten Zusatzausgaben für Statik und Brandschutz im Altbau. Besonders froh ist Straub, dass das neue Gebäude so herausgekommen ist, wie es in der Animation zunächst aussah. Es sei eine sehr gute Entscheidung gewesen, den Neubau nach Funktionen aufzuziehen und die Büroformen zu verändern. Die Bank ließ sich vom Fraunhofer-Institut beraten und hält dieses Ergebnis für die beste Entscheidung für die Zukunft. Es sei gelungen, die allermeisten Mitarbeiter für die neue Organisationsform zu gewinnen.

Ganz unabhängig vom Umbau und Neubau der Bank habe der Platz vor dem Riettor mehr Aufmerksamkeit verdient als bisher. Er wird mit einem Brunnen und einer drei Meter hohen Lichtskulptur umgestaltet. Straub ist überzeugt: „Das wird ein richtiger Hingucker.“ Die LED-Beleuchtung des Glases kann auf einheitliche oder wechselnde Farben programmiert werden.

Zum Hintergrund der Volksbank-Geschichte: Das Erfolgsmodell „Genossenschaft“

Die Marke „Genossenschaftsbank“ gewinnt immer mehr Marktanteile. Dabei galt die Genossenschaft lange Zeit als verstaubte Unter-



Blick zum Empfang und unten ein Zimmer für Beratungsgespräche.

nehmensform. Inzwischen ist sie wieder „in“, wie man auch an den Gründungen im Energiebereich sieht. Genossenschaften als Gruppe sind gut und als einzige Bankengruppe ohne staatliche Hilfe durch die Krise gekommen. Es ist auch ein schöner Zufall, dass zum 150-jährigen Bestehen des deutschen Genossenschaftsverbands die Vereinten Nationen das Jahr 2012 zum „Internationalen Jahr der Genossenschaften“ ausgerufen haben. Sie wollen damit die Bedeutung von Genossenschaften und ihre Rolle für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung vieler Länder betonen. Die Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa geborene Genossenschaftsidee basiert bis heute auf den Prinzipien der Selbsthilfe, Selbstverwaltung und Eigenverantwortung.

In Villingen kam es im Übrigen vor 145 Jahren auf Initiative des heimischen Gewerbevereins deshalb zur Gründung des Vorschussvereins, dem Vorläufer der heutigen Volksbank,



Eine markante Erscheinung – und innen mit 300 Millionen Jahre altem Marmor ausgelegt: mit Naturstein, der dem Raum eine Seele gibt. Der Volksbank-Neubau in VS-Villingen ist das Spiegelbild einer überaus erfreulichen Geschäftsentwicklung.

weil das Buhlen um einen Filialsitz der unter staatlicher Aufsicht stehenden Badischen Bank 1865 nicht erfolgreich war. Es sei nicht voraussehen, ob sich eine Filiale im Schwarzwald rentieren werde, war die damalige Ansicht der Entscheidungsträger, die beim Badischen Handelstag in Karlsruhe das Sagen hatten, wie es die 1992 erschienene Chronik zum 125-jährigen Bestehen der Volksbank dokumentiert.

Die Fusion als bedeutendste Veränderung in der jüngeren Bankgeschichte

Bedeutendste Veränderung im Jahr 2012 ist und bleibt aber die Fusion mit der 50 Jahre alten Volksbank Hegau. Eine Frage bewegt verständlicherweise, wenn täglich in den Schlagzeilen von Rettungsschirmen und neuen Hilfspaketen die Rede ist: Kann die Euro-Krise die Pläne der Volksbank eG Schwarzwald Baar Hegau für mehr Wachstum durchkreuzen? „Wenn der Euro gegenüber anderen Währungen einfach nur weicher wird, hat das für uns mittelbar kei-

ne großen Auswirkungen“, ist Vorstandsvorsitzender Joachim Straub überzeugt. „Wenn es zu einer ganz großen Verschuldungskrise der einzelnen Staaten kommt, wird es mittelbar auf uns wirken, weil dann die Umsätze unserer Unternehmen zurückgehen werden und sich damit die wirtschaftliche Situation unserer Kunden verschlechtert. Wir sind ja immer ein Spiegel der Wirtschaft. Wenn es denen gut geht wie derzeit, geht es uns auch sehr gut. Wenn es denen schlecht geht, spüren wir das auch.“

Durch die Fusion punkten die Volksbanken doppelt. Hegau stößt nicht mehr so schnell an Finanzvolumengrenzen. Villingen verspricht sich insgesamt Wachstum, um steigenden Kosten zu begegnen. Die neuen Kunden wolle man nicht nur für sich als Bank, sondern auch für die Finanzgruppe gewinnen. In der größeren Bank gebe es mehr Möglichkeiten für die Spezialisierung im Beratungsbereich. Alles, was mit strengeren Reglementierungsvorschriften, den dafür notwendigen Berechnungen und der Kontrolle zusammenhängt, muss man jetzt nur noch einmal erledigen – Synergieeffekte, die man von einer Fusion erwarten darf.

So lässt sich ein Fazit fünf Jahre vor dem 150-jährigen Bestehen der Volksbank mit Hauptsitz in Villingen ziehen: Sie hat durch Baumaßnahmen und einen neuen Partner ihr Fundament in Zeiten eines harten Wettbewerbs gestärkt.



:: Zahlen und Fakten

Nach dem Zusammengehen mit der Volksbank Hegau eG mit Sitz in Singen listet die neue Volksbank eG Schwarzwald Baar Hegau ihre Eckdaten der Geschäftsentwicklung wie folgt auf:

Bilanzsumme:

mehr als drei Milliarden Euro
(346 Millionen von der Volksbank Hegau eG,
2,7 Milliarden von der Volksbank eG Villingen)

Kreditvolumen:

1,37 Milliarden
(Hegau 214 Millionen, Villingen 1,15 Milliarden)

Kunden:

137.500 (Hegau 28.500, Villingen 109.000)

Haftendes Eigenkapital:

240 Millionen (Hegau 29 Millionen, Villingen 211)

Mitglieder :

54.784 (Hegau 12.104, Villingen 42.680)

Bilanzgewinn:

5,75 Millionen
(Hegau 790.000, Villingen 4,96 Millionen)

Mitarbeiter:

462 (Hegau 90, Villingen 372)

Ketterer Druckguss gehört zu den modernsten Druckgießereien in Europa

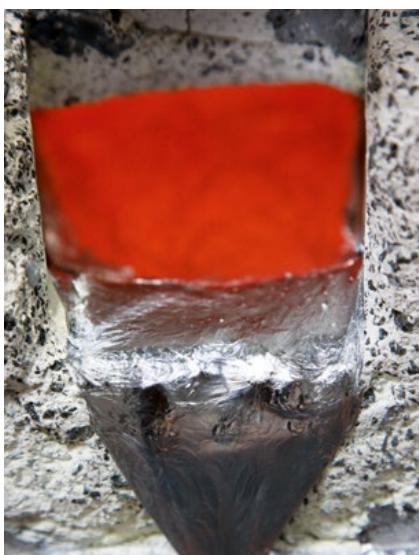
Das 250 Mitarbeiter große Unternehmen feierte 2012 sein 180-jähriges Bestehen



Ketterer Druckguss zählt mit 250 Mitarbeitern zum Kreis der großen Arbeitgeber der Stadt Furtwangen und zu den führenden Druckgießereien Europas. Das Know-how der Schwarzwälder wurzelt in der Uhrentechnik und der Stromzählerfertigung. Bis zu fünf Millionen Druckgussteile verlassen das Werk 2 am Niegenhirschwald in Furtwangen jährlich, wo für renommierte Kunden an die 3.000 Werkzeuge vorgehalten werden. Ketterer Druckguss besteht aus drei Werken: Im Werk 1 an der Bregstraße befinden sich Verwaltung, Entwicklung und Werkzeugbau, im Werk 2 die Produktion und im Werk 3 in Hausach die Zerspanung, sprich CNC-Technik. „Wir gießen Präzision in Form“, lautet der Slogan des Unternehmens, der auf die kompromisslose Qualität der Ketterer Druckgussteile verweist. Die Geschäftsführung liegt in den Händen von Bernhard Ketterer.

KETTERER 
DRUCKGUSS





Das Werk 2 von Ketterer Druckguss am Niegenhirschwald in Furtwangen. Wo die Fassade mit grau-schwarzem holländischem Klinker verkleidet ist, wird bei 750 Grad das Aluminium geschmolzen.



Die erste Ketterer-Fabrik befand sich ab 1845 im Haus links an der Bregstraße. Auf der Straßenseite gegenüber begründete Oskar Ketterer 1925 die Deutsche Zählergesellschaft Hamburg-Furtwangen und ab 1936 Ketterer Druckguss. Gründerzelle der Unternehmen war die Villa der Ketterers, von der das Gründerzeit-Tempel am Eingang von Werk 1 stammt, in dem die Entwicklungsabteilung und die Verwaltung untergebracht sind.

Der Eingang ist heimelig – keine andere Fabrik in Furtwangen hat etwas Vergleichbares zu bieten. Das Gründerzeit-Tempel lehnt sich zwei Stockwerke hoch an die Fassade von Ketterer Druckguss. Sogar in der FAZ war es in den 1980er-Jahren abgebildet, als Synonym für die boomende Fabrikstadt Furtwangen, das „Silicon Valley des Uhren machenden Schwarzwaldes“. Furtwanger Uhrmacher bauen in ihrer guten Stube Zeitmesser – die Ketterers funktionieren Teile ihres Hauses an der Bregstraße in den 1920er-Jahren für die Stromzählerfertigung um. Einst Villa und Fabrik, ist das frühere Wohnhaus der Familie Oskar Ketterer jetzt ausschließlich Fabrik. Oskar Ketterer experimentiert hier in den 1920er-Jahren für den Radio- und Stromzählerbau. 1925 gründet er in der Ketterer-Villa die Deutsche Zählergesellschaft Hamburg-Furtwangen, 1936 in einem Nebengebäude dann zusammen mit seinem Bruder Felix Ketterer die Firma Ketterer Druckguss.

„Wir sind Furtwanger – hier leben und hier produzieren wir!“, unterstreicht Bernhard Ketterer beim Gang hinauf in die Entwicklungsabteilung des Unternehmens. Sein Bekenntnis zum Standort könnte nicht eindeutiger ausfallen. Und in der Tat: Furtwangen ist „Ketterer-Land“.

Der Geschäftsführer von Ketterer Druckguss sieht vom Stammsitz in der Bregstraße aus die nahezu gesamte Familiengeschichte vor sich: In der Häuserzeile unmittelbar gegenüber hat Benedikt Ketterer 1845 die erste Furtwanger Fabrik überhaupt gegründet – eine Uhren- und Gasuhrenfabrik. Gerade 300 Meter davon entfernt befindet sich noch bis in die 1980er-Jahre hinein die Badische Uhrenfabrik (Baduf), deren Technischer Direktor und Mit-Begründer Felix Ketterer ist – der Sohn von Benedikt Ketterer und Ur-Großvater von Bernhard Ketterer.

Gut 500 Meter südöstlich kann man beim früheren Bahnhof die Fabrik von Benedikt Ketterer Söhne (BKS) sprich Ketterer Getriebe ausmachen. Zum östlichen Stadtrand hin versperrt der Großhausberg den Blick, dort befindet sich im Gewann „Am Niegenhirschwald“ das Werk 2, eine der modernsten Druckgießereien Europas. Das Gebäude knüpft an die Ketterer-Tradition an, eine Fabrik nicht lediglich als Zweckbau zu sehen. Seine Architektur ist in Formgebung und Materialwahl hervorragend dem Stadt- und Landschaftsbild angepasst.

Und in Hausach schließlich gibt es mit Ketterer Precision das 1999 erstellte Werk 3 für die Nachbearbeitung der Druckguss-Erzeugnisse.



Die Gründer der Ketterer-Fabriken in Furtwangen: Benedikt Ketterer (1805 - 1871) eröffnete 1845 die erste Fabrik am Ort, eine Uhren- und Gasuhrenfabrik. Sein Sohn Felix Ketterer (1847 - 1911) führte Benedikt Ketterer Söhne an die Spitze der Furtwanger Unternehmen, baute um die Jahrhundertwende die stolze Gründerzeitfabrik an der Umgehungsstraße. Sein Sohn Oskar Ketterer (1881 - 1946) gründete 1925 die DZG und 1936 Ketterer Druckguss.

Oskar Ketterer: offen für die neuen technischen Möglichkeiten

„Ketterer Druckguss ist der Begeisterung von Oskar Ketterer für technische Neuerungen zu verdanken. Erst ist es die Elektrotechnik, der Bau von Stromzählern, dann der Druckguss, der ihn fasziniert“, streift Bernhard Ketterer die Entstehungsgeschichte seiner Firma. Diese Begeisterung für Neues dokumentiert schon die Abschlussarbeit seines Großvaters an der Furtwanger Uhrmacherschule: Oskar Ketterer fertigt keine Uhr, sondern einen Stromzähler. Mit diesem Know-how baut er im Unternehmen Benedikt Ketterer Söhne (BKS) eine Elektrizitätszählerfertigung auf – und lagert sie 1925 als maßgeblicher Mit-Begründer des Unternehmens in die Deutsche Zählergesellschaft m.b.h. Hamburg-Furtwangen aus. Oskar Ketterer übernimmt bei der DZG die Technische Leitung samt Geschäftsführung, zusammen mit Anton Stepper gehört ihm das Unternehmen.

Die bedeutendste Firmengründung erfolgt 1936: Ketterer Druckguss. Seit 1928 sammelt er mit dieser Technik erste Erfahrungen, zunächst innerhalb der DZG. Mit der OK FAMI, der Oskar Ketterer Fabrikation von elektrischen Mess-

instrumenten, eröffnet er 1937 zusammen mit Bruder Felix ein weiteres Unternehmen.

Heute gehört Ketterer Druckguss zu den Marktführern in Europa. Am Niegenhirschwald steht mit dem Werk 2 eine der modernsten Druckgießereien überhaupt – eine „weiße Gießerei“, wie Bernhard Ketterer erläutert. Die 2001 in Betrieb genommene Gießerei produziert effektiv und umweltfreundlich zugleich, verfügt über 10.000 m² Produktionsfläche.

Als ein großer Arbeitgeber der Stadt Furtwangen feiert Ketterer Druckguss im Jahr 2011 sein 75-jähriges Bestehen – die Wurzeln des Unternehmens aber sind 180 Jahre alt. Die Ketterers und Furtwangen, das ist eine über nahezu zwei Jahrhunderte hinweg gewachsene, in den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereichen der Stadt fein verästelte Verbindung.

Zwei Brüder aus Langenbach gründen als Uhrenhändler in England Ketterer & Co.

Der Beginn der Ketterer-Saga ist in Langenbach zu finden. Von hier aus entwickelt sich eine spannende Familiengeschichte – eigentlich eine amerikanische Erfolgsstory, die im



Prächtigt illuminiert strahlt die BKS nachts der Stadt entgegen, erinnert an die große Zeit von Furtwangen im Schwarzwald als Uhrenstadt. Die BKS ist auch das Stammhaus von Ketterer Druckguss. Firmengründer Oskar Ketterer war bis 1946 maßgeblicher Gesellschafter und gehörte zudem der Geschäftsführung an.

Schwarzwald und in England spielt: Die Brüder Benedikt und Martin Ketterer vom Philippenhof wandern 1832 ins englische Portsea aus – die gelehrten Uhrmacher gründen dort „Ketterer & Co.“, handeln mit Uhren. Was sich viele hundert Schwarzwälder dieser Zeit erhoffen – Martin und Benedikt Ketterer gelingt es: Sie gehören nach wenigen Jahren zum Kreis der erfolgreichen Schwarzwälder Uhrenhändler in Südengland, betreiben im eigenen Haus ein florierendes Geschäft.

Martin Ketterer bleibt bis 1855 in Portsea, Benedikt Ketterer kehrt nach acht Jahren in die Heimat zurück, er hat neue Pläne. 1840 wird er Furtwanger Bürger. Mit dem beim Uhrenhandel in England erzielten Gewinn erwirbt er ein Doppelhaus an der Bregstraße und eröffnet darin 1845 die erste Fabrik von Furtwangen überhaupt – natürlich eine Uhren- und dann auch Gasuhrenfabrik.

Von Anfang an hat Benedikt Ketterer den fabrikmäßigen Bau von Gasuhren im Blick

Als Benedikt Ketterer 1845 in der Bregstraße seine Uhren- und ab 1852 auch Gasuhrenfertigung aufnimmt, steckt der Uhren machende Schwarzwald mitten in der ersten großen Strukturkrise. Die Jahre 1846 und 1847 sind in Furtwangen wirkliche Hungerjahre, sie münden in die Badische Revolution von 1848/49. Die Initiative von Benedikt Ketterer zeugt vor diesem Hintergrund von besonderem Unternehmergeist – und von der ausgeprägten Ketterer-Fähigkeit, Chancen zu erkennen: Benedikt Ketterer eröffnet keine klassische Uhrenwerkstatt, sondern betreibt den Uhren- und Gasuhrenbau als erster Uhrmacher von Furtwangen „fabrikmäßig“, fertigt nach neuen Methoden.

Für Benedikt Ketterer und die Stadt gerät die Firmengründung in Furtwangen zum Glücksfall: Die Fabrik expandiert – bald gibt es ein Zweigwerk am Straßberg. Ein halbes Jahrhundert nach der Firmengründung errichtet Felix Ketterer, der 1871 als 24-jähriger die Nachfolge des Vaters antritt, an der Südtangente den Gründerzeitbau der BKS. Felix Ketterer baut ab 1893 dreizehn Jahre lang kontinuierlich die Ketterer-Fabrik aus und steigt um 1910 mit 355

Beschäftigten zum größten Arbeitgeber von Furtwangen auf. Dieser Erfolg gelingt ihm mit der Spezialisierung auf den Bau von Zählwerken für Gas- und Wasseruhren und schließlich von Stromzählern.

Heute gilt die denkmalgeschützte Ketterer-Fabrik als industrielles Wahrzeichen der Hochschulstadt und erinnert die Furtwanger mit ihrer einzigartigen Erscheinung an ihre glanzvolle Epoche als Uhrenstadt. Die BKS strahlt den Furtwangern vom Fuß des Großhausbergs aus Nacht für Nacht prächtig illuminiert wie ein Fabrikschloss entgegen.

An der Gründung der Großherzoglich Badischen Uhrmacherschule beteiligt

Die als selbstverständlich empfundene Verpflichtung der Ketterers gegenüber Heimatstadt und Standort kommt besonders in der vielfach bewiesenen gesellschaftlichen Verantwortung zum Ausdruck – das ist Nachhaltigkeit über nunmehr 180 Jahre hinweg. Bei Ketterer wurzelt diese Tradition in der Persönlichkeit von Benedikt Ketterer, der zu den Gründern des „Gewerb-Vereins auf dem Uhren machenden Schwarzwald“ und der Großherzoglich Badischen Uhrmacherschule zählt. Weiter erwirbt er sich durch sein Engagement bei der Einführung des Gasuhrenbaues im Schwarzwald besondere wirtschaftspolitische Verdienste und erhält 1858 die Silberne Medaille des Landes Baden.

Sein Sohn Felix Ketterer tritt dieses Erbe auf geradezu einmalige Weise an: Sein Lebenswerk im Dienst der Furtwanger Industrie und der Stadt ist nahezu einzigartig – Felix Ketterer gilt als einer der großen Bürger der Uhrenstadt. Unternehmer wie er sind es, die in Städten wie Furtwangen über Parteigrenzen hinweg als verlässliche Größe gelten. Nicht nur, dass er die BKS und die durch ihn wesentlich mitinitiierte Badische Uhrenfabrik an die Spitze ihrer Entwicklung führt: Felix Ketterer wirkt im Gemeinderat und Bezirksrat, ist in vielfacher

Ein sogenannter Gasautomat mit Münzeinwurf, wohl 1890er-Jahre.



Zifferblatt einer englischen Bodenstanduhr aus der Zeit um 1850, vertrieben von Martin Ketterer in seiner Uhrenhandlung mit Werkstatt in Portsea. Einige Daten: massives Messingplatinenwerk mit Anker-gang, Rechenschlagwerk mit stündlicher Auslösung auf Glocke, Sekundenpendel mit direkter Anzeige, Datumsanzeige sowie Anzeige der Mondphase.

Hinsicht sozial und kulturell engagiert, ist Mitglied in jedem Furtwanger Verein.

Sein Sohn Oskar Ketterer gründet mit Ketterer Druckguss, der DZG Hamburg-Furtwangen und der Fabrikation von Messinstrumenten nicht nur drei Firmen, sondern fördert wie Felix Ketterer das Vereinswesen in seiner ganzen Bandbreite. Der Gesangverein Arion liegt ihm besonders am Herzen, der vielen älteren Furtwangern noch vertraute Sängerbunnen am Rössleplatz mit seiner hölzernen Brunnenfigur war eine Spende von ihm. Er entstand aus Anlass des 100-jährigen Bestehens des Vereins im Jahr 1938 und zierte jahrzehntelang den Rössleplatz. Heute ist



er in zeitgemäßer Form neben dem Rathaus zu finden: Bernhard Ketterer hat den Sängerbunnen durch den international renommierten Furtwanger Bildhauer Hubert Rieber neu ausführen lassen. In Bronze gegossen, erinnert das Kunstwerk an die große Zeit des „Arion“ und ist ein Schmuckstück der Stadt geworden.

Bernhard Ketterer würdigt damit auch das Engagement seines Vaters Lothar Ketterer, der von Oskar Ketterer die Liebe zum Gesang geerbt hat. Lothar Ketterer war Sänger im Gesangsverein Arion und fungierte als Präsident des Schwarzwaldgau-Sängerbundes, dessen Ehrenpräsident er heute ist. Lothar Ketterer war vor allem aber auch jahrzehntelang Geschäftsführer von Ketterer Druckguss.

Die jüngere Firmengeschichte

Im Juli 1944 verkaufen Oskar und Felix Ketterer ihre Druckgießerei an die drei Söhne von Oskar Ketterer. Das Unternehmen firmiert weiterhin als Oskar Ketterer OHG Spritz- und Pressgießerei. Zehn Monate später ist der Zweite Weltkrieg zu Ende – die Stunde Null ist da. Die neuen Inhaber Lothar, Herbert und Siegfried Ketterer sehen mit Sorge der anstehenden Demontage von Maschinen durch die französische Besatzungsmacht entgegen. Bis Ende 1947 werden insgesamt 15 Maschinen im Gesamtwert von 30.774 Reichsmark requiriert. Das große Glück: Die für die Produktion sehr wichtige Horizontal-Kaltkammer-Druckgießmaschine mit 300t Schließkraft ist im Boden verankert und ihre



Lothar Ketterer

Druckwasser Erzeugungsanlage eingemauert. Der französischen Besatzungsmacht ist es zu umständlich, diese Maschine zu demontieren. So kann Ketterer schon bald nach Kriegsende erneut die Produktion von Druckgussteilen aufnehmen.



Der von Oskar Ketterer in den 1930er-Jahren zum 100-jährigen Bestehen des Gesangsvereins Arion gestiftete Sängerbunnen konnte dank einer Spende von Lothar und Bernhard Ketterer neu entstehen. Die bronzene Brunnenfigur hat der renommierte Furtwanger Bildhauer Hubert Rieber geschaffen.

Für die Spritz- und Pressgießerei beginnt in den 1950er-Jahren eine Zeit des Aufbruchs. Stetiges Wachstum erfordert 1960 den Bau einer neuen Gießereihalle. Doch mitten im Bau der neuen Halle fällt im Februar 1961 die „alte Fabrik“ einem nächtlichen Großbrand zum Opfer. Dieser schwere Rückschlag ist allerdings zugleich auch eine Chance: Ketterer Druckguss baut jetzt ein zweistöckiges Fabrikgebäude, kann alle Arbeitsabläufe neu organisieren und zugleich neue Maschinen in Betrieb nehmen. An der Spitze des Unternehmens stehen nach dem frühen Tod von Siegfried Ketterer im Jahr 1948 die Brüder Lothar und Herbert Ketterer.

Mit dem Eintritt von Bernhard Ketterer ins Unternehmen beginnt bei Ketterer Druckguss im Jahr 1974 eine neue Ära. 1982 übernimmt er die Geschäftsführung. Dieses Jahr markiert

zudem eine grundlegende Veränderung auf Seiten der Gesellschafter: Lothar Ketterer erwirbt die Anteile seines Bruders Herbert und ist jetzt zusammen mit seinem Sohn Bernhard der Alleininhaber der Druckgießerei. In enger Zusammenarbeit mit Ehefrau Anneliese Ketterer geb. Gräf und Fertigungsleiter Franz Kaltenbach baut Bernhard Ketterer das Unternehmen in den kommenden drei Jahrzehnten zu einer der führenden Druckgießereien in Europa aus.

Auf Besuch im Werk 2 – Bis zu 60 Prozent der Produktion geht ins Automobil

Als am Ende der 1990er-Jahre nur ein Neubau die enormen Platzprobleme im Werk 1 beseitigen kann, zeigt sich die Verbundenheit zum Standort Furtwangen erneut. Bernhard Ketterer hat schon Jahre zuvor am östlichen Eingang der Stadt beim Engelsgrund ein Grundstück erworben – es liegt unmittelbar an der Umgehungsstraße. Dort baut er in den Jahren 2000/2001 das Werk 2, eine moderne, funktionelle Gießerei. Die Fabrikantenfamilie Ketterer erstellt damit in Furtwangen den bereits dritten großen Industriebau samt zahlreicher Nebenbauten.

40 bis 60 Prozent der Jahresproduktion von Ketterer gehen ins Automobil, in die Pkw- und Lkw-Fertigung. „Wir sind ganz nah an der neuesten Entwicklung dran, gleich ob es sich um Teile für neue Hybrid-Fahrzeuge oder Membranpumpen handelt, die eine bessere und damit sauberere Dieselverbrennung ermöglichen“, unterstreicht Bernhard Ketterer die Bedeutung dieses Geschäftsbereichs und verweist damit zugleich auf die hohe Qualifikation des Unternehmens.

Gerade im Automobilbau spielen Druckgussteile ihre Qualitäten besonders gut aus: höchste Festigkeit und Belastbarkeit bei geringem Gewicht und hoher Wirtschaftlichkeit in der Herstellung. Weitere Vorteile sind Genauigkeit, geringe Nachbearbeitung, die glatte Oberfläche bei einer scharfen Ausprägung der Konturen sowie die Dünnwandigkeit. Beim Druckguss können höchst komplexe Bauteile samt Bohrungen, Schlitzen, Verzahnungen oder



Anneliese und Bernhard Ketterer. Zusammen mit seiner im September 2011 verstorbenen Frau hat der geschäftsführende Inhaber das Unternehmen Ketterer Druckguss zu seiner heutigen Größe geführt.

Schriftzeichen und Ziffern in einem einzigen Arbeitsgang realisiert werden. Bauteile dieser Komplexität setzen sich bei einem anderen Fertigungsverfahren oft aus mehreren Einzelteilen zusammen.

Voraussetzung hierfür ist allerdings Perfektion bei der Entwicklung und im Formenbau. Detailliertes Wissen um alle 36 Parameter, die den Gießvorgang beeinflussen, ist ebenso verlangt wie der Einsatz komplexer, computergesteuerter Simulationsverfahren.

Das größte Problem des Druckgießers ist die Luft in der Kavität und die Luft, die mit der Schmelze in die Form einschneißt. Sie muss entweichen können oder innerhalb des Gussteils in eigens dafür vorgesehene Hohlräume strömen, damit die Qualität des Produkts gewährleistet ist. Unter Einsatz eines Computertomographen prüft Ketterer laufend die Beschaffenheit der Teile, sieht so, ob sich die Luft einschlüsse dort befinden, wo sie vorgesehen sind.

Die Komplexität des Formenbaus stellt eindrucksvoll ein Gang durchs Werkzeuglager unter Beweis. Rund 3.000 Formen lagern im Werk 2, ein wahres Vermögen an Entwicklungskosten und Know-how. Tonnenschwere



Ketterer Druckguss war einst der größte Hersteller von Autokarosserien in Europa – von Spielzeugautos der Marke Darda nämlich. Die Karosserien wurden in Millionenauflagen gegossen.

Formen sind es, die beim Druckgießen zum Einsatz kommen und die nur mit Hilfe von Spezialvorrichtungen an die jeweiligen Gießmaschinen gebracht werden können.

Bernhard Ketterer ist Druckgießer aus Leidenschaft. Das spürt man bei jedem Satz, mit dem er in die Besonderheiten dieser Technologie einführt. „Druckguss ist Handwerk“, stellt er fest. Im Werk 2 mag man ihm das zunächst nicht glauben: Wir stehen mitten in einer der modernsten Druckgießereien Europas. Hier produzieren im Drei-Schicht-Betrieb neun Kaltkammer- und vier Warmkammergussmaschinen jährlich über 5 Mio. Druckgussteile. Ihre Zuhaltkräfte reichen von 20 bis 400 Tonnen.

Bei Warmkammer-Druckgießmaschinen liegt die Gießkammer im beheizten Metallbad. Mit einer Form können unter Einsatz von Zinklegierungen bei diesem Verfahren bis zu 1 Mio. Gießvorgänge erfolgen. Bei der Kaltkammer-Druckgießmaschine hingegen wird das Metall im Vorschmelztiegelofen bei ca. 750 Grad geschmolzen und dann automatisch in die „kal-

te“ Gießkammer der Maschine eingebracht. Im Kaltkammerverfahren bei Verwendung von Aluminiumlegierungen sind es bis zu 100.000 Gießvorgänge, die mit einer Form erfolgen.

Der Druckguss erfolgt in Millisekunden

Das geschmolzene Material wird in Transporttiegel eingefüllt und an die Gießmaschinen gebracht. Dort geschieht alles in Millisekunden: Ein Kolben schießt das flüssige Metall mit einer Geschwindigkeit von bis zu 10 m in der Sekunde und bei einem Druck von bis zu 150 bar in die Hohlräume der geschlossenen Form hinein. Das Aluminium erstarrt sofort, Sekunden später entnimmt ein Roboter vollautomatisch das Druckgussteil. Seine Qualität wird durch eine Spektralanalyse überprüft.

Ohne Automatisierung wäre moderner und vor allem wirtschaftlicher Druckguss undenkbar. Der geschäftsführende Inhaber Bernhard Ketterer: „Der Druckgießer ist heute gezwungen, im Drei-Schicht-Betrieb zu arbeiten und durch eine immer effizientere Produktion einen immer höheren Umsatz zu erzielen. Nur so können wir im weltweiten Wettbewerb bestehen.“

Wie vielfältig der Druckguss ist, dokumentieren seine breit gefächerten Anwendungsbereiche, die vom Spielzeugauto bis hin zur Medizin- und Luftfahrttechnik reichen. Druckguss findet sich im Auto – die Palette reicht vom Auspuff über Motorenteile und Handbremse bis hin zum Gehäuse des Autoradios samt Drehknöpfen – ebenso im Schnellkochtopf oder als Abschirmrahmen im Handy. Weil die Haptik wieder wichtiger wird, sich die Hersteller teils vom „Kunststofflook“ absetzen wollen, liefert Ketterer auch edle Oberflächen für Büromöbel.



Druckgussteile von Ketterer sind maßgeschneidert, optimiert und von höchster Perfektion.



Blick ins Werk 2, in eine der modernsten Druckgießereien in Europa. Bild rechts: Entnahme eines Vierfach-Gießlings durch den Roboter. Links und rechts sind die beiden Formhälften zu erkennen, in denen das Druckgussteil in geschlossenem Zustand unter hohem Druck gegossen wird.

Scherköpfe für Speziälscheren, Bestandteile des Skalpell, die Druckausgleichsmechanik im Airbus, Gehäuseteile für medizinische Apparate oder die deutschlandweit bekannten DIN-Hinweisschilder für Gas- und Wasserleitungsnetze.

Aus Zink-Kupfer-Legierungen werden Spielwalzen für Uhrwerke und Spieluhren gefertigt, aus Aluminium-Silicium Legierungen gießt Ketterer-Flügel für Ventilatoren, Magnetträger mit eingepresstem Kugellager und Lüftergehäuse. Aber auch Trennwände, die in medizinischen Geräten zum Einsatz kommen und von denen extreme Dünnwandigkeit verlangt ist.

Ketterer liefert die Druckgussteile komplett bis zum letzten Schliff, bringt sie mit speziellen Entgratungsverfahren oder Gleitschleifen in

Bestform. Die Nachbearbeitung erfolgt zu großen Teilen im Werk 3 in Hausach, wo zur Zeit 12 CNC-Bearbeitungszentren im Einsatz sind.

Druckguss ist eine moderne Technologie und Ketterer ist darin führend. Damit die maßgeschneiderten, optimierten Komplettlösungen vom Auftragseingang über Planung, Konstruktion, Fließsimulation und Werkzeugbau bis zur Endfertigung auch künftig unter optimalen Bedingungen in bewährter Qualität erfolgen, plant Bernhard Ketterer gegenwärtig die Erweiterung von Werk 2 und damit die erneute Stärkung des Standortes Furtwangen. Bernhard Ketterer: „Neue Herausforderungen motivieren uns, wir arbeiten dafür, dass unsere Kunden erfolgreich sind!“

Wilfried Dold



Der Computertomograph im Einsatz. Rechts: Trennmittelauftrag auf eine Formhälfte (Auswerferseite).

Schwarzwalduhr mit jungem Design

Die Schonacher Uhrenmanufaktur Rombach & Haas erreicht mit ihren modern designten Schwarzwalduhren international Aufmerksamkeit

Alteingesessen und doch modern – so lässt sich der Uhrenhersteller Rombach & Haas beschreiben. Für die Schonacher Uhrenfabrik, oder besser Uhrenmanufaktur, interessieren sich immer mehr Fernsehsender und Zeitschriften, denn die Produkte, die die



Firma Rombach & Haas verlassen, sind alles andere als Massenware: Conny und Ingolf Haas haben der Schwarzwalduhr mit modernem Design zu einem neuen Äußeren verholfen.

Sie betonen: „Wir haben die traditionelle Kuckucksuhr mit ihrem weltweit bekannten Aussehen ins moderne Zeitalter transportiert. Die historischen Modelle sind auf dem ganzen Globus beliebt, bei uns jedoch werden überlieferte Formen dem heutigen Geschmack entsprechend modernisiert.“

Betritt man das Firmengebäude im Zentrum Schonachs, das direkt an der Hauptstraße gegenüber des Mühlenweihers am Kurgarten liegt, fühlt man sich ein wenig auch in eine Zeit versetzt, in der noch Pferd und Kutsche die Geschwindigkeit des Warenverkehrs bestimmten. Hier wird noch an Werkbänken aus dem 19. Jahrhundert gearbeitet und die Kleinteile der Uhren, wie Zeiger, Vögel oder die Türen von Kuckucksuhren befinden sich in alten Holzkästen mit Porzellanknöpfen, die vom Herausziehen ganz dunkel geworden sind. Der Holzboden ist im Lauf der Jahrzehnte vom vielen Begehen und Putzen glänzend geworden, das

*Großes traditionelles „Jagdstück“ mit aufwendiger Schnitzarbeit. Die Uhr wurde durch die Familie Haas mit tausenden von Strasssteinen belegt, jeder Stein ist einzeln angebracht.
Höhe: 95cm Breite: 55cm*

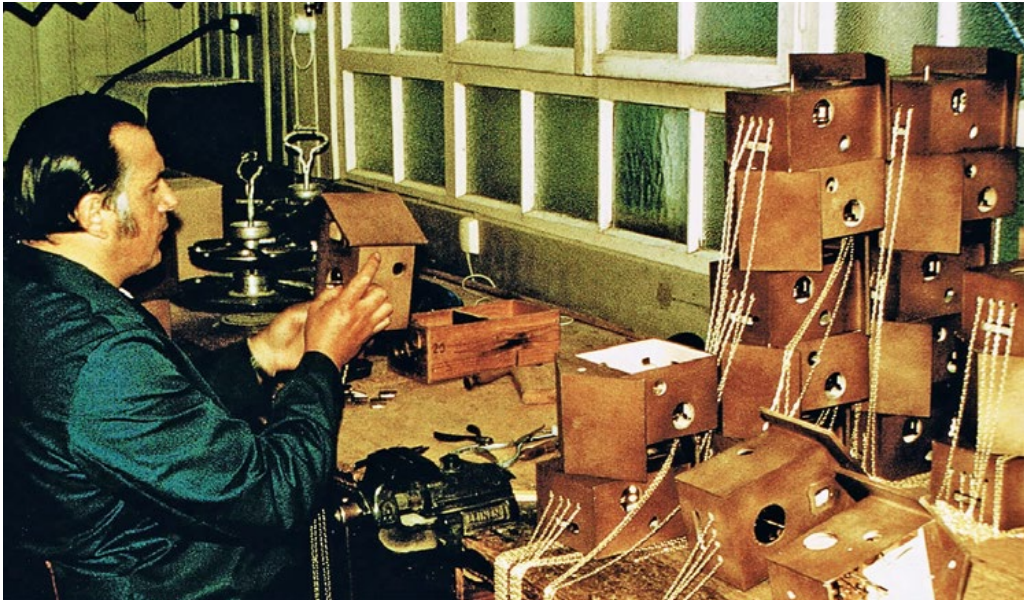
Licht im Materiallager ist schummrig. Eine altertümlich anmutende Waage und uralte Werkzeuge finden sich in der Werkstatt. Kurzum, seit der Gründung der Firma hat sich hier nicht viel geändert.

1894 wurde das Unternehmen von Gregor Rombach gegründet. Damals betrieb man die Geschäfte mit den Uhren allerdings noch als Nebengewerbe für den Lebensunterhalt reichte der Uhrenhandel nicht aus. Im Herzen Schonachs gelegen, bot es sich an, auch Lebensmittel zu verkaufen. In einem umgebauten Bauernhof an der Hauptstraße lief das Geschäft gut, vor allem mit den Uhren. Nach ein paar Jahren lief es so gut, dass man die Lebensmittel außen vor ließ und fortan nur noch Uhren produzierte. Die Firma produzierte von Anfang an Schwarzwalduhren, hauptsächlich die Kuckucksuhr.





Modern und traditionell: Ingolf Haas zeigt eine modern designte Kuckucksuhr, das mit weltweitem Erfolg vertriebene Spitzenmodell der Uhrenmanufaktur Haas & Rombach. Ehefrau Conny Haas ist zugleich Uhrenschildmalerin, präsentiert hier eines ihrer Werke: eine traditionell bemalte Lackschilduhr mit der für Conny Haas typischen Apfelrose.



Eine Kuckucksuhr entsteht: Herbert Haas in der Werkstatt.

Der Gründer der Uhrenmanufaktur stammte von Rensberg, heute ein Ortsteil Schonachs. Uhrentechnisch war er sehr fingerfertig, aber kaufmännisch haperte es etwas. So entschloss sich Gregor Rombach einen versierten Kaufmann mit ins Boot zu holen. Den fand er in Christian Haas, der ebenfalls vom Rensberg stammte. Es muss wohl in den Jahren 1918/1919 gewesen sein, als Rombach Christian Haas 50 Prozent Anteile an der Firma anbot und dieser auch zugriff. Der Firmengründer war damals allerdings schon in einem gesetzteren Alter, seine beiden Töchter wollten die Firma nicht übernehmen, nur einige Jahre später übernahm daher Haas die Firma komplett. Der Name aber blieb. Die Geschichte des Unternehmens spielte sich fortan in der Familie Haas ab.

In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen liefen die Geschäfte gut; man hatte um die 15 Mitarbeiter. Anders als heute produzierte man die Uhren nahezu eigenständig. Auch als Ausbildungsbetrieb machte sich die Firma einen Namen. Schon damals lief das Geschäft mit dem Export ausgezeichnet, die Schonacher Uhren gingen nach ganz Europa. Einen Strich durch die Rechnung machte

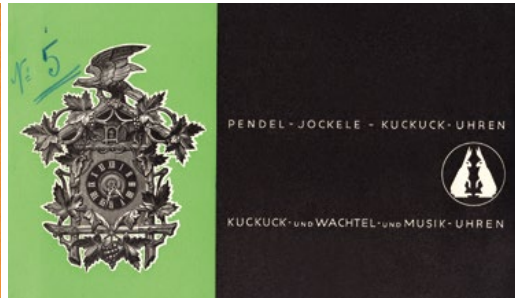
allerdings der Zweite Weltkrieg. Zwar produzierte man in diesen dunklen Tagen auch; der Export brach aber nahezu ein. Nach der Kapitulation musste man die Produktion einstellen, die Besatzungsmacht Frankreich, in Schonach waren es die verbündeten marokkanischen Soldaten, zog in die Uhrmacherwerkstatt ein und stellte dort ihre Tiere unter.

Christian Haas sah schon lange vor dem Ende des Krieges den Untergang kommen. Um auch für die Zeit nach der Stunde Null gerüstet zu sein, zog er in seine Werkstatt einen zweiten Boden ein, versteckte dort Uhren, die nach dem Ende der Naziherrschaft als Tauschmaterial für Lebensmittel dienen.

Ein Geschäftsmann aus Amerika ordert Tausende von Kuckucksuhren

Schon kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges nahm man die Produktion wieder auf. Christian Haas hatte mit seiner Frau Leonie zwei Kinder, Tochter Ingeborg und Sohn Herbert. Vorausblickend schickte er seinen Sohn Herbert nach England. Dort sollte er bei einer Gastfamilie





Oben v. links: Die Kataloge 4 und 5 der Uhrenmanufaktur Haas aus den 1920er bis 1940er-Jahren. Mitte: Die Fotos aus den 1940er/50er-Jahren zeigen die Belegschaft vor der Werkstatt und den Abtransport der Uhren zum Bahnhof nach Triberg. In Dutzenden von kleinen Schubladen befinden sich Zeiger, Uhrentürchen und Ornamente für die Montage der Uhrengehäuse. Rechts das Firmengebäude heute.

die Landessprache erlernen, um so später einmal Geschäftskontakte mit Kunden im Ausland knüpfen zu können. Für Herbert war es keine leichte Zeit. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg als Deutscher in England zu leben, war alles andere als angenehm.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland stieg Herbert in die Firma seines Vaters ein. Er erlernte das Handwerk des Feinmechanikers und des Uhrmachers. Wie es der Zufall so wollte sprach ihn einige Jahre später ein Gast des Schonacher Hotel Rebstock in einem Kauderwelsch aus Deutsch und Englisch an. Der Mann suchte einen Uhrmacher, der Englisch sprach, denn er wollte Schwarzwalduhren im großen Stil in die USA exportieren. Schon kurze Zeit später war das Geschäft unter Dach und Fach. Der amerikanische Geschäftsmann, er stellte sich als Besitzer einer großen Ladenkette heraus, kaufte in Schonach Tausende von Uhren. Zahlreiche Uhrenfabriken in Schonach hatten so ein Einkommen.

Die Uhren der Serie „ART“ sind künstlerisch gestaltete und mit einem Zertifikat versehene Einzelstücke. Sie werden somit nur ein einziges Mal gefertigt und sind nach deren Verkauf nicht mehr erhältlich. Mechanisches 8-Tage Kuckucksuhrenwerk, VdS geprüfte „Original Schwarzwälder Kuckucksuhr“.

Ingolf Haas erlernt das Uhrmacherhandwerk und übernimmt die Firma

Anfang der 1970er-Jahre übernahm Herbert Haas, der mit seiner Frau Gritta zwei Kinder hatte, das Geschäft von seinem Vater. Die Firma lief gut, man schickte zahlreiche Produkte ins Ausland. Die Zahl der Mitarbeiter hatte sich dennoch verkleinert. Mittlerweile hatte man zahlreiche Zulieferfirmen und auch die Uhrwerke, die früher noch selbst zusammengebaut wurden, kamen nun komplett von der Schonacher Firma Burger. Ihren Höhepunkt erreichte die Uhrenfabrikation in Schonach Mitte der 1980er-Jahre. Der hohe Dollar-Kurs trieb die US-Amerikaner nach Deutschland, und sie kauften eine Unmenge an Schwarzwalduhren!

In den 1980er-Jahren trat die dritte Generation der Familie Haas in die Firma ein. Sohn Ingolf erlernte von 1979 bis 1982 ebenfalls das Uhrmacherhandwerk in der Uhrmacherschule in Furtwangen. Eigentlich wollte er danach in die Welt hinausziehen, aber es hielt ihn im Schwarzwald. Vor allem die historischen Uhren hatten es ihm angetan, wie er erzählt. Halbtags arbeitet er nun für seinen Vater, den anderen halben Tag stellt er Reproduktionen alter Schwarzwalduhren her. Zupass kam es ihm da, als er seine Ehefrau Conny kennen lernte. Die Postangestellte malte für ihr Leben gern und fing an, die Uhrenschilder der Reproduktionen zu bemalen. 1988, nach der Ge-



burt des ersten Kindes, kündigte Conny bei der Post und stieg ganz in die Uhrenmalerei ein. Das Geschäft mit den nachgebauten historischen Uhren lief gut, Sammler, die sich die Originale nicht leisten konnten, rissen sie der Firma Haas förmlich aus den Händen.

China löst als Haupt-Exportland nach und nach Amerika ab

1996 übernahmen Conny und Ingolf Haas dann die Firma in dritter Generation. Vater Herbert hilft mit seinen heute 81 Jahren nach wie vor mit. Ebenfalls nach wie vor exportiert man zahlreiche Uhren in alle Herren Länder, allerdings löst China als Hauptland langsam die USA ab. Bis dato stellte man die Kuckucksuhren der ersten und zweiten Generation her. Wobei die erste Generation die ursprüngliche Form war, entstanden im Jahr 1738, als wohl Anton Ketterer aus der vorwiegend mit Blumen bemalten Schilder-



uhr die erste Kuckucksuhr entwickelte. Aus der zweiten Generation entwickelte sich um 1850 die heute weltbekannte, geschnitzte Form der Uhr, die von Friedrich Eisenlohr entwickelt wurde.

Zurück in die Gegenwart. Nach wie vor sind heute die traditionellen Schwarzwald- und Kuckucksuhren im Programm. Zahlreiche Modelle mit edlen und vor allem zahlreichen Schnitzereien finden ihre Abnehmer. Aber auch Schilderuhren, kunstvoll von Conny Haas per Hand bemalt und je nach Vorliebe auch personalisiert, haben Liebhaber.



Auf vielfache Weise der Schwarzwälder Tradition und Uhrmacherkunst verbunden: Conny und Ingolf Haas sind hier auf einer Messe als Schwarzwälder Uhrenträger präsent. Gefragt sind die von Conny Haas bemalten Uhrenschilder. Wie früher üblich, ist auch bei Conny Haas die Apfelrose ein wiederkehrendes Element. Jeder Uhrenschildmaler entwickelt seine eigene Rose.



Die Kuckucksuhr als Kunstwerk, auch diese Uhr ist ein Unikat. Mit derart modern gestalteten Uhrenobjekten hat das Schonacher Unternehmen gerade auch in den Trendläden in Metropolen wie Berlin großen Erfolg.

Kuckucksuhren der dritten Generation

Im Jahr 2005 kam man auf die Idee, die Kuckucksuhr aufzupeppen; nun war die dritte Generation geboren: Moderne Kuckucksuhren im zeitgenössischen Stil. Das etwas eingestaubte Klischee der altehrwürdigen Kuckucksuhr wurde komplett aufpoliert. Galten die handgeschnitzten und reich verzierten Kuckucksuhren vor einigen Jahren noch als Symbol der Spießigkeit, erlebt die Uhr dank des neuen Designs heute einen Boom. Manch einem Trendsetter gilt der neue Stil gar als Kultobjekt. Farbenfroh und mit klaren Linien und Formen kommt die neue Kuckucksuhr daher. Aber auch die handgeschnitzte Uhr blüht und blinkt im neuen Stil: mittels Tausender von aufgeklebten Strasssteinchen.

Bezeichnend auch die Namen der neuen Modelle: das „Vogelhaus“ etwa. Hier ruft der Kuckuck durch ein Loch in der Vorderfront und kann seitlich frei betrachtet werden. Oder „Vogelfrei“, hier thront der Vogel frei auf dem Gehäuse der Uhr. Der Form und Farbgebung sind keine Grenzen gesetzt. Auch beim Material experimentiert man. So arbeitet man mit einem Materialmix: Eiche, Ahorn oder Kirschbaum werden zusammen in einer Uhr verarbeitet

Ob Grün, Blau, Silber, Rot oder Schwarz, ob farblich deckend oder transparent gefärbt, so dass die Holzmaßeßung sichtbar bleibt: Eine traditionelle Kuckucksuhr in Rautenform ist eine Uhr, die jung geworden ist und jede Wand verschönert.



und ergeben ein ganz neues Bild. Neueste Idee: Die Kuckucksuhr aus Bambus. Der schnell nachwachsende Rohstoff gilt als sehr ökologisch. Schnitzereien sind bei der Schwarzwalduhr der dritten Generation selten geworden. Man setzt hier eher auf gravierte oder handgemalte Motive.

Mit diesen modernen Uhren konnte man in den letzten Jahren in Deutschland wieder große Marktanteile zurückerobern. „Die traditionellen Uhren gehen meist ins Ausland, in Deutschland verkaufen wir hauptsächlich die modernen“, erklärt Inggolf Haas. Wie bekannt die Firma ist, zeigt die Anzahl der Messen und Ausstellungen, auf denen die Schonacher vertreten sind. Ob in Freiburg, Berlin, Brüssel, Shanghai oder in der USA, überall erregt der Messestand der Uhrenmanufaktur Aufsehen. Auch zahlreiche Fernsehberichte sind entstanden und ganze Magazinseiten füllte das Unternehmen schon aus.

Dass Rombach und Haas natürlich auch Mitglied beim Verein Schwarzwalduhr ist, versteht sich von selbst. Und somit ist den Kunden auch offiziell bescheinigt, dass das gekaufte Produkt exklusiv im Schwarzwald gefertigt wurde. Und nicht nur das Endprodukt, auch alle Einzelteile müssen aus dem Schwarzwald stammen. Als zusätzliches Kriterium gilt, dass die Uhr ausschließlich mechanisch arbeiten muss. Inggolf Haas ist übrigens seit 1998 der überaus engagierte Präsident des Verbandes.



Uhrwerke wie vor hundert Jahren!

Eines aber ist der Schwarzwalduhr nach wie vor erhalten geblieben: ihr angestammtes mechanisches Innenleben!



Ingolf Haas (oben links) hat die Uhrenmanufaktur Rombach & Haas von Vater Herbert Haas (unten links) übernommen, der auch im Alter von 81 Jahren noch in der Werkstatt mitarbeitet. Neben vielen modern ausgeführten Uhren entstehen dort auch Schwarzwalduhren traditioneller Prägung für Liebhaber in aller Welt.

Noch heute laufen in den Uhren Werke, wie sie vor hundert Jahren auch schon eingebaut wurden – keine Quarzwerke, sondern mechanische Uhrwerke werden verwendet! Auch der Kuckucksruf bleibt mittels Blasebalg traditionell.

Ebenso will das Inhaberehepaar nichts an den Räumlichkeiten ändern. Trotz aller Moderne der Produkte will man die Atmosphäre der alten Werkstatt beibehalten. Heute beschäftigt das Unternehmen fünf Mitarbeiter. Die Produktion besteht wie vor hundert Jahren größtenteils aus Handarbeit. Allerdings bekommt man im Gegensatz zu früher die einzelnen Kom-

ponenten von Zuliefererfirmen aus der näheren Umgebung ins Haus geliefert.

Ein großer Schritt steht der Firma nun allerdings bevor: Man hat das ehemalige Haus „Birkenbad“ gekauft, das nur einen Steinwurf von der altehrwürdigen Werkstatt entfernt liegt. Hier sollen im Untergeschoss eine weitere Werkstatt sowie Büro-, Lager- und Aufenthaltsräume entstehen.

Mittlerweile steht auch die fünfte Generation der Familie Haas in den Startlöchern, die Zukunft des Unternehmens ist also gesichert.



Claudius Eberl

Küpper-Weisser – Experten für Räumen und Streuen

Von der Baar in die Welt: Schneepflüge und Streufahrzeuge stammen oft aus Bräunlingen – 2001 wurde Küpper-Weisser vom Schweizer Familienunternehmen Boschung übernommen

Schneepflüge und Streufahrzeuge für den Winterdienst stammen oft aus Bräunlingen. Die Küpper-Weisser GmbH bedient von der Baar aus den gesamten europäischen Markt und Asien – die Kunden sind Kommunen und Landkreise, Firmen, aber auch große internationale Flugplätze sowie Autobahn- und Straßenmeistereien. Küpper-Weisser steht für mehr Sicherheit im Straßenverkehr – und dazu gehört neben hervorragenden Produkten



und kompetenter Beratung ein umfassendes Know-how in Sachen Winterdienst, das u.a. auch bei



internationalen Fachtagungen in Bräunlingen zum Ausdruck kommt. Wie innovativ das Bräunlinger Unternehmen ist, zeigt sich an neu entwickelten Technologien wie die Früherkennung des Straßenzustandes über Sensortechnik und Flüssigstreuen. Die Fachleute bei Küpper-Weisser sind sich einig: das Streuen mit reiner Sole muss in die Zukunft des Winterdienstes integriert werden.

Bei bester Zukunftsperspektive feierte das 1931 von Hubert Weisser gegründete Unternehmen 2011 seinen 80. Geburtstag. Derzeit sind 210 Mitarbeiter bei „Küpper-Weisser“ beschäftigt, 170 davon im Produktions-Werk in Bräunlingen, weitere 40 Mitarbeiter im Außendienst und Service.

Das über Jahrzehnte selbstständige Unternehmen im Bräunlinger Gewerbegebiet wurde 2001 von dem Schweizer Familienunternehmen Boschung, einem langjährigen Geschäftspartner, zu 100 Prozent gekauft. Damit gehört Küpper-Weisser zu einem Konzern, der sich in der Produktparte Enteisungstechnologie als internationaler Branchenführer versteht. Die Maschinen aus Bräunlingen haben den Ruf, gründlich durchdachte, modernste Systeme der Enteisungs- und Streutechnologie zu sein.

Einige Meilensteine der Firmengeschichte: Das Unternehmen wurde 1931 von Hubert

Weisser gegründet, der 1936 den ersten Sandstreuer baute. 1953 stieg Willy Küpper in die Geschäftsleitung ein. Im Jahr 1978 wird die Feuchtsalztechnologie eingeführt, 1983 beginnt



Küpper-Weisser bietet ein umfassendes Know-how auf dem Gebiet der Streutechnik. Oben ein Beispiel für Flüssigstreuen. Foto rechte Seite: Die Einkammer-Streumaschine IMS E ist die perfekte Streumaschine für alle Lkw Baureihen.

Winterdienst

KUPPER
WEISSER

OptiWet

KW 2007

Mercedes-Benz

KUPPER
WEISSER

KUPPER
WEISSER



Luftbild des Unternehmens Küpper-Weisser in Bräunlingen, wo 210 Mitarbeiter beschäftigt sind.

der Vertrieb von Kehrmaschinen. 1991 schließlich wird der Produktionsstandort von 7.000 auf 16.000 Quadratmeter erweitert. 2007 wird die Flüssigstreumaschine „Fullwet“ am Markt eingeführt, 2010 die Kombistreumaschine „Combiwet“.

„Die Streutechnik hat eine große technische Weiterentwicklung erfahren“

Der Standort im Schwarzwald war ideal für die Entwicklung und Produktion von Wintermaschinen. Das Testgebiet vor der eigenen Haustüre ließ in der Folge ein breit gefächertes Angebot an Maschinen entstehen, das ständig fortentwickelt wird. Paul Rosenstihl, seit fünf Jahren Geschäftsführer, fing vor 28 Jahren bei Küpper-Weisser als Konstrukteur an und wirkte viele Jahre als Chefkonstrukteur. „Die Streutechnik in all ihren Facetten hat eine große technische Weiterentwicklung erfahren“, betont er. Als ehemaligem Chefkonstrukteur ist ihm der Bezug zur Praxis enorm wichtig und Rosenstihl sucht deshalb ständig den Kontakt zum Kunden. Auch die theoretischen Grundlagen beherrscht Küpper-Weisser wie kein anderes Unternehmen am Markt. Die Firma Küpper-Weisser versteht sich als ein wichtiger Wissensträger; daraus schöpft sie ihre hohe Entwicklungskompetenz.



*Geschäftsführer
Paul Rosenstihl*

Mit Weitsicht agierte man bei dem Bräunlinger Traditionsunternehmen schon früher: Paul Rosenstihl lobt Willy Küpper, der 1953 in die Geschäftsleitung des Unternehmens einstieg und den Blick in die Zukunft richtete, indem er sich im internationalen Geschäft engagierte.

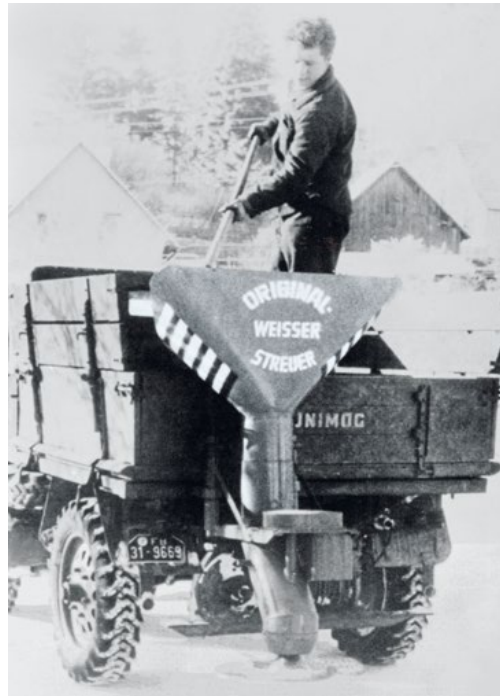
Willy Küpper sei offen gewesen für neue Techniken, ob sie nun von außen kamen oder aus der Entwicklung im eigenen Haus stammten. „Das hat mich geprägt und mir viele Möglichkeiten eröffnet. Wenn man engagierte Arbeit leistet, kreativ ist und Mut hat, dann kann man etwas bewegen“, ist Paul Rosenstihl überzeugt. Und er ergänzt: „Dieser Qualitätsgedanke ist die Basis für unseren Erfolg in Europa und im asiatischen Raum. Unser Know-how hilft uns bei der stetigen Investition in zukunftsorientierte Forschungs- und Entwicklungsprojekte.“

Mit dem Einstieg und mit der Übernahme durch die Schweizer Boschung Holding im Jahr 2001 sind bei Küpper-Weisser Kontinuität und innovative Technik zur Philosophie geworden. Neue Technik bedeutet bei Küpper-Weisser

nicht nur harte Schmiedearbeit: Schweißen, Abkanten, Verformen oder Schneiden von Metallen und Montage oder Zusammenbau von Teilen. Die grundlegenden Techniken der Metall- und Materialbearbeitung spielen natürlich eine ebenso entscheidende Rolle. Doch bei Küpper-Weisser geht es vielmehr auch um Taupunkte und Aggregatzustände, um das Verhalten von Eis und Schnee auf unterschiedlichen Straßenbelägen, um die Eigenschaften von Streusalz und Sole unter extremen Temperaturbedingungen. Und es geht um die Frage, was man tun kann, um im Winter die Sicherheit auf Straßen und Autobahnen aufrechtzuerhalten.

Salzsole verhindert Kristallbildung und damit die Vereisung der Straßen

Salzmoleküle verhindern die Kristallbildung und damit das Festwerden von Wasser bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt. Die Straßen werden daher mit einer Salzsole imprägniert, um eben diese Kristallbildung und damit Vereisung zu unterbinden: „Wichtig ist dabei aber, dass der Einsatz zum richtigen Zeitpunkt erfolgt, das heißt, bevor es richtig zu schneien oder zu frieren beginnt“, erläutert Paul Rosenstihl.



Mit dem „Original Weisser Streuer“ hat in den 1930er Jahren alles begonnen. Das Bräunlinger Unternehmen Küpper-Weisser entwickelte eines der ersten Streugeräte für Straßen überhaupt. Dass es noch von Hand nachgefüllt werden musste, tat dem Erfolg keinen Abbruch, die Vorteile waren dennoch unschlagbar.



Schneepflüge von Küpper-Weisser und Boschung gibt es in einer großen Vielfalt, die Fertigungspalette reicht von Mehrschar-Federpflügen über Leichtschneepflüge bis zum Seitenflügel, wie er auf dem Bild oben zu sehen ist. Vielerorts ist das bestehende Straßennetz unterschiedlich ausgebaut, sprich man hat verschiedene Durchfahrtsbreiten und verschiedene Räumbreiten zu

bewältigen. Die Seitenflügel Typ SF 4/5 und SFL 4/5 sind eine ausgezeichnete Option, um eine Vergrößerung der Räumbreite – in Zusammenarbeit mit einem Frontanbauschneepflug – ohne zusätzlichen Aufwand zu erzielen. Die Räum- und Durchfahrtsbreite kann jederzeit den Bedürfnissen flexibel angepasst werden, wie auch auf dem Bild oben zu sehen ist.



Mit der Baureihe IMS wurden bei Küpper-Weisser Streugeräte entwickelt, hier das IMS 3, die einen intelligenten Streustoffverteiler mit OptiWet-Technologie einsetzen, was optimale Streubilder garantiert.

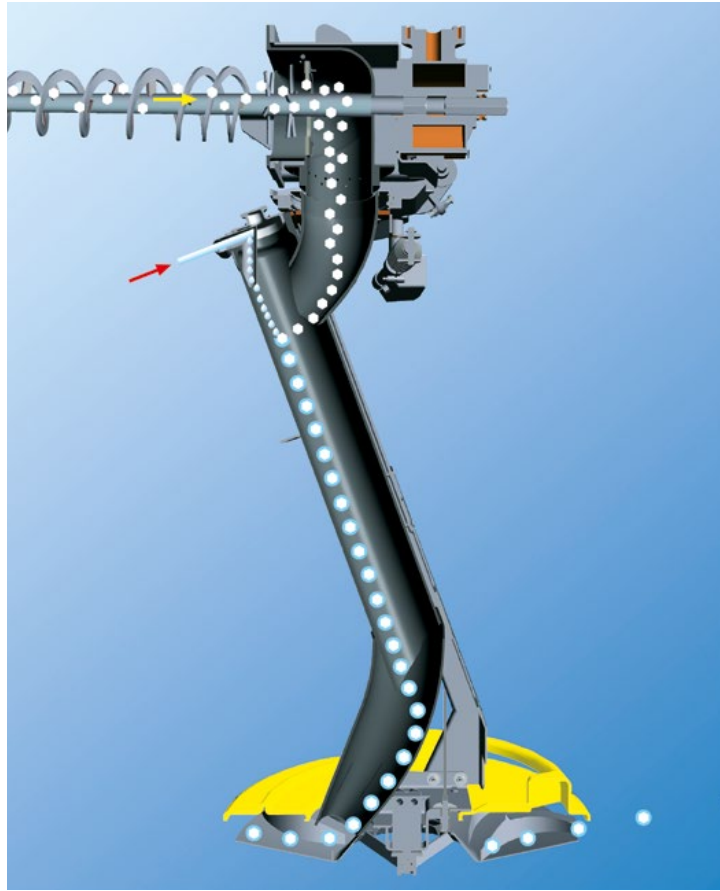
Das Unternehmen arbeitet deshalb an dem langfristigen Ziel, in vollem Umfang Straßenzustände über Sensoren zu erkennen. In stationären Einrichtungen auf den Straßen, so etwa bei der Ausfahrt aus dem Dögginger Tunnel auf die Brücke der B 31, sei dieses Verfahren bereits realisiert: Sonden in der Fahrbahn messen die Dicke der Eisschicht und den Gehalt an Restsalz. Sie ermitteln zugleich die erforderliche Streudichte, um Empfehlungen an die Straßenmeistereien zu geben, wie stark Sole oder Salz bei den Einsätzen auf den Straßen zu konzentrieren sind. Dieses System soll noch weiter verfeinert werden.

Infrarot-Sensoren messen die Temperatur der Fahrbahn

„Moderne Streutechnik ist bei Küpper-Weisser keine Zukunftsmusik, sondern gelebte Praxis“, zeigt sich Paul Rosenstihl überzeugt. Das bedeutet: Streufahrzeuge werden mit Infrarot-Thermokameras ausgestattet, und Infrarot-Sensoren messen während der Einsatzfahrt die Fahrbahntemperatur. So lassen sich die auszubringenden Salzmengen individuell berechnen. Wetterdaten, Fahrbahndaten und Umgebungsdaten liefern wichtige Entscheidungshilfen. Diese Erkenntnisse helfen dabei, auch viel Geld zu sparen: Je nach Witterungsverhältnissen können durch die richtige Dosierung zwischen 30 und 50 Prozent der Streumittel eingespart werden. Paul Rosenstihl beziffert die Kosten auf 70 bis 80 Euro je Tonne Streusalz und rechnet vor, dass bei einem mittleren Winter ein Streu-

fahrzeug mit fünf Kubikmetern Fassungsvermögen und bei einem durchschnittlichen Aktionsradius von 30 bis 40 Kilometern je Einsatz rund 300 Tonnen Salz verbraucht. „Die Straßenmeisterei Donaueschingen hat fünf solcher Geräte im Dienst“, weiß Paul Rosenstihl und schließt daraus, dass Winterdienste und Kommunen eine Menge Geld sparen können, wenn sie über die richtige Technik verfügen.

„Ob Sommer oder Winter, wir haben eine breite Produktpalette“, betont Paul Rosenstihl. Im Bräunlinger Gewerbegebiet „Stetten“ werden Maschinen und Fahrzeuge gebaut, die sich unter dem englischen Titel „Surface Condition Management“ (SCM), auch Oberflächenzustands-Management, zu einer ganzen Familie zusammenfinden. Vom Bürgersteig zur Straße und von der Autobahn zu Start- und Landebahnen auf Flughäfen, finden die Enteisungsmaschinen ein „weites Feld“ für Einsätze vor. Und im Sommer brauchen Städte, Kommunen, Unternehmen und Privatleute die Reinigungs- und Kehrmaschinenteknologie aus dem Haus Küpper-Weisser. Sie reichen vom kleinen „Kompakt-Feger“ bis hin zur LKW-Kehrmaschine mit zwölf Kubikmetern Saug- und Aufnahmevolumen.



Wie ein Streugerät arbeitet: Das System OptiWet regelt und korrigiert das Streubild mittels einer automatischen Streubreitenstabilisierung und einer von der Geschwindigkeit abhängigen Streukopfnachführung. So lassen sich bis zu 30% an Streugut einsparen.

„Die Streutechnik hat eine große Weiterentwicklung erfahren“

„In erster Linie bauen wir Maschinen, die auf Serien-Fahrzeuge aufgesetzt werden“, erklärt Rosenstihl, „aber auch komplette Einheiten wie das „Jetbroom-Konzept“, das aus einem selbst entwickelten Grund-Chassis besteht und mit verschiedenen Geräteaufbauten für den Winter- und Sommereinsatz auf Flughäfen für Sicherheit und Sauberkeit sorgt. Das Fahrzeug kann beispielsweise mit Streumaschine, Pflug und Bürste ausgerüstet werden. Mit einem speziell von Boschung entwickelten Luftblassystem

wird „perfekte Räumleistung auch bei hohen Geschwindigkeiten und tiefen Temperaturen erreicht, Schneeräumen und Enteisen sind in einem Durchgang möglich“. Was auf dem Flughafen gut geht, geht auch in der „Schmalspur“, so vor der eigenen Haustür auf dem Gehweg oder auf dem Betriebshof mit dem kleinen Geräteträger „Pony“.

Wirtschaftlich und ökologisch

Küpper-Weisser hat über Jahrzehnte umfassende Erfahrung mit intelligenten Wintergeräten

gesammelt, deren Einsatz Wirtschaftlichkeit und Ökologie unter einen Hut zu bringen versuchen. Ebenso ist das Unternehmen Küpper-Weisser Wegbereiter bei der Einführung des differenzierten Feuchtsalzes. Streumaschinen sind in der Lage, sowohl reine Salzlösungen über ein fein abgestuftes Düsensystem präventiv auf die Straße zu sprühen als auch im normalen Wintereinsatz angefeuchtetes Streusalz auszubringen. Die Verkehrssicherheit wird so deutlich gesteigert, und es können erhebliche Mengen an Streusalz gespart werden.

Stillstand gibt es bei Küpper-Weisser nicht: Im Verbund mit dem Unternehmen Boschung werden komplette Systeme entwickelt wie Taumittel-Sprühanlagen für Brücken oder glatteisgefährdete Streckenabschnitte. Zum Einsatz kommen sie z.B. auf der Weitinger Brücke bei Horb oder der Sauerlandlinie. Die Entwicklung zu noch perfekteren Sommergeräten wird ebenso intensiviert. Ein weiterer Schwerpunkt

ist der Bereich der Sensorik an Fahrzeugen und auf Fahrbahnen. „Auch hier sind Neuerungen in Aussicht“, ist Paul Rosenstihl überzeugt. Dazu gehört die permanente Erfassung von Einsatzdaten, die die Abrechnung und Erfassung der Streudienste optimieren helfen.

Und schließlich geht es auch um vorausschauendes Räumen und Streuen in Verbindung mit Wetterinformationen. Geschäftsführer Paul Rosenstihl: „Das ist für uns mit Blick auf die künftige Klimaentwicklung eine wichtige Perspektive.“ *Manfred Beathalter*

Fotos unten: Die Entwicklung bleibt nicht stehen: Zusammen mit dem Unternehmen Boschung entwickelt Küpper-Weisser Messsysteme, die Daten per Funk übertragen sowie automatische Taumittelsprühanlagen, die an glatteisgefährdeten Stellen zum Einsatz kommen und teils bereits in die Fahrbahn integriert sind.





:: Zahlen und Fakten

» Die „Küpper-Weisser GmbH“ in Bräunlingen hat derzeit 210 Beschäftigte und erzielt im Geschäftsjahr 2011/12 rund 43 Millionen Euro Umsatz.

» Durch die Einführung der Sole-Sprüh-technologie 2007 wird Küpper-Weisser Wegbereiter und Marktführer und erzielt jährlich Steigerungsraten um 100 Prozent.

» Im Jahr baut Küpper-Weisser etwa 1.100 Streamaschinen. Jährlich werden 1.000 Tonnen Stahl und 200 Tonnen Edelstahl verarbeitet.



Den letzten Weg als einen „Weg des Lichts“ gehen

Die Hospizbewegung und das Hospiz „Via Luce“ begleiten Sterbende – Auch ein Palliativzentrum könnte schon bald Wirklichkeit sein

Der Tod gehört zum Leben dazu. Beide sind untrennbar miteinander verbunden. Der Gedanke an das eigene Lebensende ist für viele Menschen unerträglich.

Meistens deshalb, weil der Tod mit Krankheit und Schmerzen verbunden sein kann – vor allem aber große Ängste auslöst. 180 stationäre Hospize, über 1.500 ambulante Dienste und rund 230 Palliativstationen in Deutschland leisten einen wichtigen Beitrag dabei, Sterbende zu begleiten. Beruhigend, dass es je eine dieser Einrichtungen auch im Schwarzwald-Baar-Kreis gibt – oder im Fall des Palliativzentrums demnächst geben soll.

Hospiz – das Wort kommt aus dem Lateinischen von „hospitium“, der Herberge. Für die Bevölkerung im Schwarzwald-Baar-Kreis gibt es zwei Hospize: das regionale in Spaichingen und ein privates in Schwenningen, die stationäre Pflegeeinrichtung „Via Luce“, die hier vorgestellt wird. Das Hospiz in Spaichingen folgt im kommenden Jahr. Beide Einrichtungen werden vom Landkreis in gleicher Höhe finanziell unterstützt.

Die Altenpflegerin und Palliativfachkraft Maria Noce gründete ihr Hospiz mit sieben Betten im Juli 2009. „Mein Wunsch war das schon lange“, sagt die 43-Jährige mit italienischen Wurzeln. Den letzten Anstoß zur Gründung von „Via Luce“, zu deutsch „Weg des Lichts“, gab die krebserkrankte Mutter eines vierjährigen Bubens, die in einem weit entfernten Hospiz sterben musste – ohne ihren Sohn bei sich haben zu können. „Da wusste ich – jetzt muss etwas geschehen“, sagt die dreifache Mutter.

Für das Hospiz: Jährlich müssen 100.000 Euro an Spenden zusammenkommen

Trotz vieler Widerstände hat es Maria Noce geschafft, was aber nicht bedeutet, dass sie sich nicht täglich Sorge um den Erhalt von „Via Luce“



Maria Noce, Gründerin des Hospiz „Via Luce“ (Weg des Lichts) in VS-Schwenningen.

machen muss. Da die gesetzlichen Pflegesätze für Hospize lediglich 90 Prozent aller Kosten abdecken, muss die Idealistin und überzeugte Christin jährlich rund 100.000 Euro an Spenden zusammenbekommen. Ein eigens gegründeter Förderverein – Hospiz Förderverein Villingen-Schwenningen – hilft ihr dabei. Mit 17 Pfl-

Den letzten Weg als Weg des Lichts gehen – Frühlingswiese bei Furtwangen-Neukirch.





Ehrenamtlich für die Hospizbewegung im Schwarzwald-Baar-Kreis aktiv. Der 1992 von Friedrich Bettecken initiierte Verein ist heute über 200 Mitglieder stark, als Vorsitzender fungiert Edgar Gindele (links).

ge- sowie palliativ- und intensivmedizinischen Fachkräften, drei Hauswirtschafterinnen und zahlreichen ehrenamtlichen Sterbebegleitern wird die Versorgung der Gäste gewährleistet. „Wir wollen schwerstkranke Menschen und deren Angehörige auf ihrem letzten Weg mit Wärme und Fürsorge betreuen und ihnen die Geborgenheit geben, die sie in einer schweren Zeit benötigen“, sagt Pflegedienstleiterin Mechthild Wohnhaas-Ziegler.

Geschäftsführerin Maria Noce hat es sich zur liebsten Aufgabe gemacht, „letzte Wünsche“ zu erfüllen. Mit einem jungen Fußballtrainer fuhr sie samt medizinischem Gerät ein letztes Mal auf den Fußballplatz. Einer jungen Frau, die sich Designernägel wünschte, erfüllte sie den Wunsch, indem sie sich dieses Handwerk kurzerhand selbst beibrachte. Einer Spanienliebhaberin baute Maria Noces Ehemann im Garten von „Via Luce“ eine kleine Hazienda, wo sie bis zu ihrem Tod am liebsten saß. Im Leitbild von „Via Luce“ steht sowohl die „individuelle und krankheitsbezogene Bezugspflege mit besonderer Achtsamkeit auf die vorhandene Schmerz-situation“ als auch, „den Sterbenden auf seinem Weg zu begleiten, damit er den Mut und die Kraft hat, ihn bewusst zu gehen.“

Gerne würde Maria Noce ihr Hospiz in der Nähe des Schwenninger Klinikums um eine Wohnraumentage erweitern, um Angehörigen, vor allem Kindern, die Möglichkeit zu geben, sich von Sterben und Tod für einige Stunden zurückzuziehen, wenn sie zu Besuch sind. Auch dafür ist sie aber auf Spenden angewiesen.

Die 1992 ins Leben gerufene Hospizbewegung zählt über 200 Mitglieder

Sterbende Menschen nicht alleine lassen, das hat sich auch die Hospizbewegung im Schwarzwald-Baar-Kreis vorgenommen. 1992 gründeten der Caritasverband, das Diakonische Werk sowie die Evangelische und Katholische Erwachsenenbildung zunächst einen Arbeitskreis, der 1996 zu einem eingetragenen Verein wurde, mit dem damaligen Leiter der Kinderklinik, Friedrich Bettecken, als Vorsitzenden.

Heute zählt die Hospizbewegung 202 Mitglieder und kann auf 41 in der Hospizarbeit ausgebildete, ehrenamtliche Sterbebegleiter zugreifen, die jährlich rund 2.147 Betreuungsstunden zu Hause bei den Sterbenden, in Kliniken oder Heimen leisten. „Die Hospizidee geht davon aus,

dass das Sterben ein grundlegender Bestandteil des Lebens ist und diese Zeitspanne weder verkürzt noch verlängert werden soll“, sagt der aktuelle Vorsitzende Edgar Gindele.

Daher sei es wichtig, Menschen in ihrer letzten Lebensphase nicht alleine zu lassen, sondern ihnen Unterstützung und Begleitung anzubieten, sodass „ein würdevolles Sterben in vertrauter Umgebung, mit menschlicher Zuwendung, Achtsamkeit und Respekt möglich ist“.

Im Mittelpunkt aller Bemühungen stehen dabei die Bedürfnisse und Wünsche sowohl der Sterbenden als auch deren Angehörigen, die ebenfalls Hilfe und Entspannung brauchen. Sein Angebot richtet der Verein an alle im Schwarzwald-Baar-Kreis lebenden Menschen, ungeachtet ihrer Religion und Nationalität. Eine Kontaktaufnahme über das Hospiz-Telefon (07721-40 87 35) sei jederzeit möglich, heißt es auf der Vereins-Homepage, sowohl in einer frühen Erkrankungsphase als auch in den letzten Lebenstagen. Der Erstkontakt kann durch den Betroffenen selbst erfolgen oder durch Angehörige, Freunde, Pflegepersonal, Ärzte oder Seelsorger.

Die ehrenamtlichen Begleiter besuchen die Kranken je nach Wunsch und Absprache. Alle sind besonders ausgebildet, unterliegen der Schweigepflicht und arbeiten unentgeltlich. Die Finanzierung von Ausbildungen zu Sterbebegleitern ist ein wesentliches Aufgabenfeld des Vereins, der dafür gerne auch Spenden annimmt. Zur Grundausbildung gehören 140 Stunden Theorie sowie ein vierwöchiges Praktikum in einer Hospizeinrichtung. Die zudem regelmäßig angebotene Kursreihe „Sterbende begleiten“ befähigt unter anderem auch Angehörige durch eine intensive Beschäftigung mit Fragen zu Leben und Tod dazu, die Grenzerfahrungen im Umgang mit Sterbenden zu verarbeiten.

Die „Hospizbewegung Schwarzwald-Baar e.V.“ entwickelt sich weiter. Gerade eben wurde die Initiative „Kinderhospiz“ in Kooperation mit dem für die medizinisch-psychologische Betreuung zuständigen und am Villingener Klinikum angesiedelten Verein „Der Bunte Kreis – Leben geben“ gestartet. Mit zusätzlichen 64 Unterrichtseinheiten haben bereits fünf Ehrenamtliche die Profession, Kinder, die an stark lebensverkürzenden Krankheiten wie Tumoren,

Mukoviszidose oder frühkindlichen Hirnschäden leiden, im Kreise ihrer Familien in einen frühen Tod zu begleiten.

„Der Bedarf ist da“, weiß Gindele und schätzt im Kreis rund 150 betroffene Familien. Häufig werde jedoch aus Unwissenheit oder Scham keine Begleitung angefordert, ein Umstand, den Gindele bedauert, ihn aber darauf zurückführt, dass die Menschen bei einem so hochsensiblen Thema Zeit brauchen. „In den Anfängen der Hospizbewegung war die Zurückhaltung bei der Inanspruchnahme von Unterstützung ähnlich groß“, betont Gindele.

Dank der Palliativbehandlung: Nicht heilbare Kranke können noch viele Jahre leben



palliativ
ZENTRUM

Das derzeit noch in der Planung befindliche Palliativzentrum möchte mit einer Hospizeinrichtung nicht in einen Topf geworfen werden, betont der Förderverein Palliativzentrum Villingen-Schwenningen. Der Grund liegt im medizinischen Fortschritt der letzten Jahrzehnte: Die Aussage „nicht heilbar“ hat sich relativiert. Hatten Patienten mit einer solchen Diagnose vor vierzig Jahren nur eine Lebenserwartung von wenigen Wochen, so können sie durch eine symptom-orientierte Palliativbehandlung inzwischen noch viele Jahre leben, ohne dass die Grunderkrankung geheilt werden kann.

Da dies nicht gut »nebenbei« und in der Hektik eines Krankenhauses gelingen kann, hatten mehrere engagierte, teils auch persönlich oder familiär betroffene Menschen zunächst ein Aktionsbündnis gegründet mit dem Ziel, Geld für den Bau eines eigenständigen Palliativzentrums zu sammeln. Seitens der öffentlichen Hand wurden hierfür keine Mittel zur Verfügung gestellt. Im November 2009 gründete sich aus diesem Bündnis mit 25 Mitgliedern und der ersten Vorsitzenden Verena Ströbele-Hoer ein eingetragener Verein, in den bis dahin bereits angesammelte Spenden in Höhe von 70.000 Euro der bereits 2007 gegründeten Verena-und-Wal-



Viele Menschen im Landkreis helfen durch Spenden mit, dass das Palliativzentrum realisiert werden kann. Fast 4.000 Euro erbrachte beispielsweise der zweite, vom Schwarzwald-Baar-Klinikum veranstaltete Palli-Cup, ein Fußballturnier. Von links: Darko Maj, Sabine Scherer, Martina Obergfell, Ingrid Hock-Vogt, Sonja Gutzeit, Petra Merz, Juliane Tritschler, Klaus Lang und Werner Hock.

ter-Hoer-Stiftung einfließen. Mittlerweile zählt der Förderverein fast 400 Mitglieder, mit dem ehemaligen Klinikmediziner Professor Dr. Klaus Lang als Vorsitzenden.

Ein Mehr an menschlicher Zuwendung

Der Bau eines Palliativzentrums mit 12 Betten ist in greifbare Nähe gerückt. Der Plan sieht vor, das Palliativzentrum direkt an das gerade zwischen Villingen und Schwenningen entstehende Kreis-klinikum anzusiedeln. Vorgesehen ist ein von der Klinik über- und unterirdisch zu erreichender Anbau mit hellen und freundlichen Ein- und Zweibettzimmern samt Bad und Terrasse sowie Platz für eine Begleitperson – eine wohnliche Atmosphäre soll entstehen. Und da Palliativmedizin auch ein Mehr an menschlicher Zuwendung bedeutet, ist die Zahl der Pflegekräfte und Ärzte pro Patient deutlich höher. Zudem stehen für Behandlung und Versorgung die Brückenpflege, Sozialarbeiter, Physiotherapeuten, Seelsorger, Ernährungsberater, Kunsttherapeuten und Ehrenamtliche parat. Ziel der Palliativphase ist es,

den Patienten nach zehn bis 12 Tagen wieder nach Hause entlassen zu können.

Zwei Millionen Euro Spenden sind notwendig, um das Palliativzentrum bauen zu können. Die laufenden Kosten werden nach Fertigstellung von den Krankenkassen und dem Klinikträger übernommen. Im September 2012 standen ca. 715.000 Euro auf dem Konto, „bei einer Million können wir mit dem Bau beginnen“, sagt Prof. Dr. Klaus Lang, der Erste Vorsitzende des Vereins. Die Liste der Spender und Sponsoren ist lang, das ehrgeizige Ziel trotzdem noch weit, aber es wird erreicht!

Birgit Heinig

Hier finden Sie weitere Informationen

Zum Hospiz „Via Luce“ in VS-Schwenningen
www.hospiz-via-luce.de

Zur Hospizbewegung Schwarzwald-Baar
www.hospiz-sbk.de

Zum geplanten Palliativzentrum
www.palliativzentrum-vs.de

Der Bunte Kreis unterstützt Familien

Vernetzte Hilfe, wenn Kinder zu früh oder nicht gesund auf die Welt kommen

Wenn Kinder viel zu früh mit einer Fehlbildung oder mit einer Stoffwechselerkrankung zur Welt kommen, sind sie nicht gesund, wenn sie von der Klinik nach Hause entlassen werden. Sie sind weiterhin auf intensive Pflege und medizinische Betreuung angewiesen, womit die Eltern vor allem in der ersten Zeit oft überfordert sind. Darum sind nicht nur die Neugeborenen bedürftig, sondern auch ihre Familien: „Sie brauchen psychosoziale Unterstützung“, weiß Werner Rosendahl, Professor für Kinderheilkunde aus Villingen-Schwenningen. Er hat 2007 nach dem bundesweiten Modell Bunter Kreise die Gründung des Vereins „Der Bunte Kreis – Leben geben“ e. V. initiiert, der sich mit einem interdisziplinären Team um vernetzte Hilfe kümmert.

Im ersten Jahr wurden 34 Familien betreut, im vergangenen waren es bereits 64, der tatsächliche Bedarf im Schwarzwald-Baar-Kreis und Singener Raum als Einzugsgebiet wird auf hundert Familien geschätzt. Bislang übernehmen die Kostenträger nicht den vollständigen Teil des Finanzbedarfs, der 2011 rund 90.000 Euro betrug. Dies vor allem, weil in den Ausbau dieser Nachsorgeeinrichtung und speziell in die Ausbildung der Helfer investiert werden musste. Das Gros der Gelder wurde über Spenden und Fördermittel zusammengetragen.

Frühchen müssen mindestens 1.750 Gramm wiegen

Der Anblick ihres verkabelten Winzlings im Brutkasten oder die Diagnose einer schweren chronischen Erkrankung, wie z.B. Muko-



viszidose, ist für die Eltern ein Schock. Frühchen dürfen nach Hause, wenn sie mindestens 1750 Gramm wiegen, Kinder mit angeborenem Herzfehler nach den ersten lebensnotwendigen Operationen, doch nach der Entlassung aus der Akutklinik sind sie keineswegs stabil und für ihre Eltern fangen die Probleme dann oft erst richtig an, weil sie die Verantwortung für das Wohlergehen der Kinder übernehmen müssen.

„Bei sehr kleinen Frühchen seien vor allem Komplikationen an Herz, Lunge und Gehirn gängig“, sagt Werner Rosendahl, der von 1997 bis 2006 Chefarzt der Kinderkardiologie der familienorientierten Nachsorgeklinik Tannheim war. Die viel zu früh geborenen Säuglinge müssten wegen ihrer instabilen Steuerung von Kreislauf und Atmung ständig mit einem Monitor überwacht werden, sie seien auf Medikamente, spezielle Ernährung und Physiotherapie angewiesen. „Ein derart pflegebedürftiges Kind stellt den Familienalltag komplett auf den Kopf.“ Das



Frühchen brauchen besonders intensive Pflege und stellen den Familienalltag oft auf den Kopf. Der Bunte Kreis hilft Eltern dabei, die Betreuung pflegebedürftiger Kinder gut zu bewältigen.

weiß Rosendahl auch aufgrund seiner Erfahrungen in Tannheim, wo die chronisch kranken Kinder stets zusammen mit ihren Geschwistern und Eltern therapiert werden.

Die sozialmedizinische Nachsorge ist seit einigen Jahren eine gesetzlich garantierte, aber nicht kostendeckende Leistung der Krankenkassen, die zudem auf schwer chronisch kranke Kinder beschränkt

ist. „Diese Nachsorge gleicht eine Schwäche in unserem Gesundheitssystem aus“, betont Werner Rosendahl, „nämlich die fehlende Verzahnung zwischen stationärer und ambulanter Medizin und die mangelnde Berücksichtigung der psychosozialen Probleme, die eine schwere Erkrankung für das betroffene Kind und für die ganze Familie mit sich bringt. Die klassische ‚Organmedizin‘ vernachlässigt die psychosozialen Aspekte.“

Die meisten Familien kommen nach der drei- bis sechsmonatigen Unterstützung mit der schwierigen Situation allein klar, aber manche Familien schaffen die Bewältigung der vielen Probleme nicht und bedürfen einer kontinuierlichen Unterstützung. „Auch denen müssen wir Hilfe anbieten können“, so Werner Rosendahl.

„Wir müssen Hilfe mit Prioritäten verknüpfen“

Rund drei Prozent aller Kinder werden mit einer schweren, chronischen Erkrankung geboren oder erkranken schwer, die Klientel ist also klein, lebt weit verstreut und kommuniziert wenig untereinander. Wahrscheinlich gibt es wegen der ländlichen Struktur unserer Region kaum aktive Selbsthilfegruppen. Eine wird derzeit in Villingen-Schwenningen aufgebaut, sie heißt „Eltern helfen Eltern“. Der Bunte Kreis hilft logistisch und personell, Vernetzungsarbeit ist wichtig. Werner Rosendahl: „Wir müssen Hilfe mit Prioritäten verknüpfen.“



Sie engagieren sich für den Bunten Kreis, jedes Mitglied ist auf einem anderen Gebiet ein Experte.

Wer ist bedürftig und welche Unterstützung wird im Detail benötigt? Diese Fragen gilt es als erste zu klären, wobei der enge Kontakt zu den vermittelnden Kliniken elementar ist. Matthias Henschen und Andreas Trotter, Chefärzte der Kinder- und Jugendkliniken im Schwarzwald-Baar-Klinikum Villingen-Schwenningen und in den Hegau-Bodensee-Hochrhein Kliniken in Singen, unterstützen den Bunte Kreis von Anfang an. Der hat mit beiden Häusern Kooperationsverträge geschlossen, in denen die Modalitäten der Zusammenarbeit vereinbart wurden.

Die Mitglieder sind allesamt Experten auf unterschiedlichen Gebieten

Die Mitglieder des eingetragenen Vereins sind allesamt Experten auf unterschiedlichen Gebieten – Mediziner, Therapeuten, Pflegefachkräfte, Rechtsanwälte, Seelsorger, Steuerberater und Psychologen. Rund ein Dutzend ehrenamtliche Betreuer und Betreuerinnen sind zur Zeit im Einsatz, neuerdings gehört auch eine zertifizierte Trauerbegleiterin zum Personalpool. Kinder mit lebensverkürzenden Krankheiten können vor den Eltern sterben, was ebenfalls eine extreme Belastung für die Familie ist. Der Bunte Kreis kooperiert seit 2011 mit der Hospizbewegung und ist auch in die Betreuung bei Todesfällen integriert.

Die ambulante Nachsorge bezieht nicht nur Kinder mit chronischen, sondern auch mit schweren, akuten Erkrankungen ein, außerdem

können die Folgen schwerer Unfälle zeitlich befristete Hilfe nötig machen. Und die funktioniert so: In der Akutklinik wird entschieden, dass eine Entlassung des Kindes möglich ist, wenn eine Unterstützung durch den Bunten Kreis zugesichert werden kann. Der entwickelt in enger Absprache mit der Klinik einen Hilfeplan für Kind und Familie. Dazu gehören beispielsweise Organisation von Sauerstoffgeräten, Hilfe bei Monitorüberwachung, Anleitung für den Umgang mit einer Trinkschwäche oder einer Sondenernährung und vieles mehr. Der Hilfsplan wird ständig kontrolliert und wechselnden Bedürfnissen angepasst. Sukzessive ziehen sich die ehrenamtlichen Profis zurück, im Durchschnitt nach zwei bis drei Monaten. Längstens kann der Einsatz ein halbes Jahr dauern. Nötigenfalls kann die

Expertenhilfe in späteren, schwierigen Phasen erneut beansprucht werden.

70 Bunte Kreise bundesweit

Bundesweit gibt es inzwischen rund 70 Bunte Kreise, die eng miteinander kooperieren. Da die notwendige interdisziplinäre Betreuung der Familien sehr komplex ist, werden Mitglieder des Behandlungsteams zu sogenannten Case-Managern qualifiziert. (Case Management bedeutet allgemein: individuelle, effiziente und wirtschaftliche Fallsteuerung in unserem Sozialsystem im medizinischen, pflegerischen und psychosozialen Bereich).

Christina Nack

Wenn der Tag geht – Eiche am Villingen Magdalenenberg.





Sorge tragen füreinander

**An der Karl-Wacker-Schule in
Donaueschingen lernen geistig behinderte
Kinder ihren Weg in ein möglichst
selbstständiges Leben zu finden**

von *Eva-Maria Huber*

**Behutsam nimmt der 13-jährige Junge
einen Kleinen an der Hand, während
andere Kinder langsam den Pausenhof
der Karl-Wacker-Schule verlassen und
dem Eingang zusteuern: Die Älteren
nehmen sich den jüngeren Kindern an,
die Stärkeren den Schwächeren.**

Szenen, die sich täglich im Innenhof und in den Klassenzimmern der Donaueschinger Einrichtung für geistig behinderte Kinder und Jugendliche beobachten lassen. „Das Sorge tragen füreinander, das ist uns ein wichtiges Anliegen“, bekräftigt Claudia Knab, die die Schule mit ihren 64 Schülern zwischen sechs und 25 Jahren seit ein paar Jahren leitet. Unter dem Tisch im Rektorat der mehrfach ausgezeichneten Schule nahe des fürstlichen Parks schnarcht Neuzugang Togo vor sich hin. „Das Tier ist in der Wachstumsphase“, erklärt Knab das hohe Schlafbedürfnis des ruhigen Elo. Vierbeiner seiner Spezies, erläutert sie, gebe es in Deutschland nur ca. 8.000 Mal. Die gezüchteten Tiere haben ein wenig vom Eurasier, Bobtail und Chow-Chow, gelten als äu-

*Togo ist ein äußerst geduldiger und liebevoller
Freund der Schüler an der Karl-Wacker-Schule in
Donaueschingen. Die Begegnungen mit Tieren wie
Togo sind für die geistig behinderten Kinder eine
große Freude.*



Links oben: Begleitende Lernstandsanalysen führen zur individuellen, gezielten Förderung jeden einzelnen Schülers in den Bereichen Mathematik, Deutsch und Mensch-Umwelt-Technik. Links unten: Literarische Inhalte werden mittels Rollen- und Theaterspielen erarbeitet. Rechts: Neben den Bildungsbereichen Deutsch, Mathematik, Mensch-Umwelt-Technik nehmen der Unterricht in Projekten und der Bereich der „Selbstständigen Lebensführung“ einen hohen Stellenwert ein.

berst kinderfreundlich, sind ausgeglichen und reagieren sehr sensibel auf ihre Umwelt. „Das ideale Tier für unsere Schüler“, blickt Knab liebevoll auf den schläfrigen Kerl zu ihren Füßen.

Togo hat noch einen Kollegen, Janosch, der ihm an Erfahrung um einige Schnauzenlängen voraus ist. Von dem ruhigen wie sensiblen Wesen der Hunde profitieren vor allem Kinder mit Sprachschwierigkeiten und selbst Schwerstbehinderte, die sich kaum noch artikulieren können. Die Szene rührt jeden Beobachter. Das schwerstbehinderte Mädchen lässt seine Finger

in das weiche Fell von Janosch sinken. Die Mimik arbeitet: Im Gesicht zeichnet sich entspannter Ausdruck, so etwas wie Freude. „Die Tiere wirken allein durch ihre Präsenz ausgleichend“, erzählt die Rektorin.

Eingesetzt wird Janosch vor allem in einer Hunde-AG und in der Wohnklasse: Hier wird das Wohnzimmer für eine kleine Gruppe von Schülern der siebten bis neunten Klasse zum Klassenraum. Ziel ist es, diesen Schülern vor allem hauswirtschaftliche Fähigkeiten zu vermitteln, um ihnen ein selbstständiges Leben zu ermöglichen. „Der Weg in die Selbstständigkeit steht bei uns im Fokus“, erzählt die Pädagogin. Etwa jeder dritte Schulabgänger ist diesem Ziel nahe gekommen und lebt in einer betreuten Einrichtung.

Schulkindergarten und Frühberatung

Zur Schule gehört auch ein Schulkindergarten für entwicklungsverzögerte und geistig behinderte Kinder und eine Frühberatungsstelle im Haus. Die Berufsvorbereitende Einrichtung



Schwarzwald-Baar-Kreis (BVE) ist in der Irmastraße in Donaueschingen angesiedelt und steht in enger Kooperation mit Partnerschulen unter der Führung der Karl-Wacker-Schule. Ziel ist es auf lange Sicht, dass Schüler, die keine Ausbildungsreife erhalten werden, einen Platz auf dem freien Arbeitsmarkt erhalten und zumindest kleinere Tätigkeiten in Betrieben übernehmen können.

Ab dem kommenden Schuljahr sollen Jugendliche aus dem gesamten Kreis diese Einrichtung besuchen, deren Typus pro Landkreis nur einmal vorgesehen ist. „Der Anteil jener Schulabgänger, die sich in Betrieben vermitteln lässt, steigt“, berichtet Claudia Knab von einer überaus positiven Entwicklung.

Ein Leben mit Handicap

Wer in die Karl-Wacker-Schule geht, hat eine geistige Behinderung oder eine deutliche Entwicklungsverzögerung, „die die Kinder daran hindert, an einem „normalen“ Leben teilzuha-

Morgenkreis in der Grundstufe: Gemeinsam wird an der Tafel der Tagesablauf besprochen.

ben“, beschreibt Claudia Knab. Es sind z.B. Kinder mit Syndromen, mit genetischen Defekten; Jungen und Mädchen, die bei der Geburt Schäden erlitten haben oder aber auch Kinder, deren Entwicklung ohne klare Ursache verzögert verläuft. Auffallend für Claudia Knab: Die Zahl der Autisten, die in die Obhut der Schule kommen, nimmt zu.

Viele Kinder werden von den Kindergärten empfohlen, andere wiederum kommen über die Frühberatungsstelle im eigenen Haus. Hier gilt: „Je früher die Eltern zu uns kommen, desto eher können wir noch Fördermöglichkeiten aufzeigen.“ Immerhin schafft es ein Drittel der Schüler zum Schluss doch noch, in eine allgemeinbildende Schule zu wechseln.

Unterstützt werden die Lehrkräfte im Haus durch sechs FSJ'ler (Freiwilliges soziales Jahr). Die Schule wurde 1970 in Donaueschingen eröffnet.

Fröhliche und stille Kinder

Ein weiterer Blick in den Pausenhof: Es gibt aufgeweckte Kinder, die sofort auf die Besucherin zugehen und Fragen stellen. Fröhliche Kinder, die der Fremden „Hallo“ sagen. Doch es gibt auch Kinder, die sich komplett zurückziehen, die nach dem Pausengong abgeholt werden müssen, mit viel Empathie und vor allem viel Geduld. „Die Kinder gehen ganz unterschiedlich mit ihrem Handicap um“, berichtet Claudia Knab, je nach Schwere ihrer Behinderung. Die meisten Probleme, beobachten sie und ihre Kollegen, entstehen, wie bei anderen Jugendlichen auch, in der Pubertät. Während die einen an eine Zukunft glauben, trotz ihrer Behinderung, scheuen sich andere davor, offen über ihr Handicap zu reden.

Gespräche mit Eltern spielen eine große Rolle

Eine große Rolle bei der Akzeptanz des eigenen Handicaps spielen auch, wie die Eltern damit umgehen. „Und auch das ist sehr sehr unterschiedlich“, so Knab. Gerade in kleineren Gemeinden könne der soziale Druck sehr groß sein, wenn Eltern mit ihrem Kind nicht den Spielplatz oder das Grundschulfest besuchen können. Deshalb messen Knab und ihre Kollegen den Gesprächen mit den Eltern große Bedeutung zu. „Die Identifizierung mit der Behinderung des Kindes ist sehr wichtig.“ Manches Mal erleben Claudia Knab und ihre Mitarbeiter Wut und Enttäuschung darüber, dass das Kind eben anders sei.

Um das Kind bestmöglich zu integrieren, ist es dem Kollegium mit insgesamt 23 (Teilzeit)-Lehrern auch wichtig, diverse Kommunikationstechniken zu schulen. Unsere Schüler müssen einerseits lernen, mit Ablehnung aufgrund ihrer vielseitigen Andersartigkeit umzugehen, andererseits sollen sie die Möglichkeit erhalten, sich mitteilen zu können. Andere Kommunikationsformen zu trainieren sieht Claudia Knab deshalb als eine der wichtigsten Aufgaben an, sei es durch Bildkarten, Talker oder über Gebärdensprache.

Die Lehrer arbeiten gerne in der Einrichtung, ziehen sehr viel Positives aus ihrer Auf-

gabe. Claudia Knab braucht nicht lange zu überlegen: „Es ist die unglaubliche Lebensfreude, die Offenheit und die Fürsorglichkeit, die Behinderte auszeichnet. Es ist unser Ziel, darüber hinaus der Öffentlichkeit zu zeigen, dass unsere Schüler innerhalb ihrer Möglichkeiten durchaus wichtige Mitglieder unserer Gesellschaft sind, denen man ohne Mitleid die nötige Unterstützung zukommen lassen sollte, damit sie ihr Potential kennenlernen, ausschöpfen und einbringen können.“ Deshalb nennt nicht nur sie Kooperationen mit anderen Schulen und Einrichtungen eine gegenseitige Bereicherung. Neben Außenklassen an der Realschule in Donaueschingen – hier wird Musik, Kunst und Gemeinschaftskunde gemeinsam unterrichtet – gibt es Verbindungen zu anderen Grundschulen, wie der Zweigstelle der Erich-Kästner-Schule in Grüningen, Vereinen aus der Donaustadt sowie Stadtjugendpflege und Kunstschule.

Achtung voreinander zeigen

Claudia Knab sieht viele ihrer Vorstellungen zu einem Miteinander von Behinderten und Nicht-Behinderten bereits umgesetzt. Sie hat jedoch eine große Vision: Bislang gebe es nur Außenklassen ihrer Schule an „normalen“ Schulen. „Warum soll nicht bei uns mal eine kleinere Grundschulklasse angesiedelt werden?“ Und noch anderes liegt ihr am Herzen. Viel zu oft werden Begriffe wie „Spasti“ oder Sätze wie „Du bist ja behindert“ selbst von Pädagogen als Jugendsprache abgetan und damit „verharmlost“. „Mit solchen Begriffen sollte man nicht leichtfertig umgehen“, äußert sie eine dringende Bitte.

Oben: Außenansicht der Karl-Wacker-Schule in Donaueschingen, die 1970 eröffnet wurde. Weitere Fotos: Gemeinsam werden im Unterricht selbst eingekaufte Lebensmittel verarbeitet und in der Pause im Schülercafé der Schulgemeinschaft zum Kauf angeboten.



Heimattage Baden-Württemberg stehen im Zeichen der Donau

Der ganzjährige Veranstaltungsreigen faszinierte rund 350.000 Zuschauer – Ausgezeichnete Zusammenarbeit des Städtedreiecks

„Donau 2012 – ein Fluss verbindet“, lautete das Motto 2012 der Heimattage Baden-Württemberg, gemeinsam veranstaltet durch das Städtedreieck Donaueschingen-Hüfingen-Bräunlingen. Die Bilanz der zahlreichen Veranstaltungen fällt überaus positiv aus:



heimattage

BADEN-WÜRTTEMBERG
DONAU 2012 | EIN FLUSS VERBINDET
Donaueschingen | Hüfingen | Bräunlingen

Donaueschingens Oberbürgermeister Thorsten Frei, Hüfingens Bürgermeister Anton Knapp und Bräunlingens Bürgermeister Jürgen Guse sind sich

einig: „Wir sind stolz darauf, dem Land präsentiert zu haben, wie attraktiv auch vergleichsweise kleine Städte die Lebenswelt für die Einwohner einer ganzen Region gestalten können. Gemeinsame Visionen und Teamgeist haben diese interkommunale Kooperation erst möglich gemacht.“



Umzug zu den Landesfesttagen 2012 in Donaueschingen, hier die Heimattage-Pyramide für das Städtedreieck.



„Donau so blu“ mitten in der Brigach – Oberbürgermeister Thorsten Frei (rechts) hilft mit, das Kunstwerk von Klaus Münch (links) in der Brigach zu platzieren.



Bräunlinger
Straßenmusik-
sonntag – Musik-
show auf der Büh-
ne an der Breg.



Auf die Unterzeichnung des Kooperationsvertrages am 12. Juni 2009 durch die Städte Hüfingen (Bürgermeister Anton Knapp), Bräunlingen (Bürgermeister Jürgen Guse) und Donaueschingen (Oberbürgermeister Thorsten Frei) folgte drei Jahre später im Rahmen der Heimattage 2012 ein vielseitiges Programm mit zahlreichen Höhepunkten. Es reichte vom Landestrachtentreffen in Donaueschingen (im Bild die Trachtengruppe Fürstenberg) über das Hüfinger Revolutionstheater bis zum Straßenmusikfestival in Bräunlingen.

von Franz Filipp

Für die drei Baar-Städte Donaueschingen, Hüfingen und Bräunlingen fiel die Entscheidung, sich im Jubiläumsjahr „60 Jahre Baden-Württemberg“ für die Heimattage zu bewerben, in einer gemeinsamen Sitzung der Gemeinderäte aller beteiligten Kommunen im April 2007 in der Erich-Kästner-Halle in Donaueschingen. Das Städtedreieck besiegelte dabei die Bündnisbereitschaft und brachte ein Konzept für die insgesamt 35.000 Einwohner zählende Region auf den Weg ins Staatsministerium. Beworben hatten sich ebenso die Städte Biberach an der Riss, Bietigheim-Bissingen, Konstanz, Rastatt, Waiblingen, die Neckartal-Gemeinden Sulz, Horb, Eutingen Starzach und Rottenburg. Letztere werden nun die Ausrichter im Jahr 2013 sein.

Eine Schicksalsstunde für das Baar-Dreieck, die Gemeinschaftsleistung zum Maßstab



erhob, denn aus den Heimattagen entwickelte sich bereits in den ersten Skizzen rasch ein Heimattagejahr, das mit dem „Baden-Württemberg-Tag“ starten und einen breiten Bogen an Veranstaltungen und Leuchtturmveranstaltungen zu besonderen Themen vom Frühjahr bis in den Herbst 2012 spannen sollte, und dessen Höhepunkt schließlich der Landesfestumzug in Donaueschingen im September sein würde.

Noch während die Bewerbung lief, galt es für die Ausrichtung der Heimattage die Sinnstiftung zwischen Tradition und Urbanität auszuloten, um gerade den Begriff „Heimat“ als Profil für das Städtedreieck im Besonderen zu schärfen. Es ging darum, Heimat über die germanische Begrifflichkeit für „heim“ oder dem althochdeutschen „heimuti“ hinausgehend als Ort zu definieren, wo Gefühle und persönliche Assoziationen leben. Samtjacke, Perlenkronen, Rock und Schürze sind nun mal auf der Baar verwurzelt. Ist der Begriff Heimat deshalb „nur“ eine Projektionsfläche für Nostalgiker, nur weil Trachten und Brauchtum ohnehin ins Gepäck von „Heimat-Machern“ gehören? Mitnichten, denn Heimat bedeutet auch die vertraute Umgebung mit ihrer sozialen Einbettung in die dörfliche Gemeinschaft. Oder nach Ernst Bloch (1885 bis 1977, Philosoph): Heimat liegt dort, wo sich Menschen miteinander ein solidarisches Zuhause bauen.

Ins Programm aufgenommen wurden deshalb auch Veranstaltungen und Reihen, die in den drei Städten eine lange Tradition oder einen engen thematischen Bezug zum Städtedreieck



haben, etwa die Bräunlinger Kilbig, die Hüfingers Keramikwochen oder die Donaueschinger Musiktage sowie die Reihe „Vier Städte – ein Buch“. Ebenso gehören dazu auch das Bildhauersymposium im Mai, das Themenwochenende gemeinsam mit den Partnerstädten im Juni, das Römerfest und der Straßenmusiksonntag in den Sommermonaten unter der Flagge der Heimattage Baden-Württemberg.

„Ein ehrgeiziges Vorhaben“

Der Landesausschuss für Heimatpflege erteilte den Baar-Städten schließlich im Mai 2008 den Zuschlag und setzte damit bereits vier Jahre vor dem eigentlichen Ereignis ein organisatorisches Räderwerk in Gang, das weit verzahnt in alle Verwaltungsebenen der Kommunen dringen sollte und in der konkreten Frage mündete: Wie kann ein solches Großereignis konkret gestaltet werden? Finanziell hatte das Land hierfür 155.000 Euro eingeplant, denn die Leuchtturmveranstaltungen wurden vom Land bezuschusst. Die Städte hatten ihrerseits, nach Einwohnern aufgeschlüsselt, 165.000 Euro aufzubringen. Mit dem Städtedreieck Donaueschingen, Hüfingen und Bräunlingen gingen damit zum zweiten Mal in der über 30-jährigen Geschichte der Heimattage mehrere Städte zusammen auf diesen Weg, um gemeinsam das Programm zu gestalten.

Donaueschingens Oberbürgermeister Thorsten Frei resümiert rückblickend: „Ein ehrgeiziges Vorhaben, ganz ohne Rängeleien um die Vor-

herrschaft. Denn die drei Stadtparlamente und die Bürgermeister standen von Anfang an gemeinschaftlich hinter der Aufgabe und diese Begeisterung in den Gremien hat sich voll und ganz auf das Organisationsteam in den Verwaltungen und alle beteiligten Vereine übertragen. Schließlich hat sich in den ersten acht Monaten des Heimattagejahres auch in der Bevölkerung eine gemeinschaftliche Festfreude entwickelt, und alle wanderten von Veranstaltung zu Veranstaltung und von Stadt zu Stadt. Damit wurde ein wesentliches Ziel in beispielhafter Weise erfüllt: Die Identifikation der Bevölkerung mit der eigenen Heimat zu stärken.“

Drei Städte – eine Unterschrift

Feierlicher Augenblick dann am 12. Juni 2009, als mit der Unterzeichnung des Kooperationsvertrages durch Donaueschingens Oberbürgermeister Thorsten Frei, Bürgermeister Anton Knapp (Hüfingen) und Bürgermeister Jürgen Guse (Bräunlingen) im Donaueschinger Rathausaal der Startschuss für die eigentliche Umsetzung fiel. Lenkungsausschüsse mit Vertretern aller drei Städte wurden gebildet, die maßgeblich an den Planungen in kleinen Arbeitsgruppen mit Vertretern der Vereine und Verbände beteiligt waren. Die Gesamtprojektleitung für das Heimattagejahr lag beim Leiter des Donaueschinger Kulturamtes, Georg Riedmann. Die Heimattage sollen zugleich Werbung fürs Städtedreieck machen, aber auch für den



Hissen der Heimattage-Fahne auf dem Blenklepass im Beisein von Angela Kalous, Staatssekretärin im Staatsministerium Baden-Württemberg und zuständig für Landesmarketing.



Die Heimattage-Pyramide (siehe auch Foto auf Seite 150), das Donaueschinger Rathaus als Werk von Kunstmaler Dirk-Alexander Grams und im Original. Motive aus Bräunlingen und Hüfingen runden das Werk ab – rund 100 Stunden wurde gemalt.

Zusammenhalt der drei Städte als Partner einer gemeinsamen Destination.

Drei Städte – ein gemeinsames Zeichen

Doch gute Werbung braucht auch Argumente. Ein griffiges Bildmotiv und ein Text sollten Ideen, Tradition und Zukunftsfähigkeit gleichermaßen symbolisieren. Das Staatsministerium in Stuttgart hatte hierzu nach einem verwaltungsinternen Brainstorming und öffentlichen Ausschreibungen die Werbeagentur Scholz & Friends in Berlin damit beauftragt, Vorschläge für ein Logo zu erarbeiten, das die Donau als einen die Menschen verbindenden Fluss widerspiegeln sollte.

Die Schwerpunkte der Bildmarke unter dem Motto „Heimattage 2012 – Ein Fluss verbindet“ sollten sich zudem im Programm der Heimattage wiederfinden. Reinhilde Heim, Inhaberin der Werbeagentur Cassandra, zeichnete für die Werbemittel von der Visitenkarte bis zur Internetseite schließlich verantwortlich. Die Heimattage hatten somit ihr Gesicht.

Kein Mega-Event ohne sichtbares Markenzeichen. Was eignet sich hierfür besser, als geografisch im Städtedreieck verortet ein besonderer Platz. Es war der Blenklepass, der, verkehrstechnisch gesehen, die Städte Donaueschingen und Bräunlingen verbindet, denn dort kommen sich Donaueschinger, Hüfinger und Bräunlinger Gemarkungsgrenzen am nächsten. Ein Hügel in der Baarlandschaft, auf dem die Heimattage-Fahne im Beisein von Angela Kalous, Staatssekretärin im Staatsministerium Baden-Württemberg und zuständig für Landesmarketing, dann auch enthüllt wurde; Ein blaues Band, drei rote Punkte – das Logo spiegelt das Motto wider, unter dem die Heimattage angekündigt worden waren: „Donau 2012 – Ein Fluss verbindet“.

Einbezogen wurden bei der Umsetzung auch die Vereine, etwa die Narrenzunft Frohsinn, die eine große Heimattage-Pyramide für das Städtedreieck aus der Taufe hob. Konstruiert hatten diese der ehemalige Frohsinn-Chef Martin Wullich sowie die Zunftmitglieder Willi Hornung und Helmut Mink. Rund 100 Stunden hatte der Kunstmaler Dirk-Alexander Grams in der Werk-



statt hinter dem Zunftmuseum in Donaueschingen hierzu die kunstvollen Motive der drei Stadtansichten auf die 2,80 Meter hohe Pyramide gemalt: für Donaueschingen das Rathaus, für Bräunlingen das Stadttor und für Hüfingen eine historische Stadtansicht. Präsentiert wurde das Kunstwerk von den Trachtenvereinen der drei Ausrichter-Städte dann beim Landesfesttag.

Drei Städte – eine Frau

Die enge Zusammenarbeit der Sachgebiete Kultur und Tourismus in den einzelnen Verwaltungen hatte bereits gute Vorarbeit geleistet, um mit Wenke Geschwandtner im Januar 2011 als



Mit Wenke Geschwandtner konnte das Städtedreieck für die Heimattage 2012 eine überaus engagierte Leiterin für die Geschäftsstelle gewinnen.

Baden-Württemberg-Tag im Rahmen der Heimattage 2012. Ministerpräsident Winfried Kretschmann beim Fassanstich. Links Bräunlingens Bürgermeister Jürgen Guse, im Hintergrund Landrat Karl Heim, rechts Oberbürgermeister Thorsten Frei aus Donaueschingen.

Leiterin der Heimattage-Geschäftsstelle für die Planung und Abwicklung aller Veranstaltungen eine Fortsetzung zu finden. Mit ihrer Bewerbung hatte sie sich gegen 15 weitere Bewerber um diese Stelle durchgesetzt und ein gutes Maß an Optimismus, Energie und Neugierde für die Aufgabe mitgebracht. 1980 in der thüringischen Stadt Gotha geboren, kam Wenke Geschwandtner im Alter von elf Jahren zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder auf die Baar.

Nach der Schulzeit absolvierte sie eine Ausbildung zur Reiseverkehrskauffrau beim Verkehrsamt Bräunlingen, anschließend wechselte sie in die Tourist-Information Donaueschingen, wo sie seit neun Jahren arbeitet und den Internet-Auftritt des Tourismusamtes oder den städtischen Veranstaltungskalender betreute. Durch die Organisation der Musiktage und des Reitturniers hatte sie bereits erste Erfahrungen für Großveranstaltungen sammeln können. Genau diese Erfahrungen wurden nun gebraucht, die Geschäftsstelle der Heimattage aufzubauen. Mit ihr wurde das Programm auch konkret.

Drei Städte – ein Programm

Als „Werkstattbericht“ der Ideenschmiedern zum „Mega-Event“ deklarierte Oberbürgermeister Thorsten Frei dann auch bald die erste Informationsveranstaltung hierzu im Januar 2011: Der Heimattagekalender hatte sich mit Leben gefüllt, eine pffiffige Mischung von eigens ins Leben gerufenen Heimattageveranstaltungen und solchen, die Jahr für Jahr ohnehin zu den Höhepunkten der Region zählen. „Die Heimattage 2012 leisten einen wichtigen Beitrag zur Identifikation der Bürger mit dem Land“, daran ließ Staatsministerin Silke Krebs (Grüne) bei der Programmvorstellung im Rathaus Donaueschingen keine Zweifel aufkommen.

Baden-Württemberg musiziert und der „Markt der Möglichkeiten“

Das Landesjugendorchester Baden-Württemberg verlegte seine Frühjahrsarbeitsphase am 13. April nach Donaueschingen. Die besten Musikerinnen und Musiker des Landes im Alter von 15 bis 22 Jahren, darunter viele Preisträger beim Musikwettbewerb „Jugend musiziert“, nahmen an der intensiven Arbeitsphase teil und spielten bei einer sogenannten „öffentlichen Generalprobe“ in mehreren Konzerten.

Von Freitag bis Sonntag boten zwischen dem 4. und 6. Mai Kabarett und Rock'n' Roll beim Baden-Württemberg-Tag die größte Schlagerparty des Landes mit Bands wie die „Höhner“, „Wirtschaftswunder“ oder „the Ca\$h“. Auch lokale Bands und Vereine wie der Akkordeonverein Wolterdingen, die Pfohrener Notä-Kaotä oder die Tanzschule Seidel hatten dort ihre Auftritte. Ebenso die besten Chöre des Landes, die sich beim Halbfinale dem Publikum stellten.

Unbestritten zum ersten Publikumshöhepunkt entwickelt sich der „Markt der Möglichkeiten“ mit einer Leistungsschau am Brigachufer und bei den Donauhallen am 5. Mai. Mit glänzenden Kennzahlen der lokalen Wirtschaft präsentierten sich an über 80 Ständen neben Unternehmen aus der Region auch vorbildliche Kooperationsprojekte wie das Kinder- und Jugendmuseum zu Themen von „A“ wie ADAC bis „T“

wie Tourismus. Trefflich reihte sich der „Tag der Bierkultur“ der Fürstenberg-Brauerei als weitere Perle der Angebote hier ein. Und am Sonntag öffneten viele Einzelhändler ihre Geschäfte; in der Karlstraße glänzten die aktuellen Modelle beim Automobilsalon der Donaueschinger Autohäuser. Sonderparkplätze und Shuttlebusse wurden eingerichtet, um die gewaltigen Besucherströme zu bändigen. Zu den Gästen zählte auch Ministerpräsident Winfried Kretschmann.

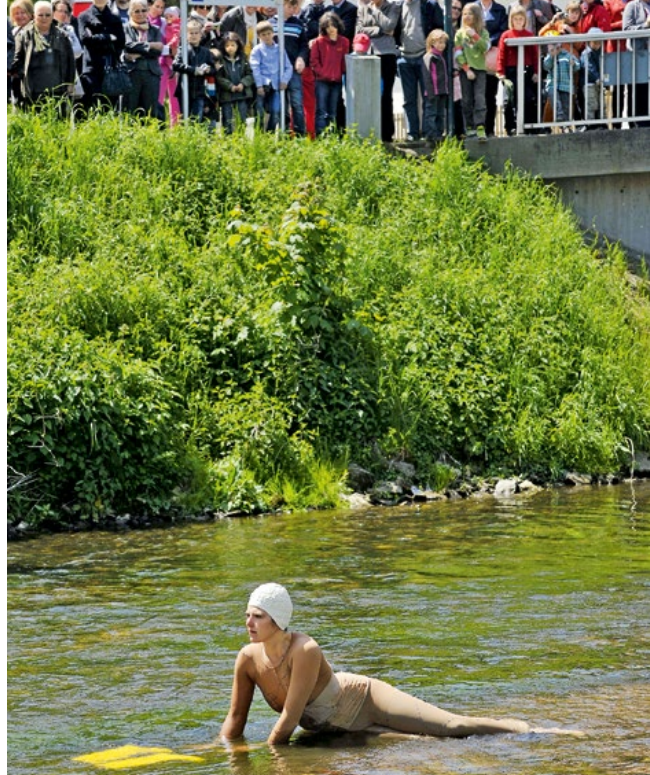
Politischer Höhepunkt neben der Kabinettsitzung des Landtags im Juni in Hüfingen – die Landesregierung hatte mit Ministerpräsident Winfried Kretschmann und Vize Nils Schmid an der Spitze im dortigen Rathaus getagt, wo eine nichtöffentliche Sitzung stattfand – war vor gut 600 geladenen Gästen aus der Region die Rede von Ministerpräsident Kretschmann anlässlich des Landesempfangs am Sonntag, den 6. Mai, zum Thema „Donauraum“. Den krönenden kulturellen Abschluss des Landeswochenendes bildete das Preisträgerkonzert des hausinternen Klavierwettbewerbs der Kunst- und Musikschule Donaueschingen in den Donauhallen.

Baden-Württemberg gestaltet

Kunst und Musik spielen in Donaueschingen seit jeher eine herausragende Rolle. Das sollte das Festival HörBa(a)r der Gesellschaft der Musikfreunde mit der Auswahl baden-württembergischer Künstler im Strawinski Saal der

Einer der politischen Höhepunkte bei den Heimattagen 2012 war die Rede von Ministerpräsident Kretschmann am 6. Mai aus Anlass des 60-jährigen Bestehens von Baden-Württemberg in den Donaueschinger Donauhallen vor 600 geladenen Gästen. Mitte links: Ein Bild mit dem Ministerpräsidenten wollten auch die kleinen Besucher haben. Im Juni 2012 tagte der Landtag in Hüfingen. Auf dem Bild Mitte rechts tragen sich Ministerpräsident Kretschmann und sein Stellvertreter Nils Schmid (SPD) ins Goldene Buch der Stadt Hüfingen ein. Auch die größte Schlagerparade des Landes (unten links) und der „Markt der Möglichkeiten“ waren echte Renner, lockten Tausende von Besuchern an.





Baden-Württemberg gestaltet: Paul Schwer installierte mit Material aus Donaueschinger Abbruchhäusern an der Schützenbrücke die Skulptur „Home“. Unten links: Impression von der Eröffnung des Skulpturenweges, eine Besucherin bewundert eine Skulptur im Museum Biedermann. Rechts: Performance an der Brigach durch Ingrid Schorscher.

Donauhallen belegen. Bildhauer gestalteten indes verschiedene Plätze im Stadtgebiet und über mehrere Tage bestand die Gelegenheit zu Künstlergesprächen und Diskussionen auf den jeweiligen „Baustellen“. **Der neue Skulpturenweg bot sich für einen Kunstspaziergang durch die Open Air Galerie zu den Skulpturen der Künstler Rainer Ecke, Klaus Münch und Paul Schwer an.** Paul Schwer hatte an der Schützenbrücke die Raumcollage „Home“ installiert, die als Gegenpol zur Idylle „Heimat“ mit Material aus Donaueschinger Abbruchhäusern die Ausradierung der feststofflichen Heimat sichtbar machen sollte.

Den Schlusspunkt zum Kunstspaziergang setzte Ingrid Schorscher mit einer Performance, bei der sie sogar in die kalte Strömung der Brigach eintauchte.

Rainer Ecke hatte unweit dieser Arbeit am Ufer der Brigach sein „Sitzgemüse“ aufgebaut, das Naturprodukte wie Kartoffel, Paprika und Zucchini in idyllischer Umgebung als künstliche Fremdkörper erscheinen lassen sollte. Letzter im Bund war Klaus Münch mit der Installation seiner Halbkugel „Donau so blu“ mitten in der Brigach, die einen Donauwassertropfen aus hellblauem Plexiglas an der Irmabrücke darstellt. Die Installation soll zugleich aufzeigen, wie sich organische Gebilde zu Fremdkörpern entwickeln, gleichzusetzen mit Heimatbesitz und Heimatverlust (siehe Foto auf S. 151).

Zum Abschluss präsentierte die Stadt Donaueschingen in der Ausstellung „Kunst verortet“ ihre Kunstankäufe aus den Jahren 1990 bis 2011 in den Donauhallen. 150 Exponate wurden hierzu im Bartóksaal ausgestellt, die die Stadt Donaueschingen in den vergangenen 20 Jahren erworben hatte oder geschenkt bekam. Zuletzt 1989 bei der 1100-Jahr-Feier präsentiert, war diese erneut eine viel beachtete Dokumentation des Kunstschaffens in der Region Donaueschingen. Eingebettet in diesen Aktionstag war ebenso der Internationale Museumstag, der zahlreiche Besucher in die musealen Einrichtungen und Galerien im Städtedreieck lockte.



Baden-Württemberg spielt und läuft

3.000 Spiel- und Erlebnisattraktionen, eine Kinder- und Maskottchenparade am Sonntag, 10. Juni, ließen das Motto für Familien wahrhaftig werden. Auf einer Länge von drei Kilometern war die Verbindungsstraße zwischen Hüfingen und Bräunlingen von 16 Vereinen und knapp 40 Einrichtungen zur Spiel- und Spaßstrecke umfunktioniert worden. In den Sport- und Stadthallen beider Städte eröffnete sich ein Kinderland mit Games-Arena, Angeboten von Brettspielen und vieles mehr. 700 Kinder aus dem Städtedreieck hatten sich auf die Kinder- und Maskottchenparade in zahlreichen Bastelstunden in Kindergärten und Schulen dazu Gedanken gemacht, darunter rund einhundert Kinder der Schellenbergschule Hausen vor Wald. Sie hatten für den Umzug Kostüme angefertigt, passend zum Motto „Leben in und an der Donau“. Bei der Parade in der Hauptstraße in Hüfingen zur Eröffnung spiegelten sie, als Frösche, Enten und Störche verkleidet, das Leben am Wasser wider.

Eingebettet in den Aktionstag war auch der Heimattage-Halbmarathon, der auf der 10,8 Kilometer langen Strecke als Straßenlaufmeisterschaft gewertet wurde. Wer nicht so lang unter-

Baden-Württemberg spielt und läuft: Die Kinder hatten ihren Spaß beim Bogenschießen – und auch die Erwachsenen mit Riesenseifenblasen oder mit dem in VS-Schwenningen erfundenen und hergestellten Tischfußballspiel „Tipp-Kick“. Selbst der erste Tennisunterricht war an diesem ereignisreichen Sonntag möglich.

wegs sein wollte, für den gab es den Halbmarathon-Volkslauf und für die Bambinis einen Schülerlauf. Eine weitere Besonderheit war die Eröffnung des Radwegenetzes „Quellregion Donau“ mit einer Radtour von Donaueschingen über Hüfingen nach Bräunlingen.

Baden-Württemberg verbindet

Der fünfte Leuchtturm der Heimattage Baden-Württemberg 2012 bildete den Kern des Programms zum Motto „Donau 2012 – Ein Fluss verbindet“ ab. Am „Internationalen Donautag“ wurde mit dem Hochwasserrückhaltebecken (HRB) in Wolterdingen eines der größten Dammbauwerke jüngerer Zeit seiner Bestimmung übergeben. Der gesamte Oberlauf der Donau



Ein Jahrhundertbauwerk geht in Betrieb: Minister Franz Untersteller nimmt hier zusammen mit Regierungspräsidentin Beate Schäfer und Donaueschingens Oberbürgermeister Thorsten Frei die technische Inbetriebnahme des Hochwasserschutzdammes in Wolterdingen vor (oben links). Das Interesse der Bevölkerung an dem Bauwerk war groß. Unser Quellland demonstrierte anhand von mit Städtewappen beklebten Flaschen, dass überall im Schwarzwald-Baar-Kreis bestes Trinkwasser aus der Wasserleitung kommt (unten rechts).

bis hinter Ulm ist durch dieses Bauwerk besser vor Hochwasser geschützt. Die Baustelle verwandelte sich für Tage zu einem Festgelände. Gruppen und Künstler aus den europäischen Partnerstädten boten ein farbenfrohes „Fest der europäischen Kulturen“ mit diversen Programmpunkten der Partnerstädte Saverne und Mende, mit Aufführungen eines musikalischen Märchens, des Théâtre d' Alsace und des Orchestre d' Harmonie (beide aus Saverne) und der Tanzgruppe Mende, die ungarische Tänze

darbot. Mit von der Partie waren die Fahnen-schwinger aus Bern, das Alphontrio Bärenried und Musik der Sequences Nostalgiques. Auch eine Radfahrergruppe aus Ehingen hatte den Weg nicht gescheut, denn bis dorthin wirken sich die Schutzmaßnahmen des HRBs aus.

Eine ganze Region feierte mit den Wolterdingern. Im Festzelt unterstrich Regierungspräsidentin Beate Schäfer zur Einweihung die Bedeutung des „Jahrhundertbauwerks“. Der Hochwasserdamm ist 460 Meter lang, 18 Meter hoch und kann 4,7 Millionen Kubikmeter Wasser zurückhalten. Das Millionenprojekt wurde nach langer Planphase in sechs Jahren gebaut und hat insgesamt 23 Millionen Euro gekostet.

Ansprachen von Minister Franz Untersteller, Landrat Sven Hinterseh und Oberbürgermeister Thorsten Frei folgten. Und in der letzten größeren Amtshandlung in seiner aktiven Zeit als Geistlicher weihte Pfarrer Werner Arnold das Bauwerk ein. Die technische Inbetriebnahme erfolgte durch Minister Franz Untersteller persönlich. Ausstellungen und Führungen zu Bau und Funktion des HRB boten Interessierten Ein-

blicke in die Funktion des Hochwasserschutzes vor Ort und gaben Informationen zum integrierten Donauprogramm.

Anlässlich der Leuchtturmveranstaltung „Baden-Württemberg verbindet“ in Donaueschingen hatte sich mit dem türkischen Botschafter Hüseyin Avni Karslioglu auch hoher diplomatischer Besuch eingestellt. Er sprach zum Thema „Außenpolitik der Republik Türkei – die Beziehungen zwischen der Türkei und Europa“. Hüseyin Avni Karslioglu nahm im Januar 2012 seine Tätigkeit in Berlin auf, verbrachte einen Teil seiner Kindheit in Donaueschingen, wo er zwei Jahre zur Schule ging.

Im Zuge dieses Leuchtturmwochenendes hatte die Gesellschaft der Musikfreunde am 28. Juni, 20 Uhr in den Mozart-Saal der Donauhallen zur letzten musikalischen Veranstaltung ihrer Konzertreihe mit dem Konzert des Vácer Sinfonieorchesters mit Dirigent Pál Farkas aus der ungarischen Partnerstadt Donaueschingens eingeladen.

Ausstellung mit No-Masken

Parallel unterstrich eine Präsentation japanischer No-Masken in vergleichender Gegenüberstellung mit alemannischen Fastnachtmasken in den Donauhallen die Verbindung Donaueschingens mit der Partnerstadt Kaminoyama in Japan. Konzipiert hatte die Ausstellung Donaueschingens Kulturamtsleiter Georg Riedmann. Bisher sind Ausstellungen von Masken und Gewändern des japanischen No-Theaters außerhalb von Japan eher selten, was die Ausstellung in Donaueschingen zu einem ganz besonderen Ereignis machte und zu dem eigens Vertreter aus Japan den weiten Weg auf sich genommen hatten.

Takeshi Nakane, der japanische Botschafter in Deutschland, Professor Günter Zobel und Meister Akira Yamaguchi erläuterten die Entstehungsgeschichte der Ausstellung, welche vor zwei Jahren mit dem Projekt No-Masken gestartet wurde. Die No-Trommel kennzeichnet ein ungewöhnlicher Klang. Die Faszination an diesem Klang veranlasste viele Interessierte zur Teilnahme an einem No-Trommel Workshop. Unter der

Leitung von Meister Okura erhielten sie nicht nur einen Eindruck in die Spielweise, sondern vor allem in die damit verbundene Tradition.



Mit dem türkischen Botschafter Hüseyin Avni Karslioglu stellte sich bei den Heimattagen hoher Besuch ein. Er hat zwei Jahre seiner Kindheit in Donaueschingen verbracht und sprach im Rahmen der Heimattage zum Themenkreis Türkei und Europa. Faszinierend war die Begegnung mit den Masken und Gewändern des japanischen No-Theaters.

Baden-Württemberg macht Geschichte

Geschichte zum Anfassen, das bieten die Museen der Region seit jeher als Wahrer der Heimatgeschichte. Beim Aktionstag „Geschichte“, der seit 2006 alle zwei Jahre in Baden-Württemberg stattfindet, im März in der Hüfinger Festhalle wurde Heimatgeschichte erneut zusammengeführt. Im Mittelpunkt standen die Kreis- und Kommunalreformen vor 40 Jahren unter der Überschrift „Neue Grenzen – alte Identitäten?“



Baden-Württemberg macht Geschichte: Aus Deutschland, der Schweiz, Österreich und ganz neu auch aus Italien machten sich die historischen Gruppen auf den Weg zum Römerfest nach Hüfingen. Was es mit dem Hüfinger Römerbad auf sich hat, wurde bei Sonderführungen in Originalkostümen aus der Römerzeit vermittelt. 3.000 begeisterte Besucher zählte das Hüfinger Revolutionstheater (rechts).

Festredner war Professor Hans-Georg Wehling zum Thema „Gemeinsames und Trennendes in Baden-Württemberg“. Er bereitete so den Boden für die Podiumsdiskussion mit Alt-Oberbürgermeister der Stadt Villingen-Schwenningen, Gerhard Gebauer, Donaueschingers OB Thorsten Frei, Regionalverbands-Geschäftsführer Marcel Herzberg und Fastnachtkenner Werner Mezger.

Eine weitere Vertiefung erfuhr der Erholungsort Hüfingen mit der Theaterpremiere des Hüfinger Sommertheaters und dem Stück „Freiheit! Die Badische Revolution in Hüfingen“ von Theaterregisseur Paul Siemt. 65 hoch motivierte Schauspieler und zwölf ausverkaufte Vorstellungen vor 3.000 Zuschauern sind die stolze Bilanz des Laientheaters nach drei grandiosen Festspielwochen. Siemt zeichnet seit 1998 für

die Aufführungen im Turnus von zwei Jahren verantwortlich und rollt dabei inhaltlich in seinen Stücken stets historische Epochen auf. Seit Jahren hat sich eine Freilichtschauspielkultur in Hüfingen entwickelt, die weit über die Grenzen der Stadt bekannt ist.

Eine andere Facette dieser Leuchtturmveranstaltung, Historie und Geschichten vor einem breiten Publikum auszubreiten, war das Römerfest 2012 am Römerbad-Museum beim einstigen Römerkastell. Der römische Markt stellte dort die verschiedensten Handwerke längst vergangener Zeiten wie die Herstellung von Waffen oder die Anfertigung von Spangen und Fibeln aus Bronze mit einfachsten Mitteln vor. Bastelaktionen, Führungen, Ausstellungen, Vorträge und Mitmachaktionen ließen die Besucher vom 21. bis 22. Juli in die Zeit der Römer eintauchen. Vor allem am Sonntag konnten sich die Veranstalter über einen wahren Ansturm von Besuchern freuen.

Mit der Eröffnung des historischen Pfades am Fürstenberg von Heiko Wagner im Auftrag der Stadt wurden an diesem Wochenende auch die geschichtlichen und archäologischen Zusammenhänge auf dem höchsten Berg der Baar erstmals ans Licht geholt.



Das größte Straßenkunst-Festival

Das größte Straßenkunst-Festival des deutschen Südwestens, der Bräunlinger Straßenmusiksonntag, bot den Rahmen für die „Gala der Kleinkunstpreisträger Baden-Württemberg“ in der Bräunlinger Stadthalle und beim Straßenfest in der historischen Altstadt von Bräunlingen. Über 80 Vereine und Gruppen aus Baden-Württemberg lockten hierbei Zehntausende nach Bräunlingen: Gaukler, Spaßmacher und Musikanten traten an, für gute Laune zu sorgen.

Landesfesttage als letzten Höhepunkt

Ein letzter Leuchtturm-Höhepunkt der Heimattage waren die Landesfesttage. Neben einem fetzigen Open-Air-Konzert für Nachwuchsgruppen aus der Region und einer Oldtimer-Sternfahrt stand am 7. September die Verleihung der Heimatmedaille Baden-Württemberg auf dem Programm. Dass Geschichte und Historie nicht zu Asche von gestern werden, dafür engagiert sich die 81-jährige Eva von Lintig seit Jahren mit der Gründung des Hüfinger Stadtmuseums und erhielt dafür die Heimatmedaille des Landes zu-

Bräunlinger Straßenmusiksonntag: Links „Der Vorstand“ – Weltmusik aus dem Kohlenpott, „Palo Santo“ aus Südamerika und Clown Jordi. Unten: Die Gruppen „Tirasaru“ mit ihrem Feuerzauber „Alpenglühn“ bei der Musiknacht und „Seeda“, viel bestaunte Musik aus der Mongolei.



Die Hüfingen Ehrenbürgerin Eva von Lintig wurde mit der Heimatmedaille des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet.

sammen mit neun weiteren Menschen aus Baden-Württemberg mit vergleichbaren Zielen im Beisein von Landrat Sven Hinterseh.

Die Vertreterin des Arbeitskreises Heimatpflege und Landtagsabgeordnete Friedlinde Gurr-Hirsch, der Freiburger Regierungsvizepräsident Klemens Ficht und Erich Birkle, Vorsitzender des Landesausschusses für Heimatpflege, überreichten die Urkunden im Schaulander der Fürstenberg-Brauerei. „Wer dieses Engagement und Ehrenamt erlebt, der begreift auch die Stärke Baden-Württembergs“, erinnerte Donaueschingers Oberbürgermeister Thorsten Frei an die Bedeutung des persönlichen Einsatzes für die Heimat. Einen Faden, den Ficht gerne mit dem Hinweis aufgriff, dass Tracht, Liedgut, Tanz, Mundart und Brauchtum Erinnerungen schaffen, bei denen auch die Jugend Feuer fangen soll. Heimat sei Tradition, die so zum sicheren Fundament wird.

Torsten Frei: „Eine gelungene Kombination von Bewährtem und Neuem“

Seit Anfang 2007 haben sich die Verwaltungen in den Rathäusern der drei Heimattagestädte Donaueschingen, Hüfingen und Bräunlingen intensiv mit der Ausrichtung beschäftigt. Zum Ende des Veranstaltungsmarathons fiel das Echo auf die Großveranstaltungen überaus positiv aus. So etwa die erste Bilanz von Oberbürgermeister Thorsten Frei, die da lautet: „Seitdem im Mai 2008 der Zuschlag ans Städtedreieck für das Jahr 2012 erteilt wurde, laufen die Planungen auf Hochtouren. Acht Leuchtturmveranstaltungen und eine Vielzahl weiterer, speziell für dieses Jahr disponierter Veranstaltungen der Städte und ihrer Vereine wurden vorbereitet und zum gemeinsamen Jahresveranstaltungskalender



der zusammengefasst. Bereits schon vor dem Ende des offiziellen Programmteils kann festgestellt werden: Die Arbeit hat sich in jedem Fall gelohnt. Bis September konnten rund 170.000 Besucher der Heimattageveranstaltungen gezählt werden, bis zum Jahresende rechnen wir bei allen im Jahreskalender der Heimattage gelisteten Veranstaltungen mit rund 350.000 Besuchern.

Das Programm der Heimattage hat eine gelungene Kombination von bereits traditionellen Terminen auf der Baar mit komplett neuen Veranstaltungsformen präsentiert. Exemplarisch genannt

sei hier das Wochenende ‚Baden-Württemberg verbindet‘, an dem nicht nur Gäste aus vielen Partnerstädten des Städtedreiecks, sondern sogar zwei Botschafter in Donaueschingen zu Gast waren.

Ebenso gelungen die Kombination aus volksfestähnlichen Veranstaltungen, welche ein großes Publikum ansprechen – wie der ‚Baden-Württemberg Tag im Mai‘ mit dem großen ‚Markt der Möglichkeiten‘ – oder ganz außergewöhnlichen Veranstaltungen für eine spezifische Zielgruppe, wie die wunderbare und auch überregional viel gelobte Woche zum japanischen No-Theater. Im Rahmen der Heimattage wurden auch mehrere Projekte mit dauerhaftem Charakter eröffnet: Das Radwegenetz Quellregion Donau, ein historischer Lehrpfad auf dem Fürstenberg oder der Donaueschinger Andreas-Willmann-Platz.

Aber fast noch erfreulicher als die bislang erfolgreich verlaufenen Veranstaltungen und diese genannten, nachhaltigen Projekte ist die Wirkung der Heimattage auf das Zusammengehörigkeitsgefühl und den Kooperationsgeist im Städtedreieck: Viele Sponsoren und Partner haben sich nicht nur finanziell in außerordentlicher Weise am Projekt beteiligt, sondern sich auch durch zusätzliche Aktivitäten und Ideen voll und ganz mit den Heimattagen identifiziert. Mit der Übergabe der Heimattagefahne an die Heimattageausrichter 2013, den Verbund ‚Ne-



Der Andreas-Willmann-Platz ehrt einen badischen Freiheitskämpfer, seine feierliche Eröffnung erfolgte im Rahmen der Heimattage 2012:

Die Stadt Donaueschingen hat 2,7 Millionen Euro – bei Landeszuschüssen von 1,6 Millionen Euro – in den Bau des Andreas-Willmann-Platzes investiert. Der Platz wurde einem Freiheitskämpfer gewidmet, der wohl aus dem Pfohrener Gasthaus Ochsen stammt. Immerhin wurde dort bei Umbauarbeiten in den 1950er Jahren ein Waffenversteck gefunden, das aus der Zeit der badischen Freiheitskämpfe stammte. Zudem ist belegt, dass dort der badische Revolutionär

Friedrich Hecker am 15. April 1848 mit einer Reihe von Freischärlern eintraf. Noch in den Jahren 1848/1849 wurde Andreas Willmann zu zehn Jahren Haft verurteilt, doch gelang ihm 1851 die Auswanderung in die USA. Sechs Jahre danach wurde er amerikanischer Staatsbürger. Auch in den USA schrieb er Geschichte: Er gründete die New Yorker Sparkasse, die bis heute die größte Sparkasse in Amerika ist, und wurde ihr Vizedirektor. Andreas Willmann starb mit 59 Jahren 1878 im Mount Sinai-Hospital. Die New York Times bezeichnet ihn als einen der bekanntesten deutschstämmigen Bürger der USA.





ckar-Erlebnis-Tal', können wir nach heutiger Sicht der Dinge stolz sein, die vom Land Baden-Württemberg und dem Landesausschuss Heimatpflege übertragene Aufgabe – auch unter optimaler Ausnutzung des zur Verfügung stehenden Budgets von rund 710.000 Euro an baren Mitteln – sehr gut gelöst zu haben.“

Jürgen Guse: „Berechtigter Stolz und ausgezeichnete Zusammenarbeit“

Bräunlingens Bürgermeister Jürgen Guse sieht eine hohe Identifikation der Bevölkerung durch die Heimattage. Seine Bilanz: „Für die Heimattage des Städtedreiecks waren intensive, mehrjährige Vorbereitungen notwendig. Aufgrund der guten Vorbereitung, der erfolgreichen Kooperation der Städte wegen der schon seit Langem ausgezeichneten interkommunalen Zusammenarbeit, des gemeinsamen Heimattagebüros, der personellen Verstärkung auch der Städte Bräunlingen und Hüfingen bis 31. Dezember 2012, der hohen Identifikation der Bevölkerung, der guten Resonanz bei den bisherigen Veranstaltungen, können wir ein euphorisches Zwischenfazit aus Bräunlinger Sicht ziehen.

Wir waren bisher ein gutes Schaufenster der Leistungskraft der drei Städte in kultureller Hinsicht, gewerblicher Stärke, landschaftlicher Schönheit, touristischer Attraktivität und

Das Medieninteresse an den Heimattagen 2012 war groß – der Umzug innerhalb der Landesfesttage wurde auch vom SWR-Fernsehen aufgezeichnet. Hier Moderatorin Sonja Faber-Schrecklein im Gespräch mit einer Trachtenträgerin und jungen Mutter.

Verwaltungskraft. Ebenso können wir mit Fug und Recht sagen, das Land und seine Vielfalt adäquat repräsentiert zu haben. Diese Attribute werden in der Bevölkerung und außerhalb unserer Städte nachwirken.

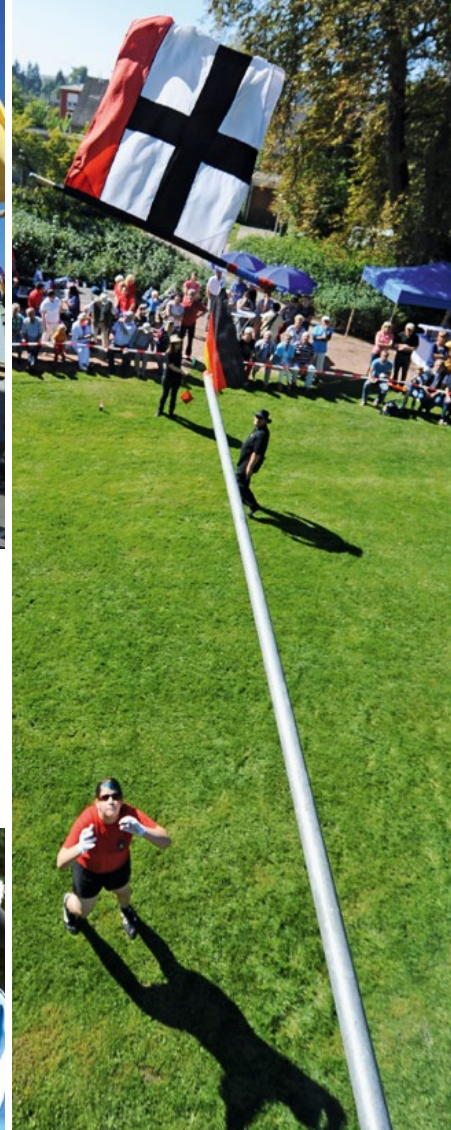
Dies hat sich in Bräunlingen schon gezeigt, als wir 2005 das ganze Jahr über 700 Jahre Stadtrechte gefeiert haben. Es wird im berechtigten Stolz nachwirken, in einem interessanten und wertvollen Umfeld im Städtedreieck zu wohnen und zu arbeiten. Und: Die Heimattage zeigen, dass interkommunale Zusammenarbeit für alle Beteiligten Früchte trägt, ohne dass die kommunale Eigenständigkeit eingeschränkt wird“, fasst der Bräunlinger Bürgermeister seine Bilanz zusammen.

Anton Knapp: „Unsere Mitarbeiter haben Großartiges geleistet“

Hüfingen rechnet mit Nachhaltigkeit dank Medienpräsenz. „Die Heimattage 2012 waren für



Im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg fanden im Donaueschinger Irmepark auch die **Weltmeisterschaften im Fahnenhochwerfen** statt. Dabei müssen die Fahnen vollends entrollt über eine Messlatte fliegen (rechts) und wieder aufgefangen werden, bevor sie den Boden berühren. Für manchen der 77 Wettkampfteilnehmer war dies keine leichte Aufgabe. Den höchsten Wurf schaffte der Sieger der offenen Klasse mit 13 Metern. Vor dem Wettbewerb gab es einen Umzug durch die Stadt. Unter den Mitwirkenden befand sich auch der Fanfarenzug Schwenningen.



uns interessant, aufregend, spannend, erlebnisreich, insbesondere aber auch arbeitsintensiv“, bilanziert Hüfingens Bürgermeister Anton Knapp. „Was den Arbeitsaufwand, der nicht sichtbar dahintersteckt, betrifft, haben wir das alle miteinander unterschätzt. Unsere zuständigen Mitarbeiter haben hier Großartiges geleistet. Es ist jetzt bereits absehbar, dass sich die Arbeit mehr als gelohnt hat. Wir hatten insgesamt eine tolle Medienpräsenz durch Fernsehen und Rundfunk. Gleiches gilt natürlich für die Printmedien vom Bodensee bis Stuttgart. Auch unsere Messepräsenzen waren in diesem Jahr besonders werbeintensiv.

Nicht nur aktuellen, sondern insbesondere auch nachhaltigen Nutzen können wir aus

dem Heimattagejahr 2012 für unsere Stadt konstatieren. Wir wurden und werden bestärkt in unserem Veranstaltungsportfolio. Da ist es wichtig zu wissen, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Wir haben Nachhaltigkeit mit unserem neu geschaffenen Radtourismuskonzept ‚Quellregion Donau‘. Wir haben Nachhaltigkeit mit der Forschung und Präsentation der Geschichte auf dem Fürstenberg, und wir werden natürlich Nachhaltigkeit für die Zukunft haben durch die bereits angesprochene, massive Medienpräsenz. Denn dort, wo man von einer Stadt schon einmal Positives gehört, gesehen oder gelesen hat, richtet sich natürlicherweise eine zunehmende Aufmerksamkeit auf eben diese Stadt und ihre Aktivitäten.“





Die Landesfesttage in Donaueschingen vom 7. bis 9. September 2012

hatten als Höhepunkt den Landesfestzug. Die linke Seite zeigt historische Gruppen und Trachtengruppen aus Fürstberg – auch die alte Stadtkanone war mit dabei.

Rechte Seite: Baaremer Hochzeitswagen (oben links), Baaremer Trachtenträgerin mit Kind, der historische Brauwagen der Fürstberg-Brauerei Donaueschingen und unten Mitte ein Trachtenpaar aus Fürstberg. „Täfelträger“ sind die Kinder – schmuck herausgeputzt und mit Freude dabei.





Fronleichnam in Hüfingen

Blumenkunst zum Herrgottstag

von Gabi Lendle

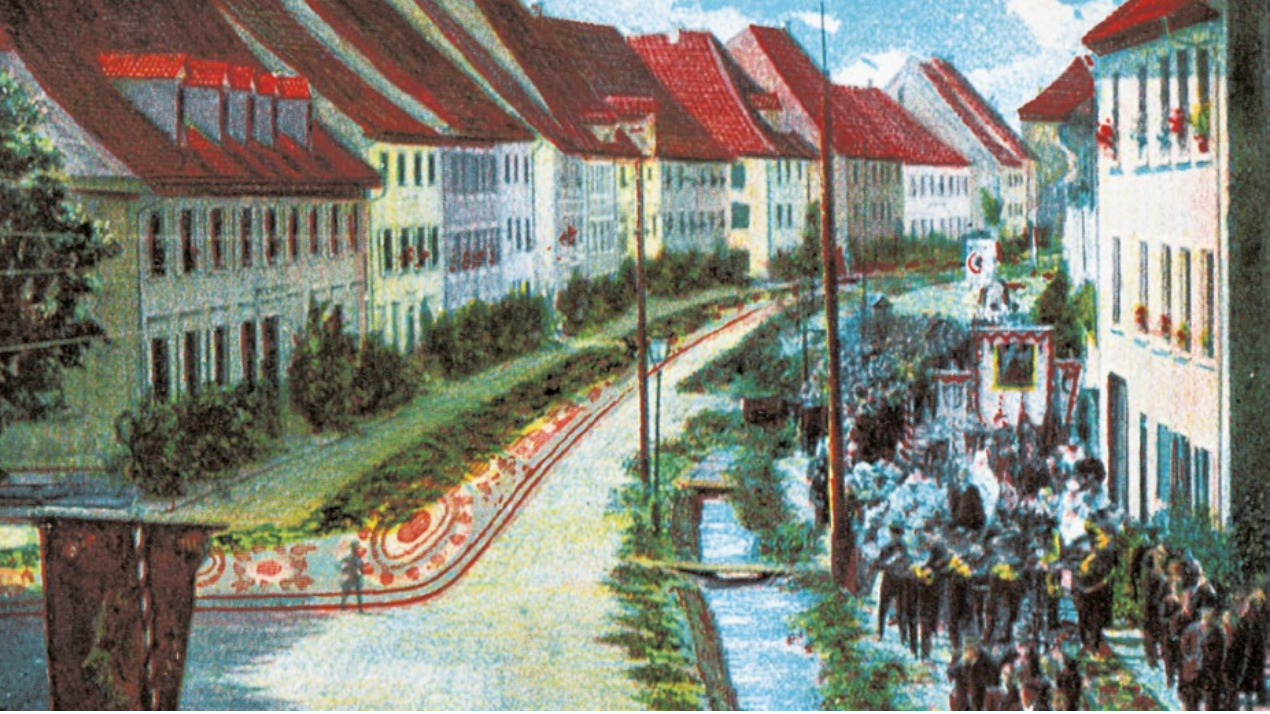
mit Fotografien von Wilfried Dold

Der „Herrgottstag“, wie die Hüfinger ihren Fronleichnamstag liebevoll nennen, hat in der Stadt an der Breg einen besonderen Stellenwert: Er gehört zu den Hochfesten des katholischen Kirchenjahres und ist eine bunte Mischung aus christlichem Feiertag, Tradition und Brauchtum. In der alten Stadt am Hauptquellfluss der Donau bestaunen Jahr für Jahr Tausende von Besuchern aus ganz Baden-Württemberg, der Schweiz und aus dem Elsass den kunstvollen, in der Regel bis zu 600 Meter langen Blument Teppich. Die Hüfinger Blument Teppich-Tradition wurzelt in der Italienreise des Bürgersohnes Franz Xaver Reich im Jahr 1841. Der Bildhauer lernt dort bei einem Studienaufenthalt den Brauch kennen und begründet 1842 mit einem Blument Teppich vor seinem Haus an der Hauptstraße den Fronleichnamstag heutiger Prägung.



Reinweiße Zungenblüten von Margeriten sorgen im Blumenbild links für den weißen Himmel. Die Mädchenhaare und die Straße, die zur Kirche führt, sind mit den Blütenköpfen von Margeriten ausgeführt. Zuvor trennen fleißige Hände Tausende von Blumen in ihre Bestandteile (oben). Mohnblüten geben dem Mädchenkleid die rote Farbe. Das kleine Foto zeigt das Gesamtwerk.





Die älteste Fotografie der Hüfinger Fronleichnamsprozession ist koloriert und stammt aus der Zeit um 1900.

Seit dem 13. Jahrhundert sind in der römisch-katholischen Kirche festliche Fronleichnamprozessionen üblich, seit dem späten 18. Jahrhundert werden diese nachweislich mit Blumenteppichen geschmückt. Die ältesten Blumenteppiche stammen aus einem Städtchen in der Nähe von Rom. Es gibt sofort viele Nachahmer und die floralen Bildteppiche sind schon bald in ganz Italien anzutreffen. Während eines Studienaufenthaltes im Jahre 1841 in Portici und Resina bei Neapel lernt der Hüfinger Bildhauer Franz Xaver Reich den Brauch kennen – und ist stark beeindruckt. Nach seiner Rückkehr in die Heimat legt Franz Xaver Reich im nächsten Jahr an Fronleichnam vor seinem Haus in der Hauptstraße gleichfalls einen Blumenteppich. Das gefällt auch seinen Nachbarn und anderen Gläubigen, und so beginnt die Tradition des Hüfinger Blumenteppichs.



Franz Xaver Reich

Immer mehr Bürger beteiligen sich an diesem Brauch der Volksfrömmigkeit – bis schließlich der gesamte Prozessionsweg auf der Hauptstraße zwischen Stadtkirche und dem Fürst-

lich-Fürstenbergischen Schloss (heute Altenpflegeheim) mit einem durchgehenden Blumenteppich belegt ist. Jedes Haus an der Hauptstraße entlang des Prozessionsweges sorgt dabei für „sein“ Stück Teppich selbst.

Bis 1916 wurde der künstlerische und farbenfrohe Teppich gleich nach der Prozession und der Festmesse ins „Stadtbächle“ gekehrt. Von dort aus schwammen die farbenprächtigen Bestandteile der einstigen Kunstwerke dann in die Breg. Der Hüfinger Otto Böhm, ein versierter Kenner der heimatlichen Geschichte, erinnert sich: „Erst als Pfarrer Johann Nepomuk Schatz das Fürstenhaus zum ‚Herrgottstag‘ nach Hüfingen einlud, um sich den schönen Blumenteppich anzusehen, ließ man diesen fortan bis zum Nachmittag und später bis zum Abend liegen.“ Daraufhin strömten immer mehr Besucher an Fronleichnam nach Hüfingen.

Ein Zeitungsartikel von 1916 gilt als erstes schriftliches Zeugnis der Hüfinger Blumenteppichpracht. Ab jetzt berichtet die lokale Presse regelmäßig. Im Laufe der Jahre entwickelt sich die Blumenpracht am Herrgottstag zu einem bekannten Merkmal des Städtchens. So verwundert es nicht, dass bereits im Jahre 1932 der erste Tonfilm über Fronleichnam in Hüfingen gedreht wird.

Das Kirchenfest Fronleichnam

Der Fronleichnamstag ist in Deutschland und vielen anderen Ländern ein gesetzlicher Feiertag und wird am 60. Tag nach Ostern gefeiert. Er geht auf eine Vision der heiliggesprochenen Augustiner-Chorfrau Juliana von Lütlich im Jahre 1209 zurück. Inhaltlich ist Fronleichnam ein österliches Fest, das an den Gründonnerstag anknüpft. Das Fronleichnamsfest am Donnerstag nach dem Dreifaltigkeitsfest, auch Hochfest des Leibes und Blutes Christi, feiert die Eucharistie als Opfer, Kommunion (Opferspeise) und – wegen der Realpräsenz Christi im Tabernakel – zu-

gleich als Gegenstand der Anbetung. Es ist ein Erinnerungsfest an die Einsetzung des Altarsakramentes.

Es war damit zugleich die Sehnsucht des Volkes verbunden, die unverhüllte Hostie sprich den „Leib Christi“ zu sehen. Die Monstranz, die im 16. Jh. ihre allmähliche Verbreitung fand, war dafür als offenes Gefäß für die Prozession bestens geeignet. Der Priester trägt sie noch heute über Straßen und Plätze oder wie in Hüfingen über die Blumenteppeiche. Anfänglich wurde das Fronleichnamsfest ohne Prozession gefeiert. Die erste Bezeugung der Festprozession stammt aus der St. Gereonskirche in Köln um 1264.

Ab 1938 verbieten die Behörden das Legen von Blumentepichen und schieben die Maul- und Klauenseuche als Begründung vor. Beatrice Scherzer, die eine Schrift zu Fronleichnam in Hüfingen auflegte – die für diesen Beitrag teils eine wertvolle Quelle darstellt – betont, dass der „Blumenzauber“ den Nazis schlicht ein Dorn im Auge war. Bis zum Kriegsende können die Hüfinger ihre Tradition nun nicht mehr fortführen. Zuvor schon sind sie teils stark eingeschränkt: Die Blumenkunst besteht seit der Machtergreifung 1933 nicht mehr nur aus religiösen Motiven, sondern auch das Hakenkreuz und andere Nazismbole müssen einfließen.

1947 dann erfolgt die Wiederaufnahme der Fronleichnamstradition. In den 1950er-Jahren steht der Herrgottstag erneut in voller Blüte und entwickelt sich zu einer Attraktion.

Nur der Priester mit dem „Allerheiligsten“ darf über den Blumentepich schreiten

Vier Altarstationen mit Blumenbildern bilden den Mittelpunkt der bis zu 600 Meter langen Hüfinger Blumenstraße. Ein Weg, der in jedem Jahr mit neuen Bildern und Mustern in unterschiedlichen Farbzusammenstellungen erfreut. Nur der Priester, der die Monstranz mit dem „Allerheiligsten“ trägt (eine konsekrierte Hostie, der Leib Christi), darf während der Prozession



Der Priester trägt in der kostbaren Monstranz aus dem 18. Jahrhundert das „Allerheiligste“. Nur er darf über den Blumentepich schreiten.



über den Blument Teppich schreiten. Hüfingen verfügt über eine außergewöhnlich schöne und wertvolle Monstranz aus dem 18. Jahrhundert. Sie wurde schon von vielen Priestern und Bischöfen über den Blument Teppich getragen, im Jahre 1955 sogar vom Päpstlichen Gesandten für Deutschland, Kardinal Dr. Alois Münch. Zu diesem Ereignis strömten rund 40.000 Besucher nach Hüfingen.

Die Prozessionsordnung

Die Hüfinger Prozessionsordnung sieht folgende Reihenfolge vor: Vortragskreuz mit Fahnen, die Kindergärten, Trachtengruppe der Heimat-zunft, Historische Bürgerwehr, Kirchenchor, Erst-kommunikanten, Priester mit dem Allerheiligsten und Ministranten, Stadtmusik, Bürgermeister mit Stadträten und Pfarrgemeinderäten, Kolpingsfamilie, Jakobs-Fahne und Herz Jesu Fahne, Behinderte im Rollstuhl und Gläubige.

Noch nie war das Wetter am „Herrgottstag“ so schlecht, dass man die bereits gesammelten Blüten nicht zu einem Teppich legen konnte – sicher eine Besonderheit. Nur ein einziges Mal, das war zur Mitte der 1960er-Jahre, sahen sich

die Helfer wegen eines Sturms gezwungen, mit dem Blumenlegen am Herrgottstag mit zwei-stündiger Verspätung zu beginnen. Dennoch gelang es den Hüfingern, in letzter Minute das vergängliche Werk bis zum Prozessionsbeginn fertig zu stellen.

Als Mieter im Rathaus auch für das Legen des Blument Teppichs zuständig

Mit Fronleichnam in Hüfingen sind vielfältige Erinnerungen verknüpft. Jeder Hüfinger könnte seine eigenen Geschichten über Ereignisse am Herrgottstag erzählen. Die Ehrenbürgerin Eva von Lintig wuchs im alten Rathaus an der Haupt-straße auf. Seit ihrer Kindheit ist sie als enga-gierte Helferin und Künstlerin am Herrgottstag eine wichtige Stütze, die sich wie etliche andere Bürger zu einer Kennerin und Künstlerin im Blu-mensammeln und Blumenlegen entwickelt hat. Sie erzählt, jede Anwohner-Familie war dring-ehend dazu angehalten, vor ihrem Haus an der Hauptstraße ein Stück des Hüfinger Blumentep-pichs zu legen. „In unserem Mietvertrag mit der Stadt wurde strikt vermerkt, dass wir für das Altarblumenbild vor dem Rathaus zuständig



sind“, erinnert sich Eva von Lintig, die diese traditionelle Aufgabe mit ihren treuen Helferinnen bis heute wahrnimmt.

Keines ihrer 51 figürlichen Blumenbilder, die sie bis heute entworfen hat, gleicht einem anderen. Das gilt natürlich für alle Blumenkünstler: In jedem Jahr entstehen neue Ausdrucksformen, Ornamente, Muster und Farbgestaltungen. Übers ganze Jahr hinweg wird in kirchlichen Schriften Ausschau nach passenden Bildern gehalten, die in das florale Kunstwerk eingearbeitet werden können.

Viele Helfer werden gebraucht

Die Kunst des Blumenteppich-Legens wird von Generation zu Generation genauso weitergegeben wie die dazugehörigen Schablonen, Rahmen und Gestelle aus Holz oder Eisen. Dennoch gibt es Veränderungen, da etliche Hüfingers aus Altersgründen nicht mehr aktiv mitmachen können und andere Anwohner der Hauptstraße keine Verantwortung für ein Stück Blumenteppich übernehmen möchten. Der Wandel in der Welt geht auch am Hüfingers Herrgottstag nicht spurlos vorüber.

Im Haus von Hüfingers Ehrenbürgerin Eva von Lintig (Foto linke Seite, hinten Mitte mit Eimer) entsteht eine Engelsszene zum Fronleichnamsfest 2012. Für Fronleichnam 2012 hat Eva von Lintig ein Schutzengel-Motiv entworfen. Szenen mit Engeln finden sich in ihren Entwürfen immer wieder, weil jeder Mensch einen Schutzengel braucht, wie sie betont. Der Engel 2012 hat die Aufgabe, Kinder zu beschützen.

Nach den Pflanzen für ihr Blumenbild hält Eva von Lintig schon lange vor Fronleichnam Ausschau – sobald das Motiv steht. Die Haare des Schutzengels sind mit Baumwolle gestaltet, sein Heiligenschein besteht aus Margeritenblüten. Die Brücke, die der Engel und der Junge begehen, ist mit getrockneten Blumen geschaffen. Verblühter Bachwurz kommt bei den Haaren des Jungen zum Einsatz, Bluttröpfle werden ebenso verarbeitet wie Zahnbürste, letztere stellen das Gewand des Schutzengels dar. Gesiebte Kiefernblüten sind beim Gesicht des Jungen verwendet. Unterstützung findet Eva von Lintig beim Hüfingers Museumsverein, denn es sind viele Hände nötig, bis ein Blumenbild geschaffen ist.



Hüfingen geht in die Blumen: Eine große Erleichterung sind die von Peter Marx (unten Mitte) eigens für Fronleichnam angelegten Margeriten- und Lupinenfelder am Rand der Stadt (oben). Auch auf den Wiesen rund um Hüfingen sind die Helfer unterwegs, so die Bürgerwehr (unten links). Ungewöhnlich farbenfroh präsentiert sich der Gewölbekeller der Druckerei Moog vor Fronleichnam (unten rechts). Damit die Blumen frisch bleiben, werden sie dunkel und kühl gelagert.

Rechte Seite: Der Heilige St. Jakobus in meisterhafter Darstellung. Die Umrandung ist mit Ginster ausgeführt, Pappelblätter bilden den Hintergrund im oberen Drittel. Mit Blutströpfle wurde der Hut geformt, mit Lupinen der Umhang. Das Gewand besteht aus „Bochele“ sprich Wiesenkerbel. Ackersenf markiert den gelb-grünfarbenen Streifen oberhalb des Jakobsweges, der mit Sauerampfer geschaffen wurde. Hervorragend gelungen ist auch die Blumenwiese.

Stand früher noch das Blumensammeln vor Fronleichnam auf dem Stundenplan der Hüfinger Schüler samt Lehrer – ebenso in der Jugendhilfeeinrichtung Mariahof – sind diese Helferscharen heute bedingt durch die Pfingstferien weggebrochen. Stattdessen engagieren sich zahlreiche Hüfinger Vereine und Einrichtungen zusammen mit den Anwohnern für das Fronleichnamsfest. Zu den vielen Helfern gehören vor allem auch die Kolpingsfamilie, Katholische Junge Gemeinde, die Katholische Frauengemeinschaft und die Ministranten, aber auch die Bürgerwehr.

2012 waren zum ersten Mal in der Geschichte des „Herrgottstages“ die Einwohner der Ortsteile Mundelfingen, Hausen vor Wald, Behla, Fürstenberg und Sumpfohren als Helfer in diese Hüfinger Tradition eingebunden. Hintergrund ist die neu gebildete Seelsorgeeinheit.





An den zwei Tagen vor Fronleichnam wird u.a. in der Scheune der Familie Knöpfle, im Altenheim oder im Keller der Familie Hofmaier an Hauptwerken im Hüfinger Blumentepich gearbeitet (von oben links).

Rechte Seite: Zunächst noch im Licht von Scheinwerfern gestalten am Herrgottstag ab ca. halb vier Uhr rund 500 Hüfinger den Blumentepich.

Welche Pflanzen und Blüten werden in Hüfingen verwendet?

Gesammelt, sprich verwendet, werden ausschließlich die Blüten von Wildpflanzen, gezüchtete Blumen, etwa aus dem eigenen Garten, gelten als Stilbruch. Traditionell werden u.a. die Blüten und Blätter von Margeriten, Lupinen, Kastanienblüten, Wiesenkerbel (Bochele), Ginster, Klee, Ackersenf, Distel, Wiesenknöterich (Zahnbürste), Wiesensalbei, Teufelskralle,

Sauerampfer, Bachnelkwurz (Jakobsbollen), Wiesenknopf, Skabiose (Ästerle), Kiefernnsamen, Tannenschösslinge, Pappelblätter, Fuchsschwanzgras und Farn verwendet.

Bietet die heimische Vegetation wegen eines heißen und damit oft trockenen oder gar verregneten, kalten Frühjahrs nicht genügend Blumen, ist man in früheren Jahren oft „ins Tal“ bei Blumberg oder noch weiter gefahren, um die dringend benötigten Blüten zu sammeln. Hüfingers ehemaliger Forstrevierleiter Peter Marx erinnert sich, dass ausgerechnet zum hohen Besuch des Päpstlichen Gesandten im Jahr 1955 die Vegetation noch nicht so weit entwickelt war. So machte sich von Hüfingen aus ein Bus voller Helfer zum Blumensammeln „ins Tal“ auf den Weg – dort blühten die Margeriten bereits.

Dennoch konnte so manches Jahr der große Teppich nicht gelegt werden, der vor einigen Jahren sogar noch 600 Meter lang war und ums Tor des alten Schlosses herumführte. In diesem Fall werden dann an den vier Altarstationen vier





Impressionen von der Hüfinger Fronleichnamsprozession, zu der sich eine große Schar an Gläubigen und Zuschauern versammelt. Die vielen Zuschauer entlang des Prozessionsweges kommen so früh nach Hüfingen, um die großartige Blumenkunst möglichst frisch bestaunen zu können. Das Kunstwerk für einen Tag verliert gerade an heißen Tagen schon bald an Leuchtkraft.

Rechte Seite: Das Logo zum Papstbesuch in Freiburg im Jahr 2011 als Teil des Hüfinger Blumentepichs.

große Blütenbilder gelegt, auf die Verbindungsstücke wird gezwungenermaßen verzichtet.

Unzählige Blütenblätter müssen für den großen Teppich gezupft werden. „Für den laufenden

Meter muss man eineinhalb Spankörbe voll sammeln“, weiß Peter Marx aus Erfahrung. Im Jahr 2012 beispielsweise war der große Blumentepich 450 Meter lang und 1,80 Meter breit. Das ergibt insgesamt 900 Quadratmeter, die mit Blütenmaterial ausgelegt werden. Die Blüten in genügender Menge zu finden, ist wie bereits erwähnt, nicht immer leicht. Zumal die landwirtschaftliche Intensivierung sowie eine andere Nutzung der Wiesen rund um Hüfingen auch den Wegfall so mancher blütenreicher Fläche brachte.

Vor diesem Hintergrund machte sich Peter Marx schon vor einigen Jahren Gedanken und legte zukunftsweisend rund um Hüfingen einige Wiesen an, auf denen jetzt stadtnah Margeriten, Lupinen und Senf in ausreichender Menge geerntet werden können. Gerade diese Pflanzen





An der Prozession nehmen auch die Trachtengruppe und die Bürgerwehr teil – die Stadtkapelle sorgt für die musikalische Begleitung. Zu sehen ist auch die kostbare Jakobsfahne der Katholischen Gemeinde.

Rechte Seite: Farbstarke Moderne – der Hüfingener Blumenteppeich überrascht mit Vielfalt.

werden bei der Herstellung der Blumenteppeiche in besonders großen Mengen benötigt.

Die Motive und wie sie hergestellt werden

Als Motive dienen teils eigene Entwürfe oder Vorlagen aus der religiösen Malerei, mittelalter-

lichen Buchmalerei oder aus neueren kirchlichen Veröffentlichungen. Bei der Umsetzung zum Blütenbild müssen die Zeichnungen stark vereinfacht werden, komplizierte Details fallen weg. Meist sind die Motive der Eucharistie (Danksagung) gewidmet. Am häufigsten findet sich dabei die Abbildung des Abendmahls – aber auch Lamm und Kreuz sowie Brot, Kelch, Ähren und Fisch werden gerne verwendet.

Zu sehen sind außerdem aktuelle Themen, verschiedene Fürbitten, aber auch allgemeine biblische und figürliche Szenen aus dem Leben Jesu sowie Darstellungen der Maria oder von Engeln.

Durch die begrenzte Haltbarkeit – Blumenteppeiche sind bekanntlich „Kunst für einen Tag“ – ist Fronleichnam in Hüfingen auch unter diesem Aspekt etwas Besonderes. Viel Aufwand





Tausende von Besuchern kommen am Fronleichnamstag nach Hüfingen, um die Blumenpracht zu sehen. Die Stadt ist voller Leben.

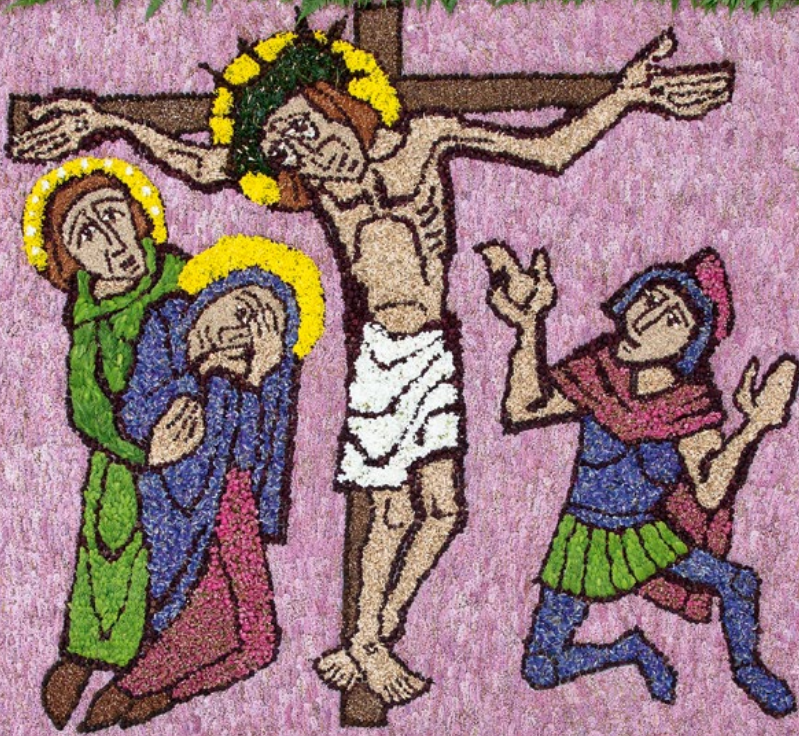
Rechte Seite: Kreuzigungsszene und ein freies Motiv, gelungene Beispiele für die Hüfinger Volkskunst an Fronleichnam.

und Fingerspitzengefühl bedarf es, um die Pflanzen zu bunten Ornamenten, Bildern und Motiven anzuordnen. Dabei helfen die Schablonen aus Holz oder Metall.

Die großformatigen, detailreichen Blumenbilder an den Stationsaltären und deren Umfeld entstehen schon zwei, drei Tage vor Fronleich-

nam. Zu arbeitsintensiv ist deren Herstellung, als dass man sie in den wenigen Stunden zwischen Tagesanbruch und Prozessionsbeginn herstellen könnte. Dazu zeichnet man die Motive und Muster als Vorlage auf das Packpapier einer Trägerplatte und klebt dann die Pflanzen- und Blütenteile einzeln oder leicht gestreut mit Leim auf. Erst kurz vor Prozessionsbeginn werden die kühl gelagerten Werke dann auf die Straße gebracht.

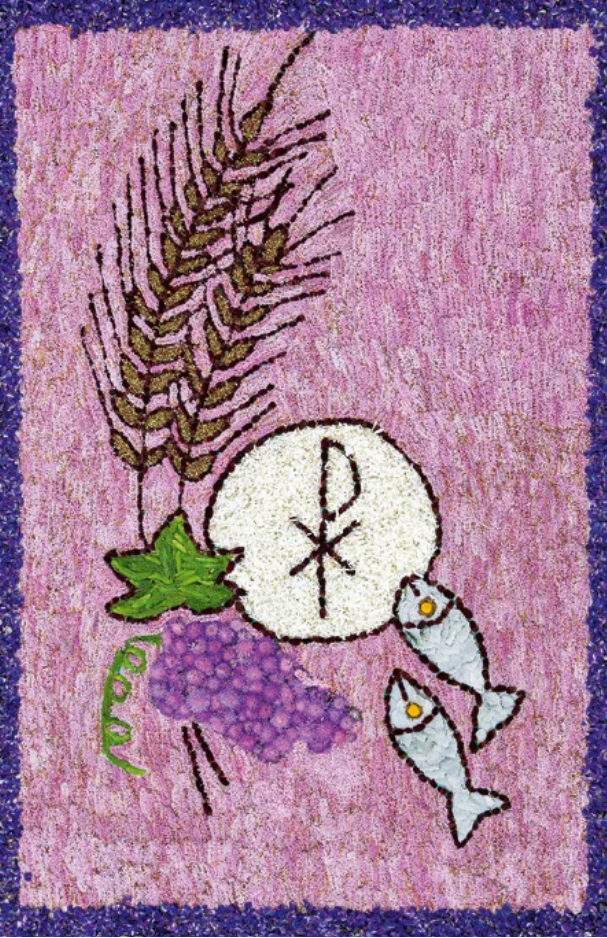
Reges Leben in der Hauptstraße entsteht am frühen Morgen des Herrgottstages und eine verschworene Gemeinschaft trifft sich noch in der Dunkelheit gegen halb vier Uhr um ans Werk zu gehen. In Körben, Kisten und Kartons werden die gesammelten Blütenteile herangetragen, die nun mit Hilfe von Rahmen, Schablonen, Kor-



**WAHRLLICH -
DIESER MENSCH
WAR GOTTES SOHN**



**SONNE DER GERECHTIGKEIT
GEHE AUF ZU UNSRER ZEIT**



Vom Leib Christi über das schwarze Schaf und der Monstranz – bis hin zu einem Bildnis der Mundelfinger Kirche reicht das Repertoire der Hüfinger Blumenkunst.

deln, vorgefertigten Vorlagen oder Kreidezeichnungen auf die entsprechende Fläche gelegt werden.

Drei bis vier Stunden knien die Blumenleger im Morgengrauen auf der Straße. Etwa zehn bis 15 Personen für ein Stück Blumenteppeich mit einer Länge von zehn Metern sind erforderlich.

„Jedes Haus hat sein Stück Teppich“

Über Fronleichnam in Hüfingen sind schon unzählige Beiträge verfasst worden. Einer stammt vom Hüfinger Heimatdichter Gottfried Schafbuch, der in einer 1972 veröffentlichten Erzäh-



lung ausführt: „Tausende von Blüten, Blütenstengeln, Staubgefäßen, von Blättern, Gräsern, Farnkräutern und Samen werden jedes Jahr zusammengetragen, um diese Blumenteppeiche immer in neuen Formen erstehen zu lassen. ... Jedes Haus an der Hauptstraße hat sein Stück Teppich. Und das Einzigartige dabei ist: Jedes Stück reiht sich ein, als herrsche insgeheim eine höhere Ordnung und doch weiß keiner der Anrainer, was sein Nachbar zur Linken oder zur Rechten diesmal ersonnen hat.

Zeichnungen und Vorlagen werden zwar schon wochenlang vor dem Fest angefertigt, doch bleiben sie geheim. Erst beim frühen Hahenschrei am Herrgottstag werden die Geheimnisse gelüftet, wenn sich Muster und Zeichnungen von Haus zu Haus langsam zu einem Ganzen fügen.

Die Breite des Teppichs ist einheitlich auf 1,80 Meter festgelegt; 30 Zentimeter davon werden als eine Art Rahmenleiste aus dunkelgrünem Farnkraut verwendet. Ebenfalls Farnstrei-



fen grenzen wiederum die Teppiche der einzelnen Hausgemeinschaften voneinander ab. An einem Muster in der Länge von zehn Metern arbeiten bis zehn Personen. Drei bis vier Stunden lang setzen sie, auf der Straße knieend, ihre Zeichnungen zusammen.“

Ist das Kunstwerk vollbracht, löst sich die Gemeinschaft der Blumenleger auf: Man macht sich frisch und sitzt zu einem gemeinsamen Frühstück zusammen, um anschließend an der Prozession teilzunehmen.

„Auf die Blumenteppeiche sind wir stolz“

Ein musikalischer Hochgenuss ist in jedem Jahr der Auftritt des Kirchenchores St. Verena, der den festlichen Gottesdienst mit Werken von Mozart und Haydn ausschmückt. Das Museum für Kunst und Geschichte tritt jedes Jahr mit einer Ausstellung in den Dialog zum Fronleichnamfest und zeigt eine Dia-Schau. Im Rathaus steht

den Besuchern neben einer Fotoausstellung und eines Filmes viel Informationsmaterial zur Verfügung. Groß vertreten sind am Fronleichnamstag die Medien; auch das Fernsehen strahlt Bilder vom Hüfingener Herrgottstag aus.

Bürgermeister Anton Knapp weiß um die Verbundenheit der Hüfingener mit diesem Tag: „Auf die Blumenteppeiche an Fronleichnam sind wir Hüfingener zu Recht ein wenig stolz“, betont er. Der Bürgermeister weiter: „Unsere Gäste entdecken neben dem gigantischen Blumenwerk auch die vielen anderen Facetten Hüfingens, die unsere Stadt zu einem Kleinod auf der Baar machen. So den Charme einer tief verwurzelten Geschichte und den Flair einer lebensfrohen, zukunftsbewussten Kleinstadt. Die Stadt beherrscht Kunst und Kulturschätze verschiedenster Epochen. Das Alte bewahren und offen sein für das Neue. Das ist Kultur, wie sie in Hüfingen nicht nur mit diesem Gemeinschafts-Kunstwerk am Fronleichnamstag, sondern das ganze Jahr über verstanden und gelebt wird.“

Der Gütenbacher Bildhauer Josef Rombach bewahrt den Christus in der Buche vor der Zerstörung und dokumentiert den Wandel

Balzer Herrgott – der umklammerte Christus

Von den Hugenotten soll er angebracht worden sein, gar mit der Französischen Revolution in Berührung stehen – oder vom legendären Könighof stammen. Sicher ist nur: Die Entstehung und Herkunft des Balzer Herrgott bei Gütenbach, des steinernen Christus in der Buche, sind bis heute ungeklärt – und werden nie zu klären sein. Auch der Gütenbacher Bildhauer Josef Rombach vermag dazu nur Vermutungen zu äußern. Dabei ist er der Mann, der der steinernen Buche am nächsten steht: Ihm sind maßgeblich der Erhalt des Naturwunders und die künstlerische Dokumentation der Umklammerung des Christuskorpus durch die Buche zu verdanken. Beim Gütenbacher Herrgott in der Buche treffen sich somit Geschichte und Kunst.





Ein Bildhauer und der Christus in der Buche: Ein Leben lang hat Josef Rombach aus Gütenbach mit Skizzen und Skulpturen dokumentiert, wie die Buche den steinernen Torso immer mehr umschlingt.



Einigermaßen gut zu Fuß sollte man schon sein, wenn man den „Gütenbacher Winkelherrgott“ aufsuchen will, sei es vom Parkplatz oberhalb des Fallengrunds aus oder aber vom „Felsenkeller“ in Gütenbach, der Wandermarkierung folgend.

Natürlich führt auch ein Weg auf Neukircher Gemarkung auf den „Großen Hürst“: Vom Brennersloch aus geht's über steile Pfade durch den Hackgrund über den Sattelwald, ehe auf der Höhe nach einer scharfen Wegbiegung der Blick gefangen wird von einer mächtigen Buche, in deren Stamm ein steinerner Christuskopf eingeschlossen ist, umgeben von einer herzförmigen Rindenwulst.

Längst kann man dieses Naturwunder auf Postkarten abgebildet sehen oder in Zeitschriften wie „Liebes Land“ oder „Land und Berge“. Die Bildberichte darüber haben spätestens nach der Landesgartenschau 2010 dieses Naturphänomen weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt gemacht. Doch zu einem „Wallfahrtsort“ für Massen kann dieses Wunder im Baum an so entlegener Stelle nicht werden, und das ist ganz im Sinne des Bildhauers Josef Rombach, der lieber Wanderer und Pilger dort wissen möchte,

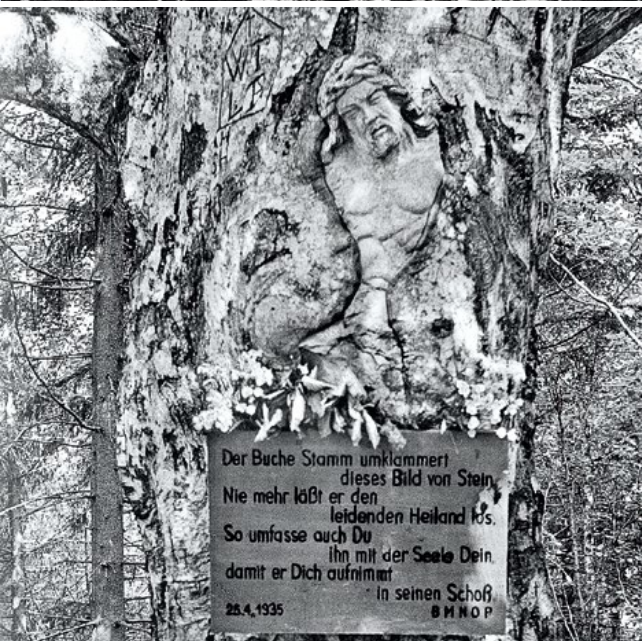
die bereit sind, vor diesem Andachtsbild zu verweilen, die bewusst wahrnehmen, wie begrenzt und letzten Endes vergeblich alles menschliche Eingreifen ins Eigenleben der Natur sein kann.

Heute ist der Wurzelbereich des Baums mit Rindenmulch geschützt und mit Gneis eingefasst. Eine Bank lädt zum Ruhen und Schauen ein; seitwärts erklärt eine Schautafel, von Rombach gestaltet, wie das steinerne Bildnis im Lauf von Jahrzehnten immer enger vom Baum eingeschlossen wurde. Schon lange wäre es verschwunden, wenn nicht die Bevölkerung von Gütenbach wiederholt für behutsame Freilegung gesorgt hätte.

Ein „Wunder“ war es gewiss nicht

Wie der Baum nach und nach die steinerne Christusfigur in sich aufgenommen hat, diesen Prozess hat niemand besser verfolgt als der Gütenbacher Bildhauer Josef Rombach. Durch ihn ist auch eine umfassende, künstlerische Dokumentation des Wandels entstanden. Kaum jemand ist derart vertraut mit dem Balzer Herrgott wie er, und kaum einer hat sich mit solcher Hingabe mit dieser Symbiose zwischen Natur und Menschenwerk beschäftigt und sich inspirieren lassen.

Darüber hinaus zeigen Rombachs Zeichnungen eine Vorgeschichte, wie die Gestalt des Schmerzensmanns in den Baum geraten sein



könnte. Ein „Wunder“ war es gewiss nicht. Dass da ursprünglich ein ganzer Torso an dem Baum lehnte, weiß er nur aus Erzählungen seines Vaters, der als Förster des Furtwanger Reviers für das Dreistegen-Wagnerstal-Gebiet zuständig war und oft genug auch mit einem seiner Kinder daran vorbeikam. Wilhelm Rombach war es auch, der die kräftigen, aus dem Steinkorpus herausragenden Eisenstangen in den 1930er-Jahren fachgemäß vom Furtwanger Schlossermeister Mahler absägen ließ. Zu befürchten war nämlich, dass der Baum durch das Eisen

Die Überwallung des Balzer Herrgotts durch die Buche ist auch mit Fotografien dokumentiert, die aus dem Gütenbacher Dorfmuseum stammen. Hier ist eine Abfolge mit Stadien aus den 1920er-Jahren (großes Bild rechts) und der Nachkriegszeit zu sehen.

verletzt und Wucherungen der Rinde womöglich beschleunigt würden. Dieses Gestänge beweist aus heutiger Sicht, dass es ursprünglich zur Befestigung des Torsos an einem steinernen Kreuz gedient hatte.



Von Josef Rombach als Triptychon ausgeführte Skulpturenfolge in Lindenholz zu den Verwandlungen des Balzer Herrgotts. Links der zeitlich nur schwer fixierbare Beginn der Überwallung, dann Stadien aus den Zeiträumen 1930, 1960 und ganz rechts die Gegenwart.

Die Mutmaßungen über die Herkunft der Steinskulptur könnten Bände füllen – Sagen und Geschichten ranken sich um den Balzer Herrgott. Besonders eifrig forschte der Neukircher Chronist Karl Fehrenbach. Trotz seiner Bemühungen im Verein mit Kunsthistorikern und Geologen musste er feststellen, dass „seine Entstehung voller Widersprüche und Rätsel ist“. Selbst die Herkunft des Namens kann er sich nicht erklären.

Werk von zwei Hirtenbuben?

Fehrenbach glaubt, der Christus könnte auch von einem Hofkreuz stammen. Andere glauben eher an die Reste eines Wegkreuzes, so auch



Josef Rombach, der die Zerstörung bei einem Unfall für möglich hält – so z.B. beim Holztransport. Zu vermuten ist, dass der Corpus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an der Buche befestigt wurde. Der Baum selbst soll aus dem 18. Jahrhundert stammen, der zu dieser Zeit noch nicht von Wald, sondern von einer Weide umgeben war.

Oder sollte womöglich doch der Brief der Furtwangerin Hulda Pfrengle die Lösung gebracht haben? Sie schrieb in den 1950er-Jahren an ihren Enkel Klauspeter Staeb, dass ihr einst ein Gütenbacher Hirtenbub schilderte, wie er es, zusammen mit seinen Freunden, fertiggebracht habe, den auf der Wiese liegenden Sandstein-Christus an den Baum zu lehnen und dort mit der senkrecht stehenden Eisenstange zu befestigen. Tatsache ist, dass schon seit 1927 mehrere Fotografien existieren, sie zeigen die Entwicklung der fortschreitenden Umklammerung der Christusgestalt durch den Baum. Sie begann an den Lenden; 1975 schloss sich die Rinde unterhalb der Brust, bis die Umwallung das heutige Ausmaß erreichte und nur noch einen Teil des Hauptes freiließ.



Josef Rombach und der Balzer Herrgott

Für Schulunterricht heutzutage wäre die Frage nach der Herkunft des Torsos ein willkommener Aufhänger für einen Fantasie-Aufsatz. In den 1940er-Jahren jedoch hatten die Lehrer in der Hirtenschule von Glashütte mit anderen Problemen zu kämpfen, damals, als Josef Rombach, Jahrgang 1932, vom Wildgutacher Sattelhof, und später vom Behahof im Hexenloch dorthin zum Unterricht stapfen musste. Ihm machte übrigens seit jeher das Zeichnen und die Beobachtung der Natur Freude. Am Balzer Herrgott kam der heranwachsende Josef oft vorüber, wenn er, als Ältester von acht Geschwistern die Einkäufe und Besorgungen übernahm. Auch der Weg zur Kirche führte ja nach Gütenbach.

Nach Abschluss der Schulzeit wollte Josef Rombach eigentlich an der Schnitzereischule in Furtwangen studieren. Leider wurde die aber nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr wieder eröffnet. So blieb nur die Lösung, eine praktische Lehre in der Schnitzerwerkstatt bei Karl Rieber anzutreten. 1952 legt er die Gesellenprüfung als Landesbester ab, arbeitet dann noch

weitere Jahre im Atelier seines Furtwanger Meisters mit. Vorwiegend sakrale Figuren wurden dort hergestellt, aber auch Masken, Möbelverzierungen und Schnitzwerk für Uhren und Orchestrien. Nebenbei genoss Josef Rombach noch Zeichenunterricht beim legendären Jakob Rommel, einem ehemaligen Lehrer der Schnitzereischule.

Zur Erweiterung seiner Berufserfahrung nahm er die Gelegenheit wahr, an der Schnitzereischule in Esslingen bei Stuttgart an einem Kurs bei Professor Rülke teilzunehmen.

1959, nach sieben Jahren im Atelier Rieber, trat er eine Stelle beim akademischen Bildhauer Siegfried Fricker in Jestetten am Kaiserstuhl an, wo er ausgesprochen vielseitig gefordert war: Hier konnte er bald auch Werke in Stein, Bronze und Sgraffito erschaffen. 1960 kehrte Josef Rombach wieder „auf den Wald“ zurück. Er heiratete Christa Fehrenbach vom Siedlehof im Gütenbacher Teich, verband sich also mit einem alten Uhrmachersgeschlecht, in dem einst sogar Frauen in diesem Handwerk tätig waren (Balbina Siedle ist als eine der wenigen bezeugt). Dass im Stammbaum dieser Sippe um die Mitte des



Josef Rombach hat seine Arbeit anlässlich der Freilegungen des Balzer Herrgotts in den Jahren 1986 und 1995 in einer Zeichnung festgehalten.

18. Jahrhunderts ein Gregor Baltzer aus Neukirch auftaucht, darf heute als Kuriosum am Rande vermerkt werden.

In der alten Mühle des Siedlehoofs, in der noch zwei ältere, pflegebedürftige Familienmitglieder zu betreuen waren, konnte sich das Paar eine Wohnung ausbauen und ein Atelier einrichten. Als sich nach und nach drei Kinder einstellten, war mit dem Verdienst als freischaffender Holzbildhauer nicht mehr auszukommen. Aber bei der Firma Faller waren seine Fähigkeiten gefragt. In der Modellbau-Abteilung kam ihm seine manuelle Präzision, aber auch die Kreativität zugute. Dort arbeitete Josef Rombach von 1963 an in der Entwicklungsabteilung als Modellbauer. Immer jedoch um künstlerische Weiterbildung bemüht, besuchte er nebenher bei Prof. Wohlshlegel in Freiburg Zeichenkurse in Akt- und Porträtkunst.

Daneben ließ ihn die Bildhauerei keineswegs los: Als die Narrenzunft von Gütenbach auf der Suche nach einer eigenen Fasnet-Figur war, die auf die große Vergangenheit der Uhrmacherei im Dorf anspielen sollte, verhalf der Künstler ihr mit der Erschaffung der „Jockele-Maske“ und des „Plattewiible“ zu glänzendem Erfolg.

Entscheidend zur Rettung beigetragen

Zeit für sein Herzensanliegen fand er aber so richtig erst wieder im Ruhestand: Der Balzer Herrgott ist dank einer Eingabe des Schwarzwaldvereins bereits 1959 ins Naturdenkmalbuch eingetragen worden. Die Umklammerung schritt fort, wenn auch rührige Natur- und Heimatfreunde immer wieder Baumwunden abgedichtet hatten, um Fäulnis in der Buche zu verhindern.

Jetzt konnte der Künstler entscheidend zur Rettung des Naturdenkmals beitragen. Aufgrund seiner langjährigen Beobachtungen und seiner Kenntnisse in Sachen Baumwuchs machte er mit dem Schwarzwaldverein den für den Staatsforst zuständigen Fachleuten klar, dass der eingeschlossene Stein zerbrechen könne und vom Bildnis bald nichts mehr zu sehen sein würde.

Nun hatte aber angesichts des Waldsterbens in den 1970er- und 1980er-Jahren ein neues Naturbewusstsein um sich gegriffen. So erregten die Pläne zur Rettung des Denkmals ein landesweites Presse-Echo. Die Überlegungen wurden durchaus kontrovers diskutiert und der damalige Bürgermeister Richard Krieg hatte die Argumente zu koordinieren: Da wurden aus Kreisen von Forst-Fachleuten Stimmen laut, die davor warnten, den ganzen Vorgang durch Menschenhand zu beeinflussen. Dagegen stand natürlich der Wunsch der Bevölkerung, auch im Interesse des Fremdenverkehrs, das Denkmal zu erhalten.

Letzten Endes erlaubte das Landratsamt in Übereinstimmung mit dem Naturschutz einen Eingriff, machte aber zur Bedingung, dass „geeignete Pflegemaßnahmen“ für den Baumschutz damit einhergehen müssten. Als Fachleute wurden also zwei Spezialisten von der Graf Bernadottischen Verwaltung der Insel Mainau hinzugezogen. Der Bildhauer konnte mit aller Behutsamkeit ans Werk gehen und einen Teil

Wenn keine weitere Freilegung mehr erfolgt, würde die Buche den Christus eines Tages vollständig überwallen. Diese fiktive Endphase der Überwallung entstand zum Künstlerwettbewerb „Natur verbindet“ bei der Landesgartenschau 2012.

der Umwallung in ovaler Form freischneiden, worauf die Ränder mit Konservierungsmittel gegen Pilze und Feuchtigkeit versiegelt wurden. Das Holz erhielt – fachsprachlich ausgedrückt – eine künstliche Rinde.

In ähnlicher Weise verfuhr man erneut im Jahr 1995. Kein Wunder, dass dieses Natur-Kunst-Phänomen den Künstler Rombach in den Folgejahren zu großen Werken inspirierte: Maßstabsgetreu schuf er in halber Größe als Triptychon eine Skulpturenfolge in Lindenholz, die die Zustände des Steinbilds im Verlauf der Jahre zwischen 1930 bis 2000 darstellen. Detailgetreu wurde sogar die Rinde des Baums mit allen Ast-Gabelungen ausgearbeitet. Das Gütenbacher Heimatmuseum zeigte diese Werke erstmals im Juli 2006 in einer Ausstellung. Zur Eröffnung sprach der damalige Vorsitzende Otto Hofmann. Er würdigte sie als „meisterlich gestaltete Figurengruppe, die das Leiden, Sterben, die Auferstehung und Erlösung Christi widerspiegelt“.

Große Anerkennung

Die Landesgartenschauen in der Region boten Josef Rombach gleichfalls immer die Gelegenheit, mit seinem Schaffen an die Öffentlichkeit zu treten. Für die Schau im Jahr 2010 in Schweningen hatte die Forstwirtschaft Künstlern die Teilnahme unter dem Motto „Natur verbindet“



angeboten. Von 30 zugelassenen Werken wurde den Exponaten Rombachs von der Kunstkritik ganz besondere Anerkennung zuteil.

Aus Rombachs Sicht musste dieser Leitgedanke um eine Dimension erweitert werden: Die Natur vermag letzten Endes auch aufzulösen. Er fügte deshalb seinen Stelen „Skulpturenfolge in Zeitstufen“ eine weitere hinzu, die den Baumstamm geschlossen zeigt und das inliegende Steinbild zu großen Teilen nur noch erahnen lässt.

2012, zum 80. Geburtstag des Künstlers, veranstaltete die Volkshochschule Furtwangen eine umfangreiche Ausstellung des Gesamtwerks. Im Mittelpunkt stand auch hier die geschnitzte Skulpturenfolge, wie sie inzwischen im Gütenbacher Atelier von Josef Rombach eindrucksvoll präsentiert wird. Dort sind auch jederzeit Besucher willkommen, die das Kunstwerk aus der Nähe betrachten und befühlen wollen.

Täglich ist Josef Rombach noch an der Schnitzbank beschäftigt, am Fenster mit Blick nach Südwesten, wo er hinter der Bergkuppe „seine“ Buche weiß. Dort ist er nach wie vor sehr oft zu finden – schaut nach dem Christus. Jüngst hat sich ein Unbekannter aus Norddeutschland telefonisch gemeldet und den Wunsch geäußert, den Balzer Herrgott zu ertasten, da er blind ist. Selbstverständlich hat ihm der 80-jährige Künstler zugesagt, ihn zum Original zu geleiten.

Weit bekannt ist der Künstler also schon, und eine Studentengruppe aus dem Bereich Medien der Hochschule Furtwangen University hat vor sechs Jahren einen Film über sein Leben und Schaffen gedreht. Und doch weist Josef Rombach die Bezeichnung als Künstler weit zurück, vielmehr sieht er sich in aller Bescheidenheit als Handwerker.

Elke Schön

Der neue Narrenschopf in Bad Dürkheim

Attraktivere Dauerausstellung und energetische Sanierung

Im Jahr 2013 feiert der Narrenschopf in Bad Dürkheim sein 40-jähriges Bestehen. Das zentrale Museum der schwäbisch-alemanischen Fastnacht kann sich dazu rundum erneuert präsentieren: Es hat durch eine umfangreiche Neuordnung der Dauerausstellung deutlich an Attraktivität gewonnen. Und ganz nebenbei wurde die energetische Sanierung beendet, mit der das Museum die Kosten für den laufenden Betrieb minimieren kann. Zur Vorgeschichte: Der Museumsstandort geht auf eine Anregung des Bad

**museum
narren-
schopf**

Dürkheimer Zunftmeisters Walter Sieger zurück. Die Vereinigung Schwäbisch-Alemannischer Narrenzünfte (VSAN) konnte originale und seltene Solebehälter der früheren Saline Rottweil für ihr in Planung befindliches Museum nutzen, die der damalige Bad Dürkheimer Bürgermeister und Kurdirektor Otto Weißenberger spontan erworben hatte. Im Mai 1973 erfolgte die Eröffnung – gut 40 Jahre später konnte 2012 die umfassende, ca. 830.000 Euro teure Sanierung und Neukonzeption abgeschlossen werden.



Der Narrenschopf in Bad Dürkheim im Luftbild. Rund 830.000 Euro hat die Vereinigung Schwäbisch-Alemannischer Narrenzünfte in die Sanierung und Modernisierung ihres Museums investiert.



In der zweiten Kuppel des Narrenschopfes sind die typischen Traditionsfiguren der schwäbisch-alemannischen Fastnacht versammelt. Hoch oben sitzt eine Offenburger Hexe.

Aus insgesamt über 74 Orten in Baden-Württemberg, Bayern und der Schweiz hat die 1924 gegründete Vereinigung Schwäbisch-Alemannischer Narrenzünfte Masken und närrische Kleider gesammelt und im auf Vereinsbasis privat organisierten Fastnachtsmuseum Narrenschopf der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Ausstellungsfläche in den drei Kuppelbauten beträgt 1.100 Quadratmeter, ca. 300 Narrenfiguren werden in Lebensgröße präsentiert. Vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart reichen die durch historische Dokumente und närrische Attribute aufgelockerten Exponate.

Träger des Museums ist der Verein Narrenschopf Bad Dür rheim e.V., der 1980 auf Initiative der Stadt Bad Dür rheim und der Vereinigung Schwäbisch-Alemannischer Narrenzünfte gegründet wurde. Er hat den Zweck, die Heimatkunde, Heimatpflege und Heimatverbundenheit durch den Unterhalt, Betrieb und Ausbau des Narrenschopfes Bad Dür rheim zu fördern.

Die Umgestaltung der Dauerausstellung schlägt sich merklich in den Besucherzahlen nieder: Für das Jahr 2012 hat Museumsleiter Daniel Rollko 15.000 zahlende Gäste veranschlagt. In den Jahren zuvor hatte sich die Besucherzahl zwischen 8.000 und 11.000 eingependelt. Ein Manko war jedoch auch, dass die Besucher zwar viele Masken und Häser in der Dauerausstellung sahen, aber wenig Erklärungen bekamen, wenn sie nicht gerade eine Führung gebucht hatten.

Hochzufriedene Besucher

Zwar stehen in der neuen Dauerausstellung weniger Figuren, doch hat sich der Informationsgehalt vervielfacht. Die Mitarbeiter berichten, dass die Besucher hochzufrieden die Einrichtung verlassen, dass sie sich vor den Exponaten und Stellwänden ausgiebig fotografieren lassen und auch gerne die erläuternden Filme anschauen, beziehungsweise sich im Museumskino einen Eindruck vom Ablauf eines Narrentreffens machen.

An den Kosten für die Neukonzeption in Höhe 502.000 Euro hat sich der Schwarzwald-Baar-Kreis mit 20.000 Euro beteiligt. Unabhängig davon hat die energetische Gebäudesanie-

Narrenschopf-Impressionen: Oben Tiermasken und Scheinreiter – daran haben besonders auch die kleinen Museumsbesucher ihre Freude. Ebenso am Erinnerungsfoto als Weißnarr oder an Krachmachern wie der Rätsche (Mitte). Bei einer Führung durch den Narrenschopf erfährt man auch, wie eine Narrenmaske entsteht (unten).

rung weitere 326.000 Euro erfordert, sodass letztendlich 830.000 Euro in den Narrenschopf gesteckt wurden.

Der Präsident der Vereinigung Schwäbisch-Alemannischer Narrenzünfte, Roland Wehrle, betont, mit der Neukonzeption der Ausstellung des Fastnachtsmuseums Narrenschopf sei es gelungen, den Anspruch des Museums, die zentrale Informations- und Kommunikationsplattform der schwäbisch-alemannischen Fastnacht zu sein, nicht nur zu bestätigen, sondern eindrucksvoll auszubauen.

Eine wichtige Voraussetzung dafür war nach Ansicht von Roland Wehrle, dass es im Jahre 2008 gelungen ist, die zuvor schwierigen Besitzverhältnisse des Narrenschopfes zu ordnen. Dies sei dank der guten Zusammenarbeit mit der Stadt Bad Dür rheim und der Kur- und Bäder GmbH gelungen.

Der Präsident der Vereinigung ist sich sicher, dass das Museum einen wesentlichen Zugewinn an Attraktivität erfahren hat. Die Fastnacht werde jetzt, so Roland Wehrle, nach aktuellen musealen Kriterien präsentiert, ohne das Brauchtum zu missbrauchen. Durch den Einsatz der Medientechnik, von Filmen und Audiostationen, ist zudem eine bestmögliche, dauerhafte Vermittlung des immateriellen Kulturerbes der schwäbisch-alemannischen Fastnacht sichergestellt.

Kein Stillstand: Ausstellung wird ständig weiterentwickelt

Im Klaren sind sich die Verantwortlichen der Vereinigung Schwäbisch-Alemannischer Narrenzünfte und des Vereins Narrenschopf darüber, dass die Ausstellung in dieser Form nicht weitere 30 Jahre unverändert Bestand haben wird. Deshalb sieht man sich gefordert, die Ausstellung



permanent weiterzuentwickeln, um auch den Besuchern immer wieder neue Aspekte aufzeigen zu können und so das Interesse aufrechtzuerhalten. Das Ziel an dieser Stelle lautet für VSAN-Präsident Roland Wehrle ganz klar: „Wir wollen die museale Präsentation des Brauchtums der schwäbisch-alemannischen Fastnacht im Narrenschopf Bad Dür rheim über Generationen hinweg sicherstellen.“

Dies sei übrigens auch ganz im Sinne der Kulturstiftung der Schwäbisch-Alemannischen Fastnacht, in deren Besitz beinahe sämtliche Exponate der Ausstellung im Narrenschopf sind. Auch hier hat man durch die Neukonzeption bereits Fortschritte erzielen und mit der Zustiftung der Manfred-Merz-Stiftung aufgrund der Neugestaltung einen Grundstein für viele weitere Sachzuwendungen legen können.

Aufenthaltsdauer enorm gestiegen

Die neue Ausstellung kommt beim Publikum an, bester Beweis ist, dass die Aufenthaltsdauer der Besucher nach der Umgestaltung „enorm gestiegen“ ist, wie Daniel Rollko berichtet. Früher liefen Besucher in einer halben Stunde durch die Ausstellung, weil sie zu den ausgestellten Figuren keine oder nur wenige Informationen bekamen. Nur bei Führungen erhielten sie auch inhaltliche Informationen über das närrische Brauchtum. „Für Besucher, die mit der Fastnacht nicht viel anfangen konnten, sah jede Figur fast gleich aus“, beschreibt Daniel Rollko den Gang durch die frühere Ausstellung. Das hat sich nun geändert, der Besucher wird beim Eintreten in eine der Ausstellungskuppeln mit Narrensprüchle aus dem Lautsprecher begrüßt, die auch mal recht derb sein können („Borschtig isch die Sau“), er kann über die Fastnacht lesen, aber auch ihre Geräusche und Musik hören. Oder er wird aufgefordert, in ein Loch zu greifen und zu fühlen, was sich dahinter verbirgt, und erfährt so mehr über die Schembarthölle. Das hat zu einer Aufenthaltsdauer von mittlerweile durchschnittlich einer Stunde und fünfzehn Minuten geführt. „Wir haben Besucher, die kommen erst nach drei Stunden wieder heraus“, berichtet Daniel Rollko erfreut.

Auch heimische Figuren sind im Narrenschopf zahlreich vertreten, oben links Hansele mit Greteli aus Donaueschingen. Hoch hinaus wollen die Riedlinger Gole und der Spritzemuck aus Ehingen. Die Waldgeister haben ausgestopfte Vögel dabei, was die Kinder freut. Traditionsreich ist die Laufenburger Fastnacht mit ihren barocken Masken (Mitte rechts). Unten: Erz- und Hofnarren der schwäbisch-alemannischen Fastnacht.

Es macht richtig Spaß, sich durch das Museum zu bewegen, närrisches Accessoire kann befühlt und ausprobiert werden: der Säbel der Weißnarren, die Streckschere, mit der die Häs-träger die Hüte von Zuschauern vom Kopf ziehen, der Fuchsschwanz, der im Mittelalter für Falschheit und Heuchelei stand, die Rollen oder Schellen, Saublodere und Spiegel.

Fastnacht – das Miteinander der Generationen

Dass Fastnacht nicht nur etwas Historisches ist, erfährt der Besucher an einer Informationstafel, die ihr bescheinigt, sozial und integrativ zu wirken und das Miteinander der Generationen und sozialen Gruppen zu fördern. Wer über seine eigenen Fastnachtserlebnisse nachdenkt, wird leicht nachvollziehen können, was dort schwarz auf weiß steht: Fastnacht schafft Freude und Freundschaften durch Begegnung in einer offenen Gesellschaft, die niemanden ausgrenzt.

Doch selbst altgediente Narren staunen zunächst, wenn sie in einem Ausstellungsbeitrag lesen, dass die „freie“ oder „wilde Fastnacht“ ein „fester Bestandteil“ des Brauchtums ist und die Zünfte aufgefordert sind, die freien Elemente wie bunte Gruppen, Scherbelgruppen und Initiativen, die örtliche Fastnacht betreiben, zu fördern. Fastnacht ist eben Vielfalt.

Natürlich fehlen auch die Grundlagen nicht, denn wer sich im Narrenschopf über die Fastnacht informieren will, möchte auch wissen, wo und wann die Narren in unserer Geschichte auftauchen. Ebenso, dass um 1400 all jene als Narren galten, die ein abweichendes Verhalten zeigten oder körperliche Eigenheiten wie Entstellungen hatten. Oder, dass der Ursprung



der Fastnacht im christlichen Jahreslauf zu sehen ist, als ein Schwellenfest vor der Fastenzeit: Fastnacht als die Nacht vor dem Fasten. Mittelalterliche Bibelillustratoren bezogen sich auf den Psalm 52 „Der Narr sprach in seinem Herzen: Es gibt keinen Gott“ und zeichneten eine Figur mit Narrenkappe und Zepter.

Ab dem 15. Jahrhundert halten Verkleidungen in der Fastnacht Einzug, das Volk geht als Teufel, Wilder Mann, Zigeuner oder als alte Weiber auf die Straße, Frauen ziehen Männerkleider an. Hervorragend bildlich umgesetzt wird in der Ausstellung, wie im 18. Jahrhundert der Einfluss der Commedia dell'Arte hinzukommt und wie im 19. Jahrhundert der Karneval nach Süddeutschland hereindringt und die Fastnacht verändert, zu dem man heute Distanz hält.

14 thematische Ausstellungsstationen

Von den früher 403 ausgestellten Figuren fielen einige weg. Die frühere Ordnung, in der die Häser oder Kleidle nach Fastnachtslandschaften und Zünften aufgestellt waren, ist im Fastnachtsmuseum aufgelöst. Heute gibt es einen nachgestellten Umzug im dritten Schopfbau, ein „kleines Narrentreffen“ direkt neben dem Café. Zu sehen sind 77 Figuren quer durch die süddeutschen, schweizerischen und österreichischen Fastnachtslandschaften. Filme und Tonsequenzen ergänzen die Szenerie.

Alles Weitere über die Fastnacht erfährt man schließlich an 14 thematischen Ausstellungsstationen, die nach modernen museumspädagogischen Grundsätzen gestaltet sind. Figuren, die in jeder Fastnachtshochburg gleich aussehen, ob Bad Dürkheim oder Wolfach, etwa die Hemdglonker, wurden deshalb einfach bis auf einige wenige exemplarische



Eine einmalig-kostbare Bereicherung des Narrenschopfes ist die Maskensammlung des Villingener Maskenschnitzers Manfred Merz. Links oben: Eine der ältesten und schönsten Fastnachtsmasken überhaupt ist die Narromaske von Johann Schupp, entstanden zur Zeit des Frühbarocks um 1680. Unten: Maske von Dominikus Ackermann Ölmüller, Klassizismus, um 1820.

Beispiele herausgenommen. Auch Narrenrats- und Zunftmeisterfiguren fielen der besseren Darstellung zum Opfer sowie Kinderhäser, die den Erwachsenenhäsern ähnelten.

Auch den dicken Wuescht, den stolzen Narro und die schöne Villingerin der Narrozunft Villingen präsentiert der Narrenschopf würdevoll, obwohl die Zunft 1955 aufgrund persönlicher Querelen aus dem Bündnis austrat. Immerhin waren es die Villingener Zunftmeister Benjamin Grüninger und Albert Fischer, die 1924 Deutschlands ältesten Narrenverband gründeten und zugleich als Präsidenten der Schwäbisch-Alemannischen Narrenvereinigung wirkten.

Nicht von ungefähr besitzt der Narrenschopf somit heute einen „Villingener Schatz“: Die Masken der Sammlung Manfred Merz, darunter eine frühbarocke Scheme aus der Hand von Johannes Schupp, werden eindrucksvoll hinter Panzerglas gezeigt. Sie wurden dem Museum im Rahmen einer Stiftung zugeführt und gehören mit zu dem Kostbarsten, was die schwäbisch-alemannische Fastnacht an musealen Objekten zu bieten hat.

Die Themenvielfalt im Narrenschopf ist groß. Es wird die Geschichte der Fastnacht und die Entstehung der VSAN behandelt. Weiter geht man der Frage nach: „Was ist Fastnacht?“ Es gibt einen





Stauender Jungnarr: Der Villingener Maskenschatz von Manfred Merz.

Ausstellungsbeitrag über „Wilde und Mohren“, Maskierungen, Tierfiguren, Holzmasken oder Fastnacht in Europa und Bildhauerei. Beim Beitrag „Frauen in der Fastnacht“ geht es um Hexen und weibliche Narrenfiguren. Den Weißnarren und den Narrenbütteln sind eigene Wände gewidmet.

Fastnacht hat europäische Dimensionen

Über die europäische Dimension klärt ein Film in einer hellen Kabine auf, dazu Informationen an den Wänden. Die schwäbisch-alemannische Fastnacht ist kein Einzelphänomen: Auch in anderen Regionen gibt es Fastnachtsbräuche, etwa in Tirol, im Salzkammergut, Oberbayern, im Odenwald, an der Rhön, im wallonischen Teil Belgiens, Ungarn, Bulgarien, Slowenien, Frankreich, Italien oder Sardinien. Hier findet man bis heute Figuren, Tänze, Masken und Umzüge, die in identischer Form auch im schwäbisch-alemannischen Raum existieren.

Und gerade weil in früheren Jahrhunderten exotische Einflüsse aus anderen Ländern aufgenommen wurden, welche die Pracht und Farbigkeit der Feste ausmachten, avancierte die Fastnacht nach Ansicht der Ausstellungsmacher „zu einem Bekenntnis für Weltoffenheit und Toleranz“.

Nicht vergessen darf man, dass der Narrenschopf auch ein Ort der Forschung ist und das zentrale Archiv der Vereinigung Schwäbisch-Alemannischer Narrenzünfte enthält. Der Archivar der Vereinigung ist Günther Camill Jerg, er ist Volkskundler, Volkswirt und Grafologe und hat die Systematik des Archivs aufgebaut.

Hans-Jürgen Eisenmann

Geöffnet ist der Narrenschopf

dienstags - samstags von 14.00 - 17.30 Uhr und an Sonn- und Feiertagen von 10.00 - 17.30 Uhr

Das Café ist geöffnet

dienstags - sonntags von 13.00 - 18.00 Uhr

Lore Will – Schmuck und Kunst

Die Goldschmiedin aus Königfeld hat sich auch als Malerin einen Namen gemacht



Sein Vorschlag zur Berufswahl sollte eine der wenigen Prognosen enthalten, bei denen Lore Wills Vater nicht recht behalten würde. „Lerne Uhrmacher!“, hatte er ihr vor ungefähr 40 Jahren geraten. „Uhren werden immer gebraucht, also ist Uhrmacher ein krisensicherer Beruf.“ Das Handwerk der Goldschmiedekunst hingegen, von dem die Tochter träumte, hielt er für wenig zukunftstauglich, da es sich auf das Bedürfnis nach einem Luxusgut stützte, das sich die Menschen in Not-

zeiten nicht würden leisten können. „Es kam genau andersherum“, stellt die Königsfelder Goldschmiedin und Künstlerin schmunzelnd fest.

Der Kollaps der Schwarzwälder Uhrenindustrie in den 1980er Jahren verursachte Firmensterben und Massenentlassungen, während sich das Fertigen kostbarer Unikate aus hochwertigem Gold und Silber für Lore Will zur stabilen Existenzgrundlage entwickelte. Außerdem genießt sie seit Jahrzehnten einen hervorragenden Ruf in der lokalen und überregionalen Kunstszene. Durchgängiges Motiv in den großformatigen Gemälden sind Landschaften und Horizonte, vor die sie in der aktuellen Schaffensphase erstmals menschliche Gestalten platziert.

Lore Will ist gebürtige Königsfelderin, aufgewachsen in einer Großfamilie mit sechs Schwestern und einem Bruder; die Eltern betrieben eine Landwirtschaft mitten im Ort an der Friedrichstraße, die sich mit dem touristischen Aufschwung in Königfeld zum Fuhr- und Reiseunternehmen wandelte. Die Kombination aus bäuerlicher Bodenständigkeit und enger Naturverbundenheit mit Reiselust und Weltoffenheit sollte auch die Persönlichkeit der



Armband, Ohrringe und Brosch-Anhänger mit Brillanten in 750/000 Gold

Lore Will

„Marokko Markt“, 2009, 100 x 70 cm, Dispersion auf Hartfaserplatte



Heranwachsenden prägen. Hatte sie zunächst mit einer Ausbildung zur Schreinerin oder Technischen Zeichnerin geliebäugelt, fokussierte sich ihr Berufswunsch auf Goldschmiedin, nachdem sie der Königsfelder Goldschmiedin und Puppenmacherin Sigrid Meyer intensiv über die Schulter geguckt hatte. Bei einem Schulausflug nach Freiburg lief sie spontan in ein Schmuckgeschäft, dessen Auslagen ihr gefallen hatten. „Braucht ihr einen Lehrling?“, habe sie mutig gefragt – und wurde angenommen.

Als Goldschmiedin in Südafrika und Annäherung an die Malerei

Nach der Ausbildung packte sie das Fernweh. Lore Will zog zunächst in die Hafenstadt Hamburg, beantragte bald die Immigration nach Südafrika, wo sie bei entfernten Verwandten eine erste Anlaufstelle haben würde. Fünf Jahre lang lebte sie in Südafrika, arbeitete als Goldschmiedin, wurde auch mit dem Rassismus und vielen weiteren sozialen Gesellschaftsproblemen konfrontiert, machte überhaupt extreme und existenziell bedeutsame Erfahrungen. Das galt insbesondere für ihre abenteuerliche, einjährige Reise mit dem VW-Bus durch den schwarzen Kontinent; später sollte Indien ein vorübergehendes Traumziel werden.

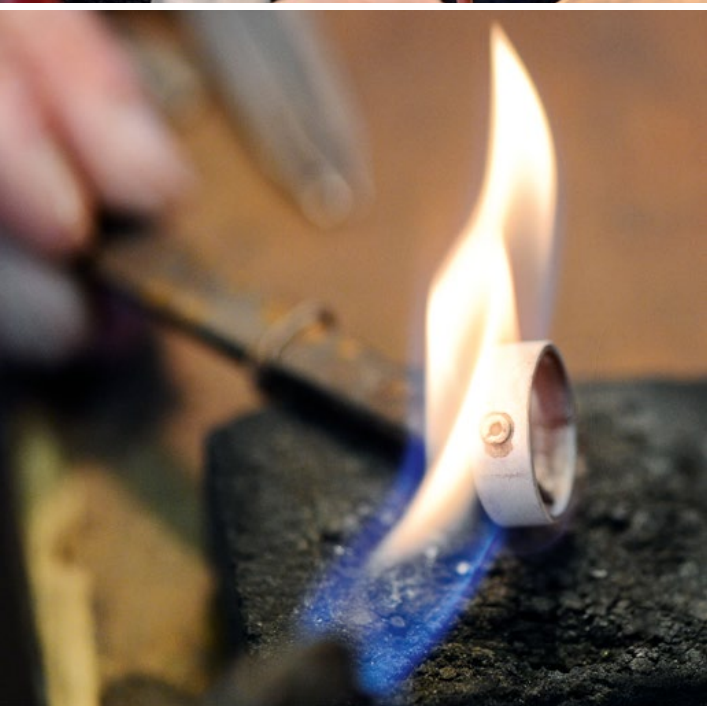
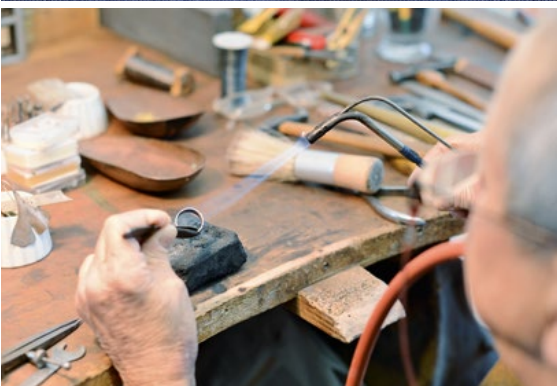
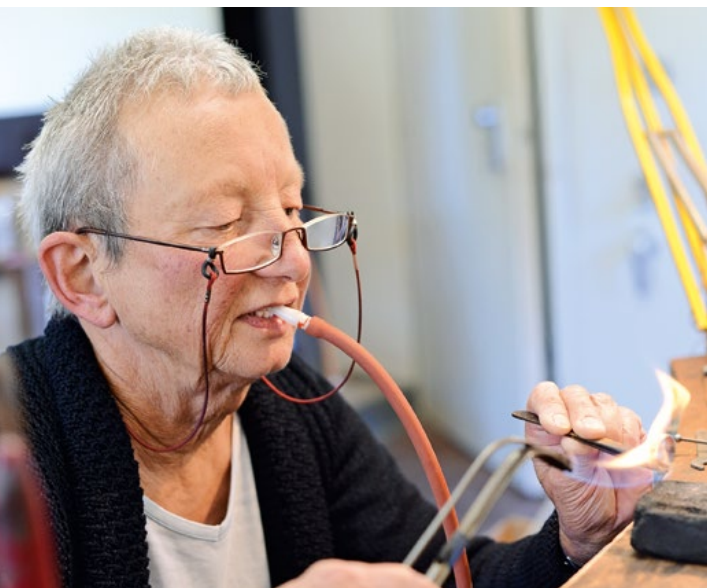
1972 kehrte sie in ihren Heimatort zurück, hatte anfangs Mühe, wieder Fuß zu fassen, baute vielleicht gerade deshalb mit ihrer Schwester Veronika ein Haus. Den Lebensunterhalt bestritt sie mit Schichtarbeit in der Fabrik von Binder-Magnete in Villingen. Als das Haus fertig war, erwachte wieder der Unruhe-Geist in Lore Will. „Ich wollte frei arbeiten, nicht funktional, und ich wollte Neues lernen.“

Sie zog ein zweites Mal nach Hamburg und arbeitete wieder als Goldschmiedin. „Nebenher“ und doch im Zentrum der persönlichen Aufmerksamkeit besuchte sie Kurse für Portrait- und Aktmalerei, nahm an mehrtägigen Exkursionen zu Landschaftsmalerei teil, verschlang kunsthistorische Bücher und ließ sich auf lehrreiche Begegnungen mit Künstlern ein, die in einem U-Bahn-Bogen eine Bildhauer-Werkstatt eingerichtet hatten. 31-jährig bewarb sie sich mit einer Arbeitsmappe an der Kunstakademie Hamburg. „Machen Sie einfach weiter!“, habe die ermunternde Auskunft gelautet. Das tat Lore Will. Sie mietete sich in einem Atelier ein, widmete sich der freien Kunst, entwarf ihre ersten Glas-Wasser-Objekte, experimentierte mit Holz und anderen Materialien, doch die Malerei blieb im Zentrum.

Angekommen in Königsfeld, die eigene Werkstatt entsteht

1984 verspürte sie das Bedürfnis nach mehr Struktur in der Kunst und in ihrem Leben und kehrte nach Königsfeld zurück. Zunächst arbeitete sie in der Goldschmiede Schilling in Villingen und machte sich 1988 selbstständig – inzwischen 52 Jahre alt. Lore Will, die Rastlose, Suchende und Reisende, war angekommen in einer für sie adäquaten Lebens- und Schaffensform. Sie war in das Haus gezogen, das die mittlerweile verstorbenen Eltern an der Buchenberger Straße gebaut hatten, richtete sich im Keller eine Goldschmiedewerkstatt ein, im Erdgeschoss ein Atelier mit unverstelltem Blick in die freie Landschaft. Reduktion auf das Wesentliche, auf elementare Formen und Fragen ist der rote Faden, der sich bis heute durch ihr handwerklich-künstlerisches Schaffen in den verschiedenen

Bilder rechts, v. oben links: Diverse Ketten in 750/000 Gold – um Kontraste zu erzeugen mit oxidierten Silbergliedern. Oben rechts: „Heckenrose“ Collier und Ohrstecker in 925/000 Silber. Lore Will beim Löten in der Werkstatt. Mitte rechts und unten rechts: Ringe in 925/000 Silber mit Chrysoptas-kugeln sowie Ring in 750/000 Gold mit wunderschönem Rubelith.





„Garten“, 1999,
vier Platten
variabel,
15 x 15 cm,
Linoldruck auf
Seidenpapier

Metiers zieht, zu denen früher auch experimentelle Druckgrafiken gehörten. Die Vorstellung faszinierte sie, im Wortsinn „Ein-Drücke“ übereinander zu lagern („wie das im wahren Leben ja so oft passiert“).

Sie überdruckte Motive von Alltagsgegenständen wie Tisch und Stuhl mit mehreren Druckstöcken im Quadrat.

Das bleibt für Lore Will zeitlebens ein geometrisches Faszinosum, das in Gestalt des Zinzendorfplat-

zes auch symbolkräftige Mitte des Königsfelder Ortskerns ist und dem Künstlerzirkel zu seinem Namen verholfen hat.

Eine begeisterte Stammkundschaft erobert

Die heute 67-Jährige hat es geschafft, mit ihren eigenwilligen, schlichten und zugleich auffälligen Schmuckstücken aus Silber und Gold, Perlen und Steinen eine begeisterte Stammkundschaft zu erobern. Die trägt den Namen der Goldschmiedin weiter, mehr Werbung braucht sie nicht. Ein Blick in ihre Schatzkammer gibt eine wundersame Welt purer Ästhetik preis und offenbart unterschiedliche Phasen des Schaffens. Eine kleine Serie mit Silberringen und Chrysoprasperlen verrät die Auseinandersetzung mit der Gestaltung von Quadraten. Sie werden symmetrisch in der Mitte aufgebrochen und erhalten durch von Hand aufgezo-



genue Spannung und Tiefe. Lore Will verwendet stets nur das hochwertigste Silber und Gold, das ausschließlich matt präsentiert wird. „Das Material als solches soll wirken“, begründet die Goldschmiedin den sinnlichen Purismus. Sanft schimmert das Silber, warm und geheimnisvoll reflektieren die großzügigen Flächen eines Armbands aus 18-karätigem Gold das Licht der Sonne. „Poliert sähe das protzig aus.“ Alle Arbeiten sind Unikate, entstanden aus der Eingebung des Augenblicks, die nicht wiederholbar ist, kein Schmuckstück wird kopiert. Gleichwohl lässt sich ein beständiger Fluss der Gedanken ausmachen, etwa bei den variablen „Brosch-Anhängern“ mit Brillanten in der

Seerose, Collier
und Ohrring,
925/000 Silber,
oxidiert



*Diverse Brosch-
Anhänger
und Ringe in
750/000 Gold
und 925/000
Silber.*

Mitte, die als Brosche und ebenso als edler Anhänger an einem Halsreif getragen werden können. Ein wieder eigener Schwerpunkt sind Ketten aus Gold und geschwärztem Silber, deren handgefertigte Glieder in reizvollem Kontrast miteinander harmonieren.

Eine Zeit lang ließ sich Lore Will in ihren Design-Ideen unmittelbar von der Natur inspirieren, kombinierte geometrische Grundformen mit filigranen Blüten und Blättern; in einem kleinen Ensemble mit „Sepia-Ringen“ verwendete sie Abgüsse von getrocknetem Tintenfisch-Gerippe zur verblüffend strukturierten Gestaltung der runden Oberfläche. Eine wieder eigene Assoziationskette setzte der Jugendstil in Gang, dem Spaziergänger in Königsfeld auf Schritt und Tritt architektonisch begegnen.

Lore Will verarbeitete die Idee vom dekorativ geschwungenen Brückenschlag zwischen Natur und Funktion zu fein ziselierten Silbercolliers, die dem Wuchs von See- oder Heckenrose nachempfunden sind.



„Ich bin Handwerker und muss mich nicht herausputzen“

Zurzeit sind große, breite Ringe mit ungewöhnlichen Formen ein Thema. Trotz ihres spektakulären Aussehens sind sie überraschend bequem, verblüffend mit einem floralen Motiv oder mit einem zentrierten Muster, das sich als Gesicht zu erkennen gibt. Selbst trägt Lore Will übrigens keinen Schmuck, sie betrachtet ihn lieber an anderen:

„Ich bin Handwerker und muss mich nicht herausputzen“, sagt sie burschikos.

Die spannende Gestaltung einer spannungsarmen Fläche ist auch die konstante Herausforderung in der Malerei, dem zweiten kreativen Standbein der Königsfelderin. In Hamburg haben sie meditative Betrachtungen von linearen Horizonten inspiriert, im Schwarzwald wird der reale Blick vom Golfplatz oder der Schwäbischen Alb begrenzt. Mit breitem Pinsel und farbiger Strich-Dynamik entstehen abstrakte Landschaften mit abstraktem Himmel, entscheidend sind die hoch gelegten Horizonte, vor die Lore Will neuerdings Menschen einbaut. Es sind keine individuellen Männer und Frauen, sondern hochgewachsene Gestalten in einem marokkanischen Markt. Diese selbst oft erlebte Kulisse hat die Künstlerin deshalb für ihre neuen Horizonte gewählt, weil die arabischen Basare bunter sind als ein Markt hierzulande, und die Männer lange, bunte Gewänder und Turbane tragen, die sich trefflich zur statuarischen Inszenierung eignen.

Im Pendel zwischen Goldschmiedewerkstatt und Atelier hat Lore Will ihre kreative Balance gefunden, in Königfeld das ideale Umfeld. Sie engagiert sich gern im örtlichen Künstler-Kreis Quadrat und im Kunstverein Villingen-Schwenningen, liebt den Kontakt zu Kolleginnen und Kollegen auch in größerem Radius, die immer wieder zu Ausstellungen in den Kultur-Ort geladen werden. Sie selbst gestaltet seit 1980 kontinuierlich Einzelausstellungen und ist an Gruppenausstellungen beteiligt.

Christina Nack

„Stühle im Garten“, eine Platte gedreht, 1996, 32 x 32 cm, Linoldruck auf Seidenpapier

Rechte Seite, oben: „Spielplatz“, 2007, 70 x 100 cm, Dispersion auf Hartfaserplatte

Unten links: „Horizont Winter“, 2005, 100 x 100 cm, Dispersion auf Hartfaserplatte

Unten rechts: „Alpen 1“, 2012, 90 x 80 cm, Acryl auf Hartfaserplatte



Ringe in 925/000 Silber, oxidiert mit gegossenen Sepiateilen



Ariane Faller und Mateusz Budasz – Reflexionen in und mit dem Raum

Die jungen Furtwanger Künstler erfreuen sich eines großartigen Renommees

Es gibt in der zeitgenössischen Kunst eine Vielzahl von Zugängen zu den Werken, die zudem keine vorformulierten Antworten liefern – sie stellen vielmehr bestenfalls etwas infrage. Und wenn Künstler wie das Ehepaar Ariane Faller und Mateusz Budasz im Doppelpack auftreten, dann ist das Tor für das Feld der Kunst besonders weit geöffnet. Sie wollen zur Reflexion in und mit dem Raum anregen und sagen über ihr Schaffen: „Insbesondere die Auseinandersetzung und das Hinterfragen der Grenzen zwischen eindeutigen Zuordnungen und Definitionen von Malerei, Zeichnung, Plastik und Objekt interessieren uns. Ebenso die Thematisierung unterschiedlichster Räume und Umgebungssituationen durch ortsbezogene Installationen.“

Das Angebot der unterschiedlichen Wirklichkeits- und Erinnerungsbezüge bietet den in Furtwangen lebenden und arbeitenden Künstlern eine Plattform, in der mehr möglich werden kann, als angeboten wird. Dies ist ein künstlerischer Prozess, dessen Rezeption – und dies eben nicht aus der Sicht der Künstler – weniger auf einer spontanen als vielmehr auf einer reflektierenden, optionalen Sichtweise fußt. Dies schließt eine emotionale Anbindung nicht aus, doch werden bei diesem Prozess unterschiedliche kulturelle und persönliche Erinnerungsebenen derart komplex miteinander verbunden und aufeinander bezogen, dass ein Interesse an solchen Codes, ein Wissen um solche Bezüge – bewusst oder unbewusst – eine wesentliche Rolle für das Verstehen bildet.

Rechte Seite:

Gown,

2005 - 2010,

Ölfarbe, Lack,

Gouache, Papp-

kiste, diverse

Hölzer und

Platten,

163 x 151 x 49 cm



*Ariane Faller
und Mateusz
Budasz*



Faller-Budaszs Arbeiten haben die volle Wirklichkeit von Gebilden – und sie geben ihnen das Gewicht und Tatsächlichkeit der Dinge, die um uns sind. Sie schaffen Konzentration und Ruhe, obwohl sich Form und Materialität aus teilweise heterogenen Fundstücken aufbauen und das Zusammenfügen der einzelnen Elemente immer einsehbar bleibt. So könnte man sich diesen Arbeiten auch über das Gegensatzpaar „Transparenz und Dichte“ nähern. Transparenz in der Offenlegung der künstlerischen Technik in gleichzeitiger dichter Konzentration auf eine Deutung des Bildgeschehens. Da kommt es auf die Struktur an, auf die Ordnung, die die Farben auf der ebenen Fläche einnehmen. Das Erzählerische eines Bildes, einer Skulptur, so inhaltslos sie auch erscheinen mag, ergibt sich aus einer ganz bestimmten Ordnung von Formen, Flächen und Farben, die das Abbildhafte erst hervorbringt. Jede gegenstandslose Arbeit, in dieser Kategorie muss man die Material-Collagen bei diesem Zugang einfach sehen, wäre überdies ein Lehrstück über Malerei, Skulptur, Installation und ihre Möglichkeiten.

Ambivalentes Grenzgängertum ist angesagt, das sich durch das ganze, gemeinsam entwickelte Werk zieht. Faller und Budasz schaffen sich zwar dreidimensionale Realitäten aus den Versatzstücken ihrer jeweils individuellen Kunstproduktion, sind aber weniger Schöpfer von vollplastischer Volumina, sondern beziehen den Umgebungsraum immer mit ein. Monochrome Farbflächen, Säge- und Schleifzeichnungen verweisen unmittelbar auf den Kontext der Malerei, Fremdkörper und bearbeitete Holzplatten und Holzpaletten öffnen die faktische, räumliche Gesamtpräsenz hin zu immateriellen Zonen.

Immer neue Perspektiven

Auch wenn die künstlerische Intention vermutlich eine andere ist, so schafft man sich den Zugang zu dem komplexen Kunstkosmos am besten über den Seitenpfad der Neuen Musik. Analog zur Kunstform der Neuen Musik, wo das Wahrnehmen von Klang und Klangereignis in einem Raum im Vordergrund steht, werden die Farbtöne, das Zusammenspiel der Farben und Formen unter Ausblendung der Suche nach einem Ausdruck, einer Aussage zum Ereignis. Zu einem im Hier und Jetzt stattfindenden Erlebnis, dessen Teil man ist. Denn der Betrachter, und das ist tatsächlich die Absicht der Künstler, steht mittendrin in seiner Kunstwelt, die zugleich auch immer seine persönliche Lebenswelt ist. Der stetige Standortwechsel, die sich verändernden Lichtverhältnisse lassen den Betrachter als weiteren Protagonisten der installativen Arbeiten das Werk aus immer neuen Perspektiven erfahren. Ähnlich wie die Neue Musik experimentieren Faller und Budasz frei mit Raum- und Zeitbezügen. Konkrete fassbare Motive wie Tischböcke, Paletten, Räder, Strickgarne bilden nur den Hintergrund für einen Kosmos, in dem die Fantasie des Betrachters agieren muss. Es sind die auch in der Musik verortbaren Assoziationen, die man in Faller-Budaszs Werk wiederfindet: Kalibrierung und Toleranz, Ausschneiden aus dem persönlichen Werk und Einfügen in den Gesamtkontext.

Dass dies aus Betrachterperspektive einwandfrei funktioniert, dafür bilden die beiden Künstler die bei solchen Konstellationen nicht selbstverständliche Grundlage. Privat wie künstlerisch ist das Ehepaar ein eingeschweißtes Team. Die Erziehung der 2011 geborenen Tochter Liv wird gemeinsam übernommen, der zusätzliche Broterwerb wird ebenfalls gemeinsam bestritten. Dabei sind diese Tätigkeiten die ideale Ergänzung zu der eigenen künstlerischen Praxis.

Vehikel (Dresscode), 2010, Kulturtage Waldkirch

Pigment, Leinöl, Ölfarbe, Oilstick, Lack, Dispersionsfarbe, Acrylbinder, Gouache, Garn, Pappkisten, Holzrahmen, Winkelschleiferzeichnung in Span-, MDF- und Hartfaserplatten, Kleiderständer

Syntax, 2009, „Linked At Random“, Kunsthau L6, Freiburg

Pigment, Leinöl, Ölfarbe, Oilstick, Grafitstift, Lack, Dispersionsfarbe, Acrylbinder, Gouache, Pappkisten, Winkelschleiferzeichnung, Span- und MDF-Platten, Teppiche



Bereits bei Mai-Ausstellungen des Deutschen Gewerkschaftsbundes, „Beruf und Freizeit“ fielen in Furtwangen die farbenfrohen Bilder der jungen Künstlerin Ariane Faller auf. Sie besuchte zu dieser Zeit noch die Schule. Ihr Weg führte sie nach dem Abitur 1997 an die Außenstelle der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe in Freiburg, wo sie bis 2003 bei Prof. Silvia Bächli, Prof. Ernst Caramelle und Prof. Günter Umberg studierte. Noch vor Abschluss des Studiums erhielt Ariane Faller 2002 den Kulturpreis des Schwarzwald-Baar-Kreises für Bildende Kunst.

An der Akademie lernte sie auch ihren Ehemann Mateusz Budasz kennen. Er studierte bei Pia Fries und Prof. Leni Hoffmann, war 2006/07 Meisterschüler von Prof. Leni Hoffmann. Mateusz Budasz wurde 1979 in Poznan geboren und kam 1987 mit seiner Mutter und seinem Bruder nach Bonn. Das Künstlerpaar entdeckte ein gemeinsames Interessensfeld – den Raum. Bei studentischen Ausstellungen in Karlsruhe präsentierten sie erstmals gemeinsame Arbeiten.

Gemeinsames Atelier mit klarer Aufteilung

Ariane Faller zeichnet sich seit 2006 als Kuratorin für das anspruchsvolle Ausstellungsprogramm des Hüfingers Stadtmuseums verantwortlich. Ihr Ehemann ist der kreative Part des Projektes „mittendrin“. Mit diesem Projekt fördert der Landkreis Schwarzwald-Baar die Einbindung von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung in reguläre Freizeitangebote. Das selbstverständliche Miteinander von Kindern mit und ohne Behinderung steht dabei im Vordergrund. Mit dem Projekt soll der dafür grundlegende Gedanke der Inklusion in der Gesellschaft verbreitet werden. Gemeinsam sind Ariane Faller und Mateusz Budasz temporär als Dozenten bei den Volkshochschulen der Region und der Kunst- und Musikschule der Stadt Donaueschingen anzutreffen.

Auch die Gestaltung gedruckter und digitaler Medien, insbesondere von Karten, Plakaten und Katalogen für Kulturinstitutionen und Künstlerkollegen, ist ein Teil der Zusammenarbeit von Faller und Budasz. Da gibt es keine Berührungsängste, so wie auch im Atelier, das sie gemeinsam nutzen, wengleich mit klaren Regeln und Aufteilung. Das Längsgebälk der Etage gliedert die Arbeitsbereiche exakt. Links befindet sich das Mal- und Strickatelier von Ariane Faller und ihr Depot an Pappkisten, Bildträgern für die monochromen Farbflächen, die oft aus mit Leinöl verflüssigtem Pigment und Ölfarbe bestehen, gestrickt oder gemalt sein können. Und dann gibt es noch in dieser Farbinsel die vielen Gläser mit den Farbmischungen.

Auf der anderen Hälfte befindet sich das Refugium von Mateusz Budasz. Auf den ersten Blick scheint es aufgeräumter, strukturierter, farbloser als das vermeintliche kreative Chaos des angrenzenden Bereichs von Ariane Faller. Die Gründe dafür sind rasch ersichtlich: in Budaszs Teil des Ateliers werden die Zeichnungen hergestellt. Dies geschieht nicht im traditionellen Sinne. Die oftmals zuvor mit Farbe behandelten MDF-, Span- und Hartfaserplatten werden mit der Säge, der Fräse und dem Winkelschleifer präzise bezeichnet.

Die Atelierbereiche sind zwar räumlich getrennt, aber den gemeinsamen Auftritt geht das Künstler-Duo beeindruckend konform. Und so kommt das gemeinsame Statement nicht überraschend: „Ein wesentlicher Bestandteil unserer jeweiligen künstlerischen Tätigkeit ist die intensive Auseinandersetzung mit der

Hybrid, 2011

Ölfarbe, Gouache, Pappkiste, Fotografie, 42 x 152,5 x 215 cm

*Mitte links:
petits fours,
2007,
Ariane Faller*

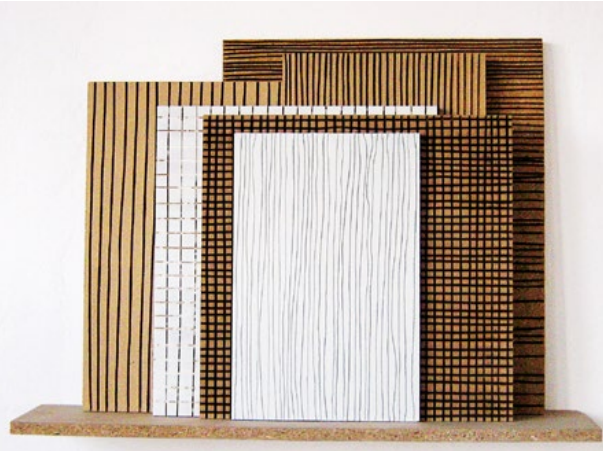
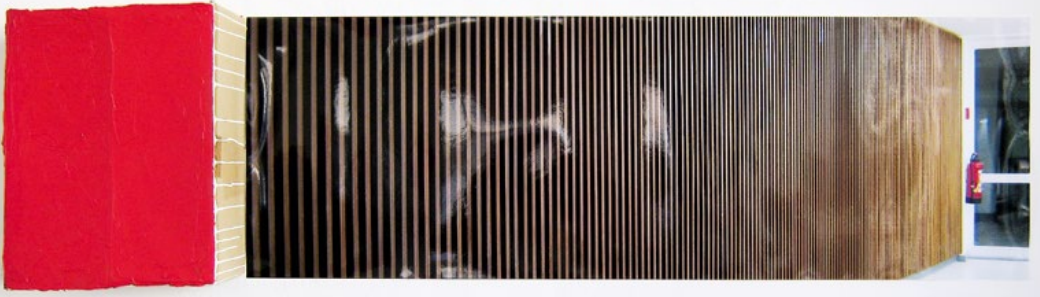
Pigment, Leinöl, Ölfarbe, Acrylbinder, Gouache, Scoubidou-Bänder, Pappkisten, je 10,5 x 10 x 8,5 cm

*Mitte rechts:
Ohne Titel (temporäre Komposition), 2006,
Mateusz Budasz*

Bleistift-, Handkreissägen-, Winkelschleiferzeichnungen, Lack, Dispersionsfarbe, Span- und MDF-Platten

*Veihikel, 2011
Donaueschinger Regionale*

Pigment, Leinöl, Ölfarbe, Lack, Dispersionsfarbe, Acrylbinder, Gouache, Garn, Pappkisten, Holzrahmen, Holzpaletten



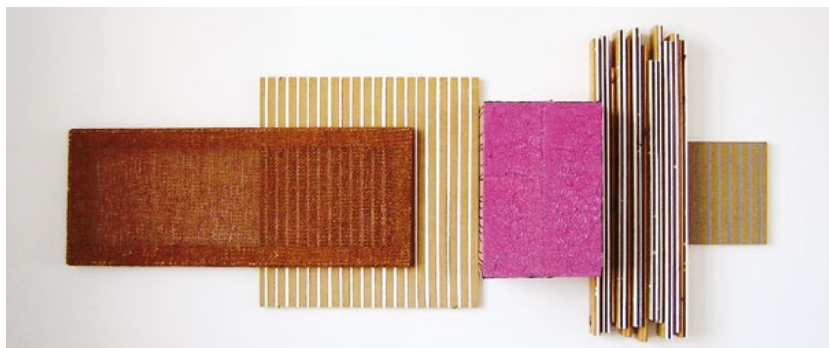
Arbeit des Anderen“. Die gemeinsame Nutzung des Ateliers ist zwar nur „eine formelle Angelegenheit“, die aber zum unmittelbaren kreativen Austausch anregt. Das Paar diskutiert auf Augenhöhe kunsthistorische und theoretische Zusammenhänge. Ein Dialog im wörtlichen Sinne, aber auch im bildnerischen. Die hauptsächlichsten Ausgangspunkte ihrer Interaktionen sind die zwei, zunächst unabhängigen, bildnerischen Systeme, die sie auf unterschiedliche Weise miteinander verknüpfen.

Wandinstallation „Symbiont“ im Berliner Ministerium

Aus der parallelen Arbeit entstehen gemeinsame Kompositionen und Installationen, in denen beide Vorgehensweisen aufeinandertreffen und zu neuen, erneut dekonstruierbaren Arbeiten zusammenwachsen, wie beispielsweise innerhalb ihrer „Symbionten“. Ein Exemplar aus dieser Werkserie hat im Dezember 2011 seinen Platz im Rahmen des Ankaufverfahrens „Junge Kunst“ im neuen Dienstsitz des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit in Berlin gefunden. Das Werk aus Pigment, Leinöl, Ölfarbe, Acrylbinder, einer Pappkiste, Garn, MDF-Platten und Holz lässt sich zwar in den einzelnen Bildelementen auf den jeweiligen Autor zurückverfolgen, aber entfaltet erst in der Spannung der monochromen Farbflächen zu den grafischen, skulpturalen Bestandteilen seine volle Wirkung. Wenn wie bei den „Hybriden“ u.a. Fotografien der eigenen Haare mit in das Bildgeschehen kommen, dann hat sich die Zusammenarbeit zum Selbstläufer wie bei den „Vehikeln“ entwickelt.

Ein besonders eindrucksvolles Exemplar aus diesem aktuellen Zweig der gemeinsamen Arbeit war im Frühjahr 2012 bei der Ausstellung „Schichtungen – Spielarten der Raumbefragung“ im Foyer des Kreishauses zu erleben. Das Vehikel bestehend aus Holzklappböcken, monochrom bemalten und beschichteten Kästen und fotografischen Versatzstücken der realen Landschaft eroberte sich tatsächlich den Umgebungsraum. Was in der Ausstellung im Landratsamt in idealtypischer Weise demonstriert wurde, funktioniert aber auch bei eher statischen Arbeiten, wie bei dem aus Paletten und bemalten Kisten bestehendem „Vehikel“, das anlässlich der Regionale 2011 in den Donaueschinger Donauhallen gezeigt wurde. Die ständige Befragung des architektonischen Raums nach seinen bildnerischen Eigenschaften bringt die Arbeiten von Ariane Faller und Mateusz Budasz auf einen gemeinsamen Nenner, bei dem das jeweilige Einzelbild, ob es nun farbig monochrom oder grafisch geschichtet entworfen wird, stets der Ausgangspunkt bleibt.

Stefan Simon



*Vehikel, 2012,
„Schichtungen –
Spielarten der
Raumbefragung“, Land-
ratsamt Villin-
gen-Schwen-
ningen*

*Pigment, Leinöl,
Ölfarbe, Lack,
Dispersionsfar-
be, Acrylbinder,
Gouache, Garn,
Pappkisten,
Holzrahmen,
Fotografien,
Holzklappböcke*

*Links:
Symbiont, 2011*

*Ankauf durch
das Bundesamt
für Bauwesen
und Raumord-
nung für das
Bundesumwelt-
ministerium
(BMU) in Berlin.*



Versteinertes Leben – Auf Fossilien-suche im Schwarzwald-Baar-Kreis

Erdgeschichten aus dem Schwarzwald-Baar-Kreis

Wer die Begeisterung und eine gute Spürnase hat, kann im Schwarzwald-Baar-Kreis viele Versteinerungen vorzeitlicher Organismen finden. Meist sind es Überreste von Meerestieren wie Schalen oder deren Abdrücke; seltener sind versteinerte Pflanzen. Solche Versteinerungen werden als Fossilien bezeichnet und sind begehrte Fundstücke. Wie und wo man sie findet, wird hier beschrieben.

In manchen Zeitabschnitten der Erdgeschichte waren in Süddeutschland sowohl die Lebensbedingungen im Meer als auch die Erhaltungsbedingungen in den Ablagerungen günstiger als in anderen. Entsprechend findet man in manchen Gesteinsschichten relativ häufig Fossilien, in anderen dagegen so gut wie gar keine. Fossilhaltige Meeresablagerungen gibt es im Schwarzwald-Baar-Kreis z.B.

südlich von Villingen oder in der Ostbaar. Die Karten des Landesamtes für Geologie, Rohstoffe und Bergbau (LGRB) im Maßstab 1:25.000 geben Auskunft darüber, wo welche Gesteine anzutreffen sind.

Im Schwarzwald-Baar-Kreis findet sich eine Vielzahl von Gesteinsarten (siehe Almanach 2011, S. 222, Mitteilungen aus dem Untergrund). Welche Gesteinsformationen sind also die fundträchtigsten, oder besser: „fossilienhöfzigsten“, wie der Sammler sagen würde? Klar ist, dass wir in den Gesteinen des kristallinen Grundgebirges, also den Gneisen und Graniten im Schwarzwald westlich von Villingen wohl keine Fossilien finden werden, denn solche finden wir ausschließlich in sogenannten Ablagerungsgesteinen, also Sedimenten, und die gibt es erst ab



Arietites in Wagenrad-Größe

etwa einer Linie von St. Georgen – Vöhrenbach – Oberbränd und östlich davon. Dafür kann man in den kristallinen Gesteinen des Schwarzwalds mit etwas Glück – und Wissen – verschiedene Minerale finden, was aber nicht Thema dieses Beitrages ist.

In den Sandsteinen des Buntsandsteins sind nur selten Pflanzenreste und noch seltener tierische Fossilien zu finden. Ebenso geben die Gesteine des Keupers, die im Bereich der Linie Schwenningen – Hüfingen – Reisingen auftreten, wenig her, denn beide Gesteinsschichten sind jeweils in einer Zeit mit wüstenhaftem Klima entstanden. Allerdings könnten auf den Schichtflächen schon auch einmal Saurierfußabdrücke zu finden sein, denn in der Keuperzeit gab es bereits große Saurier.

Das Meer hatte sich schrittweise immer weiter zurückgezogen; Mitteleuropa verlandete. Zeitweise bildeten sich flache, isolierte (Salz-) Seen oder wurden die weiten Ebenen von Flüssen überflutet.

Die meisten Fossilien im Kreisgebiet sind in den Gesteinen der Muschelkalk-Zeit und des



Auf der Suche nach Fossilien – im Landkreis finden sich besonders oft versteinerte Meerestiere.
Unten rechts: Häufig zu sehen sind Greifenmuscheln *Gryphaea arcuata* aus dem Schwarzen Jura (Lias).



Jurameeres zu finden, letztere angefangen bei den Schichten des Unteren Jura (Schwarzer Jura oder Lias), wie sie z.B. bei Fützen, Sumpfohren, Weigheim etc. vorhanden sind, „anstehen“, wie der Geologe sagt.

Meist viele Greifenmuscheln im Schwarzen Jura

Die untersten Schichten des Schwarzen Juras sind in der Landschaft gut an leichten Anstiegen

und kleinen Höhenzügen zu erkennen. Wenn dort gebaut wird, eine Baugrube oder ein Graben ausgehoben wird, dann wird es interessant: Oft fördert der Bagger dann große, harte Gesteinsblöcke, die jede Menge Fossilien enthalten, meist viele Greifenmuscheln (Austern: *Gryphaea*), „Donnerkeile“ (Hartteile von Tintenfischverwandten: *Belemnites*) und z. B. auch die riesigen Ammoniten wie z.B. die *Arietes* (von Laien gern Schnecken genannt). Solche Ammoniten sind auch im Heimatmuseum in Schwenningen

:: Anleitung für Fossilien Sammler

Die gute Spürnase braucht man zum Fossilien sammeln schon, doch dies alleine reicht nicht. Zur Starterausrüstung gehören Hammer und Meißel, evtl. eine Lupe und Verpackungsmaterial. Natürlich braucht es dazu ein geschultes Auge und auch eine gehörige Portion Glück. Noch besser, wenn man einige Kenntnisse über die möglichen Formen und Strukturen der Fossilien oder die Lebensweise und Aufenthaltsorte etc. der früheren Lebewesen besitzt, dann kann man nämlich gezielt auf Suche gehen!



Hammer und Meißel braucht man zum Spalten der Steinblöcke, mit der Lupe kann man auch die kleineren Versteinerungen oder die Feinheiten der Fundstücke entdecken. Verpackungsmaterial, je nach Größe der erwarteten Funde, das ist klar. Beschriftungsetiketten sind hilfreich, damit man Funde später auch zuordnen kann. Eine Schutzbrille ist zum Schutz der Augen oder der Brillengläser vor umherfliegenden Gesteinssplittern zu empfehlen.



ausgestellt, viele von Ihnen werden sie vielleicht auch schon vor den Häusern der Dörfer im Verbreitungsgebiet des „Arietenkalkes“ gesehen haben. Gerne werden sie als Verschönerungen von Mauern oder im Steingarten herangezogen oder mit eingebaut.

Auch die Gesteine der Tongrube in Tuningen geben einiges an Funden her, doch auch hier ist die Suche nicht immer erfolgreich. Eine temporäre Tongrube im Unterhölzer Wald, insbesondere in den Schichten des Mittleren Jura (Brauner Jura oder Dogger), brachte schöne Ammoniten hervor, die Ludwigien.

Mehr Ammoniten findet man bestimmt in den hellen Kalken des Oberen Jura (Weißer Jura oder Malm). Im Steinbruch in Geisingen, aber auch in alten, offen gelassenen Steinbrüchen südlich davon, sind die Fundmöglichkeiten relativ gut. Häufigere Ammoniten sind hier die Perisphincten.

Eine weitere, jedoch nicht ganz so fossilienreiche Gesteinsgruppe, stellen die Gesteine des Muschelkalks dar, insbesondere die Gesteine aus der Zeit des Oberen Muschelkalks, wie sie z.B. im Steinbruch Riegger in Brigachtal abgebaut werden (heutiger Eigentümer ist die Fa. Storz, Tuttlingen).

Ein Rundgang im Steinbruch Riegger in Brigachtal

Das Gestein, das im Steinbruch Riegger abgebaut und zu Schotter und Splitt verarbeitet wird, ist aus den Meeres-Ablagerungen des Oberen Muschelkalks entstanden, dem oberen Drittel der Muschelkalk-Zeit. Der Muschelkalk ist eine, nämlich die mittlere, von drei Einheiten der sogenannten Trias-Zeit. Während der Trias-Zeit, zu der auch Buntsandstein und Keuper gehören, wurden in einem flachen Meeresbecken auf dem alten mitteleuropäischen Kontinent verschiedenste Sedimente abgelagert.

Der Muschelkalk, also die Schichten der Muschelkalk-Zeit, bestehen eigentlich aus einem ganzen Sortiment von Gesteinen, z.B. aus Mergelkalken und Mergeln (Unterer Muschelkalk), aus Dolomitgesteinen, Sulfat-Gesteinen wie Anhydrit und Gips, Steinsalzablagerungen (Mittlerer



Ein Ceratit aus den unteren Tonplatten, der spinosus-Zone, Durchmesser 11,5 cm (links), und ein Ceratit aus dem Knauerhorizont 1, der postspinosus-Zone, Durchmesser 17 cm (rechts). In der abgebildeten Erhaltung sind die Ceratiten in unserer Gegend selten zu finden.

Muschelkalk) und aus Kalk- und Dolomitgesteinen (Oberer Muschelkalk). Im Unteren und Oberen Muschelkalk finden sich stellenweise an Muschelschalen reiche Schichten; deswegen hat diese Schichtengruppe einst die Bezeichnung „Muschelkalk“ erhalten. Eigentlich bezeichnet dieser Begriff eine geologische Zeitspanne von 8 Millionen Jahren, die vor 243 Mio. Jahren begann und vor 235 Mio. Jahren endete.

Im triaszeitlichen Muschelkalk-Meer lebten viele verschiedene Tiere, jedoch haben die

meisten keinerlei Spuren hinterlassen. Fast nur Tiere, die Schalen ausbildeten oder im Schlamm gewühlt haben, sind in irgendeiner Form erhalten und geben uns einen kleinen Einblick in die Lebewelt der Muschelkalk-Zeit. Eine herausragende Stellung nehmen dabei natürlich die Ceratiten ein, die Ammoniten des Oberen Muschelkalks, im Volksmund als „Schnecken“ bezeichnete Tiere. Es handelt sich um Kopffüßer, die z.B. mit den heutigen Tintenfischen, Kraken und Nautiliden verwandt sind.

Auf Fossilienuche: Führung im Steinbruch Riegger.



Obwohl für den Laien zunächst alle Steine im Steinbruch Riegger gleich und grau aussehen, sind sie es nicht: Es gibt dort beispielsweise dickere Kalkstein-Schichten, die reichlich Stielglieder von Seelilien (Trochiten) enthalten, man hat diese Schichten daher „Trochitenkalk“ genannt. Die untere Hälfte des Steinbruchpro-



files wird aufgrund der dort immer wieder auftretenden Kalke mit Trochiten folgerichtig von den „Trochitenschichten“ gebildet.

Eine andere Kalksteinschicht besteht aus Abermillionen schalenförmig aufgebauter Kalkkugelchen, die kleiner als 1 mm sind und die man als Ooide bezeichnet. Das Gestein heißt „Marbach-Oolith“, benannt nach dem typischen Vorkommen bei Marbach, der „Typlokalität“. Die obere Hälfte der Steinbruchwand besteht hingegen überwiegend aus durch Ton-Zwischenlagen getrennten, dünnen Kalkplatten, den sogenannten Tonplatten. Dieses Schichtpaket wird als „Tonplattenregion“ bezeichnet, neuerdings auch als „Plattenkalke“.

Sowohl in den Trochitenschichten als auch in der Tonplattenregion kommen immer wieder einmal Schichten vor, die voll sind von Schalen oder Schalen-Bruch (der wird als Schill bezeichnet, die Kalke heißen deswegen „Schillkalke“). Es können Schalen von verschiedensten Schalenträgern sein, z.B. Muscheln, Armfüßern (Brachiopoden), Kopffüßern (Ceratiten), Schnecken, Seelilien etc.

*Links: Der Trochitenkalk, ein Gestein mit vielen Teilen der Seelilie *Encrinurus liliiformis*. Der Basis einer Krone und zylindrischen Stielgliedern (Trochiten).*

Die Seelilien waren gewissermaßen gesteinsbildend. Ihre Wurzeln haben ein festes Gerüst gebaut, auf dem wieder andere Lebewesen siedeln konnten.

*Unten: Schnecken und Nautiliden: Die Schnecke *Loxonema* (links) und ein sehr großes Exemplar des Kopffüßers *Germanonutilus suevicus*, Durchmesser 28 cm (rechts).*



Funde von verschiedenen Fossilienstämmen



Armfüßer :: *Coenothyris vulgaris*, im Grunde ein häufig vorkommendes Fossil, hier aber mit rötlichen Farbstreifen ein seltenes Exemplar (links). Daneben *Punctospirella fragilis*, die im Oberen Muschelkalk nur in einer Schicht, der Spiriferinenbank, vorkommt (rechts). Die Armfüßer sehen aus wie Muscheln, sind aber keine. Sie waren mit einem Stiel (Fuß) flexibel an ein festes Gerüst angeheftet.



Gliederfüßer :: Der Krebs *Pemphix sueuri*, Länge 11,5 cm. Hier ein ,am Stück' eingebettetes Exemplar von den Fühlern bis zum Schwanzfächer. Wesentlich häufiger sind einzelne Körperteile als Häutungsreste zu finden.



Fische :: Einige Schuppen des Knochenfisches *Colobodus*, ein seltener Fund (links). Im Zuge der Fossilwerdung sind die Schuppen leider aus ihrem ursprünglichen Verband gerissen worden. Daneben ein Zahn des Knorpelfisches *Hybodus plicatilis* (rechts). *Hybodus* war ein Haifisch mit Reißzähnen.



Kriechtiere (Reptilien) :: Der Zahn eines Bastardsauriers *Nothosaurus mirabilis*, Länge 3,5 cm (rechts), und die Rippe eines Sauriers, vermutlich ebenfalls eines *Nothosaurus*, Länge 28,5 cm (links). *Nothosaurus*, der räuberische „Seelöwe“ des Muschelkalkmeeres, war an das Leben im Wasser angepasst. Seine fossilen Reste sind im Oberen Muschelkalk nicht selten zu finden.



Stachelhäuter :: Drei Schlangensterne-Babys *Aspidura scutellata*, zweimal in Lebendstellung und einmal von der Unterseite gesehen, max. Armlänge 4 mm (links), und eine Krone der Seelilie *Encrinurus liliiformis*, Länge 10,5 cm (rechts).



Nesseltiere :: Die beiden Stockkorallen *Latimaeandra vogelgesangi* (links) und *Procyatophora fürstenbergensis* (rechts). Die Korallen des Ob. Muschelkalks sind sehr selten und kommen nur am südöstlichen Rand des Muschelkalkmeeres im Marbach-Oolith unserer Gegend vor.

Solche Schillbänke entstanden zum Beispiel durch Brandung, durch die Strömung des Wassers der Gezeitenkanäle oder durch Sturmflutereignisse (Tornados).

Hinterlassenschaften eines reichen Lebens: die Fossilien im Oberen Muschelkalk

Im triaszeitlichen Muschelkalk-Meer lebten zwar viele Tiere, aber nur wenige sind durch Fossilisation erhalten worden. Aus der Häufigkeit der Funde kann gefolgert werden, welche (schalenbildenden) Tiere dort besonders gut leben konnten.

Dazu gehören vor allem die verschiedenen Muscheln und Austern. Weniger häufig sind Kopffüßer (die Ceratiten und Nautiliden), Schnecken, Armfüßer sowie Fische und Saurier, wobei von diesen in aller Regel nur Skeletteile wie Zähne, Schuppen, Wirbelknochen u.a. gefunden werden. Seltener sind auch Krebse, Schlangensterne und Kronen von Seelilien sowie als absolute Seltenheiten: Seesterne, Seeigel und Korallen.

Wichtige Hinweise

Abschließend ist wichtig, dass die in diesem Beitrag gezeigten Muschelkalk-Fossilien aus den Vorkommen der gesamten Muschelkalk-Region des Schwarzwald-Baar-Kreises und der angrenzenden Gebiete stammen und nicht nur aus dem Steinbruch in Brigachtal.

Wer dort auf die Suche gehen will sollte wissen: Zunächst ist es erforderlich, bei der Betriebsleitung oder beim Personal der Waage um Erlaubnis zum Betreten des Steinbruchs zu bitten. Die Eigentümer/Mitarbeiter stehen solchen Wünschen normalerweise positiv gegenüber.

Ernst-August Wahlbrink / Dr. Bernd Maul

Rechte Seite: Der Steinbruch Riegger bei Brigachtal – eine interessante Fundstelle für Fossilien.



Muschelkalk-Fossilien in Museen

:: Im **Heimatmuseum des Stadtbezirks Schweningen** sind Funde aus den Muschelkalkschichten zu bestaunen und zu studieren, daneben sehr viele Ammoniten und weitere Fossilien aus dem Jura.

:: Die **Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen in Donaueschingen** präsentieren sich noch heute in der historischen Form ihrer Gründung im 19. Jahrhundert, auch zum Thema Fossilienkunde im Südwesten Deutschlands. Man kann sie damit als staunenswertes Museum im Museum bezeichnen. Selbstverständlich sind hier auch Exponate aus dem Muschelkalk vertreten.



Die Fichte

Baumoriginale im Schwarzwald-Baar-Kreis (Teil 7)

Text und Fotografie: Wolf Hockenjos

So einförmig und gleichartig aus der Entfernung die Fichten erscheinen, so abwechslungsreich sind sie in der Nähe. Mit Recht gilt die Fichte als die vielgestaltigste unserer heimischen Holzarten, keine andere kann mit ihr in der Hervorbringung von Variationen wetteifern, auch wenn diese sich dem Auge nicht immer aufdrängen.

Schwäbisches Baumbuch, Stuttgart 1911

Passt der Allerweltsbaum Fichte überhaupt in diese Serie? Wo der doch zuallermeist in uniformen Holzäckern, in Monokulturen, wächst und die mit Abstand häufigste Baumart ist, nicht nur im Schwarzwald-Baar-Kreis, sondern schwarzwald- wie deutschlandweit. Ein Waldbaum, der unter Baumfreunden kaum Hoffnung auf altehrwürdige, knorrige Originale aufkommen lässt. Und vor dessen einseitiger Überhandnahme Naturschützer und Touristikfachleute warnen, weil sie die „Verfichtung“ und Verfinsterung der Landschaft befürchten. Dabei gilt die frostharte und gegen Wildverbiss ziemlich resistente Fichte unter Waldbesitzern, privaten wie öffentlichen, nach wie vor als der „Brotbaum“ schlechthin. Mit ihm lässt sich am raschesten Geld verdienen. Fichtenstammholz, zumal aus dem Baarschwarzwald, genießt bei Sägern und Zimmerleuten einen vorzüglichen Ruf, die Schnittholzqualität halte mitunter sogar den Vergleich mit skandinavischer Ware aus.

Andererseits: Kaum eine Baumart ist waldbwirtschaftlich umstrittener als die Fichte. In den Orkanböen Wiebkes und Vivians (1990), Lothars (1999) und Kyrills (2007) hat sie mit Abstand am wenigsten Stehvermögen bewiesen, und im Zuge des Klimawandels – das zeichnet sich bereits überdeutlich in den unbewirtschafteten Bannwäldern ab, in denen oft abgestorbene Käferfichten das Waldbild beherrschen – wird sie die große Verliererin sein. Denn als sehr flach wurzelnde, „hydrolabile“ Baumart ist sie nicht nur



Der Überauchener Kappelbaum, ein geschütztes Naturdenkmal seit den 1950-er Jahren.

durch Stürme gefährdet, sondern mehr noch durch Dürren und Borkenkäfer. Schon heute lassen sich kaum mehr wirklich starke und betagte Exemplare finden, die vielleicht einmal das Zeug zum Original haben könnten. Dafür sorgt nicht zuletzt der Rotfäulepilz, der bevorzugt Fichten befällt, sei es durch Wurzelinfektion oder nach Stammverletzungen. Zum Leidwesen der Waldwirte führt die Stockfäule im Stamminneren nicht nur zu fortschreitender Holzentwertung, sondern auch zu erhöhter Bruchanfälligkeit.

„Jede Fichte hat ein anderes Gesichte“

Und doch gibt es auch unter den Fichten durchaus bemerkenswerte Einzelexemplare. Unter günstigen Urwaldbedingungen können sie fast so alt und mächtig werden wie die unverwüstlicheren Weißtannen, die sie mit über sechzig Metern hinsichtlich der Baumhöhe sogar noch übertreffen können. Derlei Rekordhalter hatten hierzulande zwar schon die Baumbücher der vorletzten Jahrhundertwende, das Schwäbische und das Badische Baumbuch, nicht mehr ausgemacht, schon gar nicht das Baden-Württembergische Baumbuch des Verfassers dieser Zeilen aus dem Jahr 1978, der im Auftrag seines Ministers und obersten Dienstherrn überprüft und dokumentiert hat, was von den Baumoriginalen seiner Vorläufer übrig geblieben war.

„Jede Fichte hat ein anderes Gesichte“, reimte einst der Volksmund. Weshalb der Großherzoglich Badische Hofrat und Botanikprofessor Ludwig Klein 1908 noch schwelgte in Fichten-Variationen, die er zumeist auch fotografisch festgehalten hat: Im Gebiet des heutigen Landkreises entdeckte er „Hängefichten“ (im Villingener Stadtwald am Glaserbrücke), eine „Hänge-Zitzenfichte“ und eine „Hänge-Weidfichte“ (im Erdbeerhag bei Villingen), eine „Zwillings-Trauer-Säulenfichte“ (im Villingener Stadtpark), eine kapitale „Kandelaber-Weidfichte“ (unweit der Escheck), eine „Verbissfichte“ am Krebsgraben bei Villingen, schließlich eine fünfstämmige „Garbenfichte“, genannt „Die fünf Schwestern“, auch sie im Villingener Stadtwald.

Noch weitaus ergiebiger erwiesen sich damals freilich die Weidberge der Schwarzwald-



Oben: Tellerwurzel der Fichte – Ursache der Sturmanfälligkeit. Unten: Kernfäule führt zu Holzentwertung und zu Bruchgefahr.

hochlagen, wo die Fichten im Freistand bei Sturm und Wetter oft bizarre Formen ausbilden.

Auch in Ludwig Kleins forstbotanischem Lehrbuch finden sich all die Spielarten aufgelistet, getrennt nach Wuchs-, Kronen-, Verzweigungs-, Zapfen- und Rindenform.

Keine Frage, die heutigen Lehrbücher treiben das Spiel mit der Formenvielfalt und der Herkünfte eher noch weiter. Doch was bemerkt der Baumfreund noch von alledem? Und was hat der Schwarzwald-Baar-Kreis heute noch an Fichten-Baumsolitären zu bieten, nachdem die Weidberge zumeist längst aufgeforstet oder entrümpelt und in Intensivgrünland umgewandelt worden sind?



Einsetzende Kandelaberbildung auf einem Weidberg bei Neukirch.

„Der einsame Emil“ inmitten der „Enzianwiese“ nahe Königsfeld.



Zur Kandelaberfichte: Der Überauchener Käppelebaum, ein geschütztes Naturdenkmal

Zumindest im hohen Schwarzwald noch recht häufig zu finden ist die Kandelaberfichte, bei welcher sich die Seitenäste – häufig nach Wipfelbruch – armluchterartig zu Nebenwipfeln emporzurecken pflegen, sodass der kurze Stamm schließlich einen halben Wald zu tragen hat. Im hiesigen Landkreis steht wohl nur noch ein einziges, vorzeigbares Exemplar: der Überauchener Käppelebaum, ein geschütztes Naturdenkmal schon seit den 1950er Jahren, dessen Name einer unweit des Baumes erbauten Kapelle entlehnt worden ist.

Die weithin sichtbare Fichte ziert freilich längst nicht mehr einen Weidberg, sondern das Sportgelände der Überauchener Fußballer. Ihr kurzschäftiger Stamm von knapp fünf Metern Umfang trägt derzeit sieben Wipfel, von denen sich mehrere aus emporgerichteten Ästen gebildet haben; einige davon hat am zweiten Weihnachtsfeiertag 1999 der Orkan Lothar abgerissen, deren Stümpfe hernach hart am Stamm amputiert worden sind. Immerhin gibt der zerzauste Baum seither den Blick frei auf die Kandelaber, die zuvor verborgen waren unter dem Mantel einer bis zum Boden herab reichenden, dichten Krone.

Fichten in freier Landschaft, deren Form – im Gegensatz zu ihren eher spitzkronigen Schwestern im Waldesinneren – stumpf und gedungen erscheint, haben bei uns mittlerweile Seltenheitswert, schließlich stören sie die maschinelle Feldbestellung. Umso erstaunlicher ist der Umstand, dass nahe Königsfeld inmitten der „Enzianwiese“ noch eine einzelne Fichte stehen geblieben ist, die trotz Intensivlandwirtschaft (Enziane kommen hier schon seit Jahrzehnten nicht mehr vor) Bestandesschutz zu genießen scheint. Vielleicht, weil sie von den Königsfelder Bürgern irgendwann einmal liebevoll den Namen „der einsame Emil“ verpasst bekommen hat.

Ganz und gar nutzlos und vereinsamt braucht sich Emil indessen nicht zu fühlen, dient er doch tagsüber den Eulen als Schlafbaum, die in der Dämmerung von hier aus zur Mäusejagd starten.

Die Fichte hatte einst nur sehr bescheidene Anteile an unserer Waldlandschaft

Ausweislich der Pollenfunde in den Mooren, kamen Fichten im vom Menschen noch unberührten Baarschwarzwald und auf der Baar nur mit sehr bescheidenen Anteilen vor. Eine reine Fichtenwaldgesellschaft, wie sie im Hochgebirge oberhalb der Bergmischwaldstufe angesiedelt ist, wird von den Vegetationsgeschichtlern im Schwarzwald allenfalls für die allerhöchsten Lagen des Feldbergmassivs angenommen. Ihr Siegeszug seither ist vorwiegend anthropogenen Ursprungs: Mag sein, dass er zum Teil auch durch die „kleine Eiszeit“, jene spätmittelalterliche Klimaverschlechterung, beschleunigt worden ist. Doch unzweifelhaft profitierte die Fichte schon von der Rodungstätigkeit der Siedler der Bronzezeit. Ursprünglich dürfte sie bei uns vorwiegend an Moorrändern zu finden gewesen sein, doch in der Neuzeit wurde sie alsbald in großem Stil gesät und gepflanzt. Freilich stammte ihr Saatgut da aus diffussten Herkünften, häufig mit Kronenformen, die sich im Gebirge bei latenter Schneebruchgefahr als untauglich erwiesen haben.

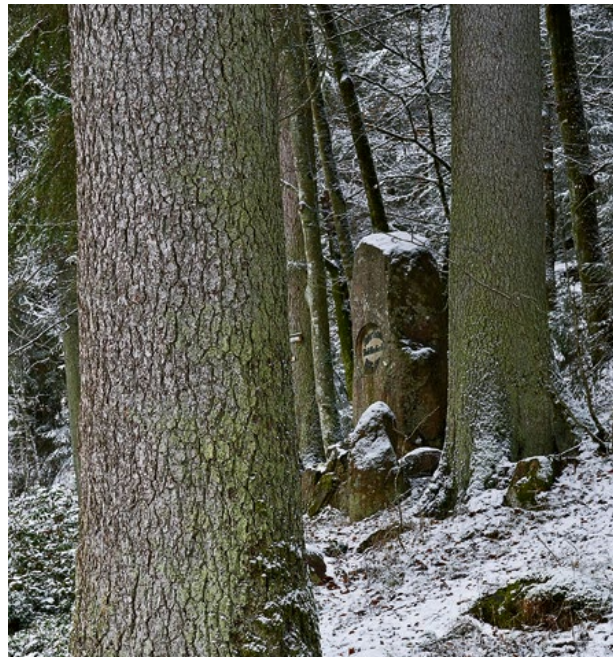
Nur sehr sporadisch finden sich auch bei uns noch auffallend schlanke „Säulenfichten“, wie sie aus einheimischer Provenienz stammen dürften, herausmutiert durch die Ansprüche des Standorts mit dem Ziel der Widerstandsfähigkeit gegenüber allfälligen Nassschneelasten. Eine solch gertenschlanke „Säulenfichte“ stockt im Villingen Freizeitareal des Groppertals.

Auf halbem Weg dahin, am Kirnacher Bahnhofle, befindet sich der Gedenkstein des Villingen Verschönerungsvereins für den von 1875 bis 1895 als städtischer Oberförster wirkenden Hubert Ganter. Der hatte die Erholungsfunktion des Villingen Stadtwaldes entdeckt und ihn für die Bedürfnisse der Bürger erschlossen, finanziert von dem eigens zu diesem Zweck gegründeten Verein. Aus Pietätsgründen hat man die Fichten um den Gedenkstein herum weit über das übliche Erntealter hinaus stehenlassen, wohl auch in der Erkenntnis, dass nichts dem Walderlebnis förderlicher ist als starke alte Bäume.



Säulenfichte im Groppertal bei Villingen.

Starke Fichten schmücken das Oberförster-Ganter-Denkmal des Villingen Verschönerungsvereins.





Unzweifelhaft eine Fichte: die „Bildtanne“ im Bräunlinger Stadtwald

Baumverehrung – die Bräunlinger Bildtanne

Baumverehrung wird Fichten nur selten zuteil. Umso stärker überrascht uns die Bildtanne im Bräunlinger Wald, die freilich keine Tanne, sondern eine Fichte ist, ohne dass sie durch ein besonders hohes Alter oder einen besonders mächtigen Stamm auf sich aufmerksam machen würde. Dennoch gibt es im Wald der Zähringerstadt Bräunlingen keinen populäreren Baum. Wie sonst nur der Balzer Herrgott (vgl. Almanach 2012 S. 219 f. und diesen Almanach S. 182 f.) ist die Bildtanne Wallfahrtsort und Ausflugsziel in einem, behängt mit Kruzifixen und Devotionalien, ein Versammlungsort

für Waldandachten wie für Picknicks. Wie und wann der fromme Brauch entstanden ist, darüber gibt es nur Mutmaßungen: Vermutlich waren es Wallfahrer, die unterwegs waren zum wundertätigen Schneekreuz in der Wallfahrtskirche Witterschnee bei Löffingen, die unter der Fichte eine Rast einzulegen pflegten. Doch anders als die Neukircher mit ihrem Balzer Herrgott in der Buche, werden sich die Bräunlinger damit abzufinden haben, dass die Bildtanne keineswegs ein biblisches Alter erreichen wird. Weil Fichten kurzlebiger sind, wird die Stadtverwaltung alsbald einmal die Sitzbank unter dem Baum beiseiterücken müssen, um ihrer Verkehrssicherungspflicht zu genügen. Noch allerdings lassen sich an dem etwa einhundertfünfzigjährigen Baum keine Zeichen von Altersschwäche und Hinfälligkeit erkennen.

Fichtenwurzel flach wie ein Teller

Dass die Fichtenwurzeln flach wie ein Teller knapp unter der Bodenoberfläche dahinstreichen, hängt mit ihrem gesteigerten Sauerstoffhunger zusammen: Je schlechter der Boden durchlüftet ist, also insbesondere bei Staunässe und tonigem Untergrund, desto flacher der Wurzelteller und desto geringer die Stabilität. Was aber nicht heißt, dass der fürs Gebirge geschaffene Baum nicht durchaus auch Qualitäten aufweist, nicht zuletzt im Hinblick auf sein Wurzelwerk.

Fichtenwurzeln sind Kletterer, die sich vorzüglich an Felsblöcken festkrallen können. Auch saßen sie sich in totholzreichen Naturwäldern mit Vorliebe auf Stümpfen und vermordernden Baumleichen an, ein Vorgang, den der Fachmann sehr zutreffend als „Kadaververjüngung“ umschreibt. Selbst von hohen Podes ten aus vermag die Fichtenwurzel einen Weg ins Erdreich hinunter zu finden. Sind Stamm oder Stock dann vollends vermorscht und verschwunden, wächst der Baum auf Stelzen, wird daraus eine „Stelzenfichte“. Ludwig Klein, der Baumbuchautor, hat ihr ein ganzes Kapitel gewidmet, und er hat im hohen Schwarzwald noch prachtvoll Exemplare auf mächtigen, bis zu mannshohen Stelzen gefunden.

Im totholzarmen, wohlaufgeräumten Wirtschaftswald trifft man sie heute äußerst selten an – was sich bald ändern könnte, wenn das im Staatswald neuerdings verbindlich vorgeschriebene Alt- und Totholzkonzept sich erst einmal ein paar Jahrzehnte lang hat bewähren können: Auf den rasterartig im Wald dauerhaft ausgewiesenen Kleinflächen, die aus ökologischen Gründen unbewirtschaftet bleiben sollen, wird die Kadaververjüngung wieder häufiger zu beobachten sein und mit ihr – nach etlichen Jahrzehnten – auch wieder Stelzenfichten.

Prächtige Beispiele für die Kadaververjüngung finden sich im Unterhölzer Wald auf vermorschenden Laubholzruinen. Stelzenfichten, wenn auch nicht sonderlich spektakuläre Exemplare, fand der Verfasser in den Wutachflühen und im Staatswalddistrikt Glashalde auf Gemarkung Buchenberg, am Siedichfür, ein Gewannname, der bitteschön nicht als Aufforderung missverstanden werden soll, das seltene Exemplar aus Verkehrssicherungsgründen vorzeitig zu fällen.

Hänge-Fichten – „Nadelbaum der Kinder“

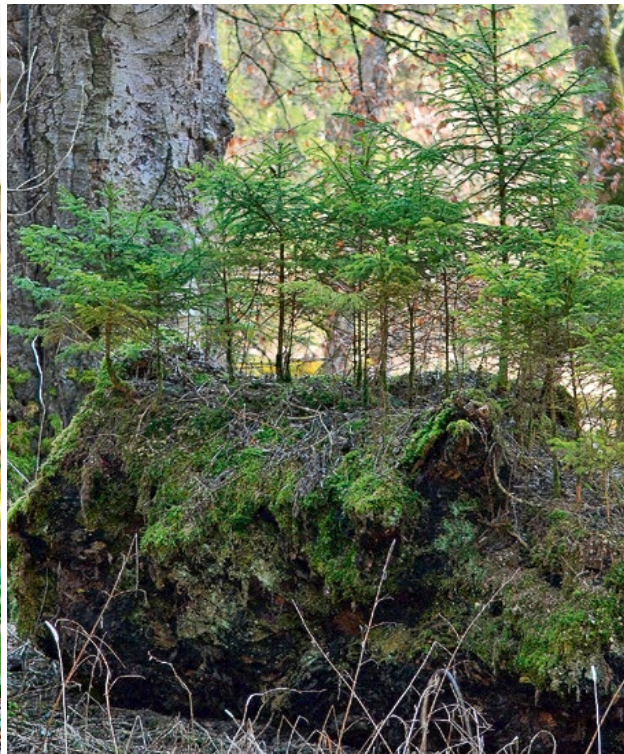
Bleibt noch der Hinweis auf Ludwig Kleins „Hänge-Fichte“, von seinem Konkurrenten, dem Ver-

fasser des Schwäbischen Baumbuchs, auch als „Zottelfichte“ beschrieben. Sie wird in der Fachliteratur heute schlicht als „Kammfichte“ bezeichnet, weil an ihren Zweigen die Nadel-schnüre kammartig herunterhängen. So und nicht anders zeichnen Kinder einen Nadelbaum.

In den Jahren des Waldsterbens ausgangs des vorigen Jahrhunderts wiederum achtete man besorgt auf das „Lametta-Syndrom“ der Fichte, wenn die „Zotteln“ allzu lose und nur noch schütter benadelt herunterbaumelten.

Die Verzweigungsform der Kammfichte findet sich vorzugsweise an Waldrändern und im Freiland und gilt uns heute längst nicht mehr als Alarmsignal, nachdem sich die baumschädlichen Schwefelmissionen dank erfolgreicher Umweltschutzbemühungen weithin verflüchtigt haben. Dass die Zukunft der Fichte aus Gründen des Klimawandels dennoch in etlichen Teilen ihres heutigen Verbreitungsgebiets als zapfenduster beschworen wird, ist wieder eine andere Geschichte.

Links: Stelzenfichte in den Wutachflühen. Rechts: „Kadaververjüngung“ der Fichte auf abgebrochenem Buchenstamm (Unterhölzer Wald).



Vom Säntis bis zur Blümlisalp

Ausblicke – Einblicke: Aussichtspunkte im Schwarzwald-Baar-Kreis – Villingener Aussichtstürme auf der Wanne und dem Hubenloch bieten Blicke bis zu den Schweizer Alpen

von Wolf Hockenjos

Im Almanach 2012 wurden zwei markante Aussichtspunkte des Landkreises vorgestellt, der Schellen- und der Wartenberg. Weil die sich ausschließlich in der Süd- und Osthälfte befinden haben, mag manch einer schon ungeduldig auf die Fortsetzung der Serie gewartet haben, wo doch die spektakulärsten Ausblicke eher im Schwarzwald zu vermuten sind. Gemach, gemacht, lieber Leser: Der Almanach 2013 ist vorrangig der Doppelstadt gewidmet, die Schwarzwälder sollen in den Folgejahrgängen auf ihre Kosten kommen.



Villingen (Schwarzw.), so steht es schwarz auf weiß auf der Tafel im Villingener Bahnhof, als habe es nie eine Städtefusion gegeben. Aus der Sicht des Geologen ist auch der Klammerinhalt eine Fehlinformation, denn die Stadt befindet sich bereits außerhalb des Gebirges. Das Villingener Gewann Wanne östlich der Bahngleise liegt sogar bereits auf der Schichtstufe des Oberen Muschelkalks.

Wer sich heute anschickt, das Panorama zu beschreiben, das sich von dem dort die Baumwipfel überragenden 30 m hohen, aus der Ferne filigran wirkenden und für Auswärtige deshalb kaum wahrnehmbaren Aussichtsturm aus bietet, sollte zuvor präzisieren: Gemeint ist keineswegs das „Panorama“ zu Füßen des Turms, sondern die Rundumsicht von oben.

Die ist so überraschend wie lohnend, denn sie reicht vom burggekrönten Kegel des Hohenzollern im Nordosten über den gesamten Alb-

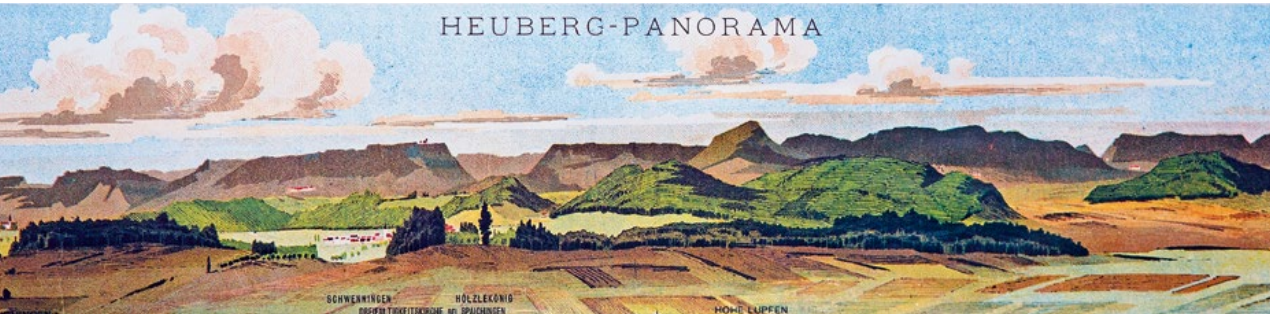
Eine filigrane Erscheinung und über 30 Meter hoch ist der Aussichtsturm im Villingener Gewann Wanne.

Rechte Seite: An Tagen mit Fernsicht sind wie auf dem Foto oben hinter Marbach/Brigachtal die Alpen auszumachen. Mit diesem Alpen-Panoramablick haben die Villingener schon kurz nach der Erbauung für den Besuch des Turmes geworben (Mitte). Unten: Imposant präsentiert sich Villingen mit Altstadt, im Vordergrund das Landratsamt.





Villingen im Schwarzwald mit Aussichtsturm auf der Wanne. Der Aussichtsturm vor den Toren der Stadt bot und bietet grandiose Rundblicke. Unten das Heuberg-Panorama, ganz rechts liegt Bad Dürkheim, in der Mitte links ist Schweningen angedeutet.



trauf hinweg bis zum Eichberg im Süden, an Tagen mit Fernsicht dann vom Säntis bis zur Blümlisalp.

Im Westen sind über dem Wäldermeer des buntsandsteinernen Flächenschwarzwalds als zarter, dunstblauer Streifen eben noch Feld-

berg, Hochfirst und Kandel auszumachen, gegen Norden zeigen sich am Horizont der Kesselberg und in weiter Ferne sogar noch ein paar nordschwarzwälder Berge.

Man sieht: der Standort des Turmes vor den Toren der Zähringerstadt wurde raffiniert ge-

wählt, für die Bürger nur ein Spaziergang weit entfernt, auf halbem Weg zur vormaligen Landesgrenze hinüber in Richtung Schwenningen.

Oberförster Ganter der Initiator

Die Initiative zur Errichtung des Aussichtsturms, auch zu dessen Finanzierung mit Hilfe einer Aussichtsturmgenossenschaft, stammte von dem famosen städtischen Oberförster Hubert Ganter (1848 – 1895); der hatte 1881 schon den Villingener Verschönerungsverein gegründet, einen Vorläufer des Schwarzwaldvereins, und dem Stadtwald seinen Stempel aufgedrückt, indem er ihn in vielfältiger Weise für die Erholung suchenden Bürger geöffnet und erschlossen hat. Jetzt förderte die Stadt, gewiss nicht ohne Zutun Ganters, neben der Uhrenindustrie und der Feinmechanik auch den Fremdenverkehr, und der brauchte zusätzliche Attraktionen: Der Zeitgeist verlangte gebieterisch nach einem Aussichtsturm.



Oberförster Hubert Ganter

Vielleicht war man ja einfach auch vom Eiffelturm inspiriert worden, den die Pariser gerade aus Anlass des hundertjährigen Jubiläums der Französischen Revolution errichteten. Für eine ebensolche gusseiserne Konstruktion gewann man in Villingen die Glockengießerei Grüninger, die sich den Turmbau ohne Zögern zugetraut hatte. Doch vorerst galt es, die Sicherheitsbedenken der Stadträte und der zaudernden Beamten der Baugenehmigungsbehörde zu zerstreuen. Immerhin konnte bereits auf Vorbilder in Pforzheim und Benzheim verwiesen werden.

Überhaupt war die Errichtung von Aussichtstürmen gerade so sehr in Mode gekommen, dass die Einweihungsfeierlichkeiten am 16. September 1888 ohne den Präsidenten des Schwarzwaldvereins stattfinden mussten, denn der hatte zum nämlichen Termin schon seine Teilnah-

me an der Turmeinweihung auf dem Hochfirst bei Neustadt zugesagt. Auch im Bereich des heutigen Schwarzwald-Baar-Kreises gab es bald noch weitere Aussichtstürme einzuweihen, wie wir noch sehen werden.

Turm wechselt in den Besitz der Stadt

In Villingen jedenfalls sollte bis weit in das neue Jahrhundert hinein kein Werbeplakat mehr gedruckt werden, auf welchem nicht auch der Aussichtsturm auf der Wanne ins Bild gerückt wurde. Doch mit dessen Unterhaltung scheint sich die Aussichtsturmgenossenschaft schon bald übernommen zu haben. Die Ausgabe von Anteilscheinen und die Eintrittsgebühren deckten bei weitem nicht den Wartungsaufwand, und so blieb der Stadt schon im Jahr 1910 – Bürgersinn hin oder her – nichts anderes übrig, als den Turm zu erwerben und die verzinnten Anteilscheine nach und nach einzulösen.

Hinzu kam der Ärger mit dem Unrat der Besucher oder mit mutwilliger Zerstörung der Sitzbänke unterm Turm. Für die Villingener Jugend war das Erklettern des Turms am eisernen Gerippe unter Umgehung von Eingangstür und Wendeltreppe längst zu einer beliebten Mutprobe geworden.

Derweil hatte sich der Wirt des nahen Restaurants „Zum Hohenzollern“ des Schlüssels zum Turm bemächtigt, von dessen Töchtern zahlungswillige Besucher abkassiert wurden. Was wohl erst auffiel, als in dem 1908 in sechzehnter Auflage erschienenen Büchlein „Schnars Neuester Schwarzwaldführer“ ein Hohenzollern-Turm auf der Wanne als Ausflugsziel empfohlen wurde.

Aktion „Rettet den Aussichtsturm“

Trotz solcher Misslichkeiten: Zum fünfzigjährigen Jubiläum im Jahr 1938 sollte die Aussichtsturmeuphorie in Villingen nochmals gehörig aufflackern. „Vielleicht“, so prophezeite der Redakteur der örtlichen Zeitung in Anspielung auf die Turmeröffnung im Dreikaiserjahr 1888, „wird es noch möglich sein, auch dieses Jahr so



Weit reicht der Blick und hoch türmt sich der Sommerhimmel über Villingen auf. Der neue Turm auf dem Hubenloch bietet gleichfalls interessante Perspektiven.

großer, friedlicher Siege des Führers, wie sie einzig in der Geschichte dastehen, mit einem Freudenfeuer zu begehen“. Für Freudenfeuer und „friedliche Siege“ war es da freilich schon längst zu spät.

Villingens „eisernes Wahrzeichen“ überstand auch den Zweiten Weltkrieg, doch musste der Turm nun wiederholt renoviert werden. Sogar für einen Festpavillon in Blockbauweise

am Fuß des Turms sollte es noch reichen. Doch um die Jahrtausendwende war die Generalsanierung des „Langen Lulatschs“ nicht länger hinauszuschieben.

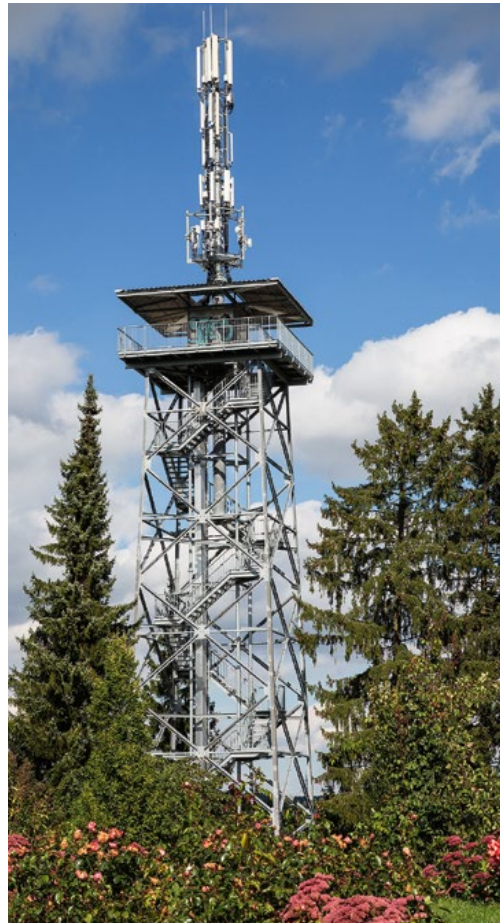
Die Kosten trug freilich nicht allein die Eigentümerin, sondern auch eine „Aktion Rettet den Aussichtsturm“ des Villingener Ehrenbürgers Ewald Merkle, prämiert mit der Medaille „Vorbildliche Kommunale Bürgeraktion“.

Der neue Turm auf dem Hubenloch

Ein bisschen ist der Turm inzwischen wohl dennoch aus dem Blickfeld der Bürger geraten. Wer ihn in alter Gewohnheit schon vom Villingener Bahnsteig aus begrüßen möchte, dessen Blicke werden neuerdings vom Minarett einer Moschee eingefangen. Konkurrenz erwuchs ihm in der Neuzeit aber auch von all den unausweichlichen Insignien moderner Telekommunikation: Einer dieser Masten überragt wenige hundert Meter nördlich der Wanne den alten Aussichtsturm. Westwärts der Altstadt auf dem Hubenloch, wo einst Schweden und Franzosen ihre Artillerie in Stellung gebracht hatten, versucht man heute hoch über den mit reichlich Rosen geschmückten Parkanlagen Angenehmes mit dem Nützlichen zu verbinden, indem für die erforderlichen Funk-, Relais- und Sendeanlagen zugleich eine neue Aussichtsplattform entstand. Der Blick von hier oben schweift über die Dächer und Türme der Zähringerstadt, vermag aber die Fernsicht vom Turm auf der Wanne aus keineswegs zu ersetzen.

Dennoch hat hier unterdessen selbst die Frequentierung durch Wanderer spürbar nachgelassen, obwohl sich am Turm zwei Fernwanderwege des Schwarzwaldvereins und seit dem Jahr 2010 auch der „Geschichts- und Naturlehrpfad Villingen“ treffen. Schuld daran dürften auch das aus allen Nähten platzende Stadtbild und die Neubautätigkeit im weiteren Umfeld des Turmes haben. So tritt, von oben herab betrachtet, selbst das turmbestückte Zähringer-Oval der historischen Altstadt kaum mehr in Erscheinung. Städtebauliche Akzente setzen derweil im Süden die Marbacher „Chalets“, die an hochsavoyische Retortenskiorte erinnern oder der Rundling, der eher nach der Blaupause mediterraner Trabantenstadt-Architektur entstanden sein könnte, als dass er ins Bild eines Schwarzwaldstädtchens passen würde.

Nord- und ostwärts, auf einstmals grüner Wiese, beherrschen die überdimensionierten Dachflächen der aus dem Boden gestampften Gewerbegebiete mit ihren Einkaufszentren, Autohäusern und Möbelmärkten das Bild sowie als neuester Blickfang der Großkomplex des Klinikums. „Auf der Steig“, wo 1939 noch



Der Aussichtsturm auf dem Hubenloch eignet sich gut zur Erkundung der Villingener Altstadt, kann den historischen Turm auf der Wanne aber nicht ersetzen.

zwölf Aussiedlerhöfe, die Bertholdshöfe, die letzten innerstädtischen Landwirte aufgenommen hatten, manifestiert sich jetzt unübersehbar der politische Wille zur Verklammerung der beiden so ungleichen Teilstädte. Noch streitet man sich, ob hier nächstens auch ein gemeinsames Rathaus entstehen soll. Und wo die Bürger einst nach erfolgter Turmbesteigung noch weiterpromenierten, um drüben im Schwenninger Saubühl dem Hölzlekönig (Deutschlands stärkster Tanne) einen Besuch abzustatten und um sodann auf dem Heimweg im gleichnamigen Wirtshaus zu Kaffee und Kuchen oder zum Schoppen anzukehren, braust heute zwischenstädtischer Verkehr.

Wenn die Wärme aus der Tiefe des Schwarzwaldes oder der Baar kommt

Zur Erdwärmenutzung im Schwarzwald-Baar-Kreis

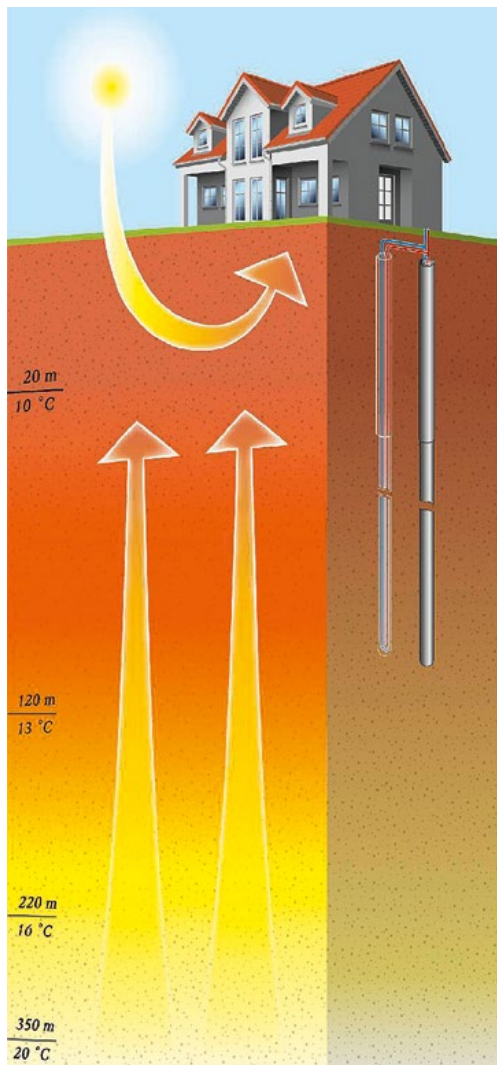
von Martin Fetscher

In Zeiten ständig steigender Heizkosten machen sich viele Menschen Gedanken über günstigere, zukunftsweisende Alternativen des Heizens und dies gerade im Schwarzwald und auf der Baar, wo der Bürger bei Jahresdurchschnittstemperaturen von um die 6° C deutlich mehr für das Heizen ausgeben muss als an den meisten anderen Orten Deutschlands. Nirgendwo in Deutschland leben in Städten so viele Menschen auf einer solchen Meereshöhe wie in Furtwangen, St. Georgen oder in Villingen-Schwenningen.

Die Wärme von oben, die Solarthermie, wird zunehmend genutzt, aber auch zur Tiefe hin strecken viele die Fühler aus. Schließlich befinden sich im Erdinneren unvorstellbar große Potenziale an Wärmeenergie – auch im Schwarzwald-Baar-Kreis, und dies unter jedem beliebigen Ort. Die Schwierigkeit besteht darin, diese Wärmequellen anzupapfen und die Wärme dauerhaft nutzen zu können. Außerdem ist die Nutzung von Erdwärme je nach Standort mit verschiedenen Gefahren verbunden.

Die Erdwärme nimmt in unserer Region durchschnittlich um drei Grad je 100 Meter zu. Wenn man allerdings berücksichtigt, dass in 15 m Tiefe kaum höhere Temperaturen vorliegen wie die klimatische Jahresdurchschnittstemperatur, so kann man sich schnell ausrechnen, wie tief man bohren muss, damit es so richtig mollig warm wird: Für eine herkömmliche Heizung mit ca. 50° C Vorlauftemperatur müsste man also ca. 1.400 m tief bohren. Man kann sich leicht vorstellen, dass die Schwierigkeiten und Kosten von Bohrungen zur Tiefe hin zunehmen. Bohrungen bis ca. 300 m werden relativ häufig-

*Wie die Nutzung der Erdwärme funktioniert: Je 100 Meter Tiefe steigt die Temperatur um drei Grad.
Illustration: www.umwelt.bremen.de*





Die Erdwärmebohrung beginnt: Familie Schulze freut sich an ihrer Baustelle in Schönwald auf die umweltfreundliche Energie für das neue Haus.



Meter um Meter frisst sich das Bohrgerät in die Tiefe. Für die Nutzung der Erdwärme in Schönwald genügt eine Bohrung von ca. 95 Meter Tiefe.

durchgeführt und deshalb sind die Techniken hierzu weit verbreitet. Bohrungen mit mehreren Tausend Metern Tiefe hingegen erfordern besondere Techniken, dauern verhältnismäßig lange und sind deshalb auch mit enormen Kosten verbunden. Aus diesen Gründen unterscheidet man zwischen der tiefen und der oberflächennahen Geothermie.

Die tiefe Geothermie beginnt ab ca. 400 m. Hierzu zählt z.B. auch die Thermalbohrung beim TuWas in Tuttlingen, bei welcher in 600 m Tiefe über 40°C warmes Wasser gefunden werden konnte, welches im Thermalbad genutzt wird. Die typischen tiefen Geothermiebohrungen sind in Mitteleuropa jedoch meist 2.000 bis 4.000 m tief. Bei dieser Technik wird in der Tiefe aus Wasser Wasserdampf erzeugt, welcher in der Lage ist, Turbinen anzutreiben. Dadurch kann man nicht nur die Wärme direkt nutzen, sondern auch Strom erzeugen. Im Jahr 2009 wurde in Bruchsal das erste Erdwärmekraftwerk Baden-Württembergs in Betrieb genommen. Diese Technologie ist jedoch ein Stück weit in Verruf geraten, nachdem vermutet wird, dass eine tiefe Geothermiebohrung bei Basel im Jahr 2007 leichte Erdbeben ausgelöst haben.

Die tiefe Geothermie steht theoretisch auch im Schwarzwald-Baar-Kreis in fast unbegrenztem Maß zur Verfügung. Da sich diese Technologie derzeit noch an der Grenze der Wirtschaftlichkeit befindet und zudem sehr hohe Anfangsinvestitionen erfordert, wird sie selbstverständlich zunächst dort angewandt, wo die Standortvoraussetzungen am günstigsten sind. Im Oberrheingraben beispielsweise liegen in 2.000 m Tiefe bereits deutlich höhere Temperaturen vor wie auf der Baar.

Oberflächennahe Geothermie

Die oberflächennahe Geothermie erschließt aufgrund der geringen Tiefe nur Temperaturen zwischen 8 und 15°C – immerhin das ganze Jahr



Erdwärmesonde bzw. Sondenschläuche auf der Haspel vor dem Einbau in das Bohrloch

gleichbleibend. Das ist natürlich viel zu kalt zum Heizen. Deshalb muss diese Wärme „veredelt“ werden. Dies geschieht mithilfe einer Wärmepumpe. Wärmepumpen funktionieren so, dass ein Medium erwärmt wird auf Kosten eines zweiten, welches abgekühlt wird. Es ist das umgekehrte Prinzip eines Kühlschranks. Hierfür wird elektrischer Strom benötigt. Als Medium aus der Umwelt kann Außenluft verwendet werden (Wasser-Luft-Wärmepumpe), oder aber auch Wasser (Grundwasser, Oberflächenwasser), und im Falle der typischen Erdwärmesonden wird eine spezielle Sole verwendet, welche die Erdwärme in einem geschlossenen Kreislauf von der Bohrung zur Wärmepumpe leitet. Die Sole soll verhindern, dass das Medium einfriert und Schäden verursacht.

Diese Technologie ist besonders wirtschaftlich, wenn für den Heizkreislauf eine möglichst geringe Temperatur ausreicht. Bei Flächenheizungen in Verbindung mit energiesparender Bauweise ist dies meist der Fall. Mit den ca. 10° Kelvin, mit welchen der Erdwärmekreislauf abgekühlt wird, muss bei modernen Heizsystemen der Heizkreislauf nur z.B. auf 30° aufgewärmt werden. **Hierdurch sind Jahresarbeitszahlen von deutlich über 4,0 möglich, das heißt, dass mehr als das Vierfache an Wärmeenergie genutzt werden kann, wie in das System in Form von elektrischem Strom hineingesteckt werden muss.** Die Effektivität kann auch dadurch noch gesteigert werden, wenn Erdwärmesonden im Sommer zum Kühlen und im Winter zum Heizen genutzt werden. Das Kühlen mit Erdwärmesonden ist bei heißen

Außenlufttemperaturen deutlich günstiger als mit einer klassischen Klimaanlage und zudem kann unter Umständen Wärme aus dem Sommer zum Teil bis hin in den Winter gespeichert werden. Besonders bei mehreren Erdwärmesonden oder einem Sondenfeld lässt sich Wärme so speichern, dass die Effektivität bzw. die Jahresarbeitszahl deutlich zunehmen.

Für ein neues Einfamilienhaus kommt man in der Regel mit einer Bohrung aus

Wie viele Bohrungen man für eine Erdwärmepumpe benötigt und wie tief sie sein sollten hängt ganz vom Wärmebedarf des jeweiligen Gebäudes ab. Überschlägig kann pro laufendem Bohrmeter ein Wärmeentzugspotenzial von 50 Watt pro Meter angenommen werden. Für ein neues Einfamilienhaus kommt man daher in der Regel mit einer Bohrung aus.

Die Nutzung von Erdwärme ist je nach Standort auch mit Einschränkungen und Gefahren verbunden. In Wasserschutzgebieten zum Beispiel kann bereits die Ausführung einer Bohrung zur Gefährdung von wertvollen Trinkwasservorkommen führen. Deshalb sind dort Erdwärmebohrungen in der Regel nicht zulässig. Aber auch außerhalb von solchen Schutzgebieten sind häufig Grundwasserstockwerke vorhanden, welche nicht verbunden werden dürfen, oder es sind Gesteinsschichten vorhanden, welche sich bei unsachgemäßer Handhabung unter Einfluss der Bohrungen verändern können.

Im Jahr 2009 haben Erdwärmebohrungen in Staufen dazu geführt, dass bis heute Gebäudeschäden in Millionenhöhe entstanden sind. Das Gestein bzw. Mineral Anhydrit, eine wasserfreie Form von Gips (Kalziumsulfat), das in bestimmten tiefer liegenden Gesteinsschichten häufig vorkommt, hat sich durch künstlich hervorgerufene Zufuhr von Grundwasser in Gips umgewandelt und damit sein Volumen vergrößert. Durch diesen Prozess, welcher in der Natur auch vorkommt, jedoch meist sehr langsam abläuft, können gewaltige Gebirgsdrücke im Untergrund entstehen, welche in der Lage sind, Gesteinspakete von ca. 200 m Dicke anzuheben. Seit 2009 werden Bohrungen in solche sulfathaltigen Gesteinsschichten in Baden-Württemberg nicht mehr zugelassen. Da sich der Anhydrit nicht überall gleich in Gips umwandelt, sondern oft Anhydrit in Nestern umgeben von Gips vorkommt, und zudem Anhydrit von gewöhnlichem Gips mit einfachen Mitteln kaum zu unterscheiden ist, werden Bohrungen auch bereits in gipshaltige Gesteine nicht mehr zugelassen, obwohl Gips weniger problematisch ist wie Anhydrit.

Für Errichtung und Betrieb von Erdwärmesonden ist eine wasserrechtliche Erlaubnis erforderlich, welche bei der Unteren Wasserbehörde beim Landratsamt eingeholt werden muss.

Alternative Erdwärmetechnologien

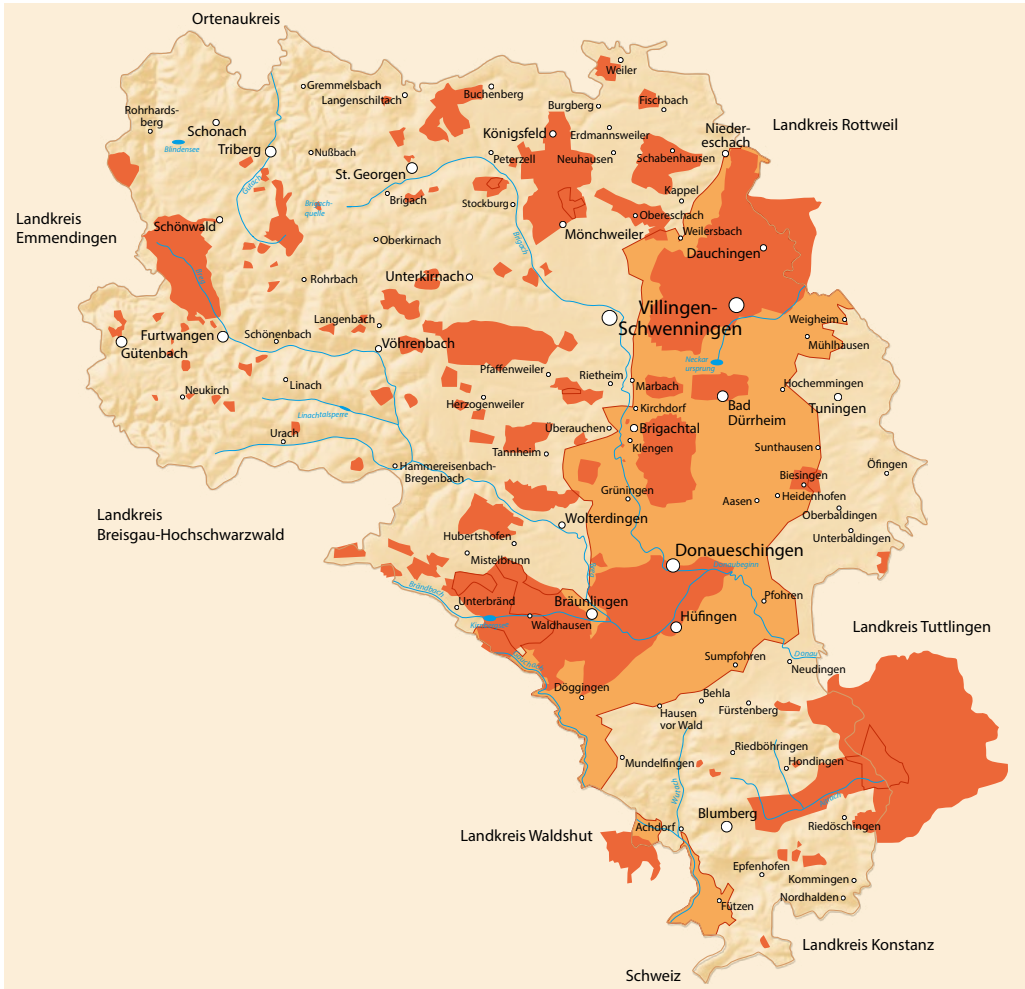
In Bereichen, in welchen Erdwärmebohrungen nicht zulässig sind, können immerhin alternative Erdwärmetechnologien errichtet werden, wie zum Beispiel Flächenkollektoren oder Energiekörbe. **Hier werden die Erdwärmesonden nicht in Bohrlöcher verlegt, sondern einfach in eine Art Baugrube, oder in Gräben oder Baggerschürfruben.** Dies ist unter Einhaltung bestimmter Vorgaben sogar innerhalb von Wasserschutzgebieten (Zone III) möglich. Grundwasserwärmepumpen erfordern spezielle Untergrundverhältnisse. Es müssen oberflächennah gut durchlässige und ausreichend Grundwasser führende Schichten wie z.B. mächtige Kiesschichten vorhanden sein. Dies ist zum Beispiel im Oberrheingra-

ben oder in Oberschwaben vielerorts gegeben. Oberflächengewässer scheiden hier in der Region meist bereits aus technischen Gründen aus, da sie im Winter über längere Zeiträume nur eine Temperatur um den Gefrierpunkt besitzen und damit nicht mehr weiter abgekühlt werden können.

Die Untergrundverhältnisse im Schwarzwald-Baar-Kreis sind in Bezug auf die Errichtung von Erdwärmesonden zweigeteilt. Während auf der Baar vorwiegend ungünstige Untergrundverhältnisse vorliegen, sind die Verhältnisse im Schwarzwald meist ausgesprochen günstig. Im östlichen bzw. zentralen Bereich des Landkreises kommt hinzu, dass bedeutende Siedlungsflächen innerhalb von Wasserschutzgebieten liegen, sodass die Errichtung von Erdwärmesonden bereits dadurch ausscheidet, dass der Grundwasserschutz als öffentliches Interesse Vorrang hat. Dies ist z.B. in Schwenningen, Pfaffenweiler und großen Teilen von Donaueschingen, Hüfingen und Bräunlingen der Fall. In Bad Dürkheim befinden sich bekanntlich genutzte, wertvolle Mineralwasservorkommen im Untergrund.

Große Einschränkungen ergeben sich auch im Schwarzwald-Baar-Kreis durch weitverbreitete Vorkommen sulfathaltiger Gesteine. Im Wesentlichen sind hier zwei Gesteinsschichten zu berücksichtigen. Zum einen führen die Salinarschichten des Mittleren Muschelkalkes meist sulfathaltige Gesteine. Hier tritt in manchen Bereichen auch Steinsalz auf. Da sich Steinsalz unter Einwirkung von Bohrungen oder durch Zutritt von Grundwasser leicht auflöst, werden in diese Schichten Erdwärmebohrungen seit jeher nicht zugelassen. In Schwenningen, Bad Dürkheim und Donaueschingen (Aasen) wurde dieses Salz in früheren Zeiten in Form von Sole zutage gefördert und genutzt.

Der Mittlere Muschelkalk zieht sich durch den Landkreis etwa entlang einer Linie von Niedereschach – Villingen – Brigachtal – Bräunlingen – Fützen. Da der Mittlere Muschelkalk überlagert ist vom Oberen Muschelkalk, welcher gut wasserdurchlässig und häufig verkarstet ist, ist auch der Mittlere Muschelkalk häufig verwittert und die löslichen Bestandteile wie Gips und Steinsalz sind ausgelaugt.



Die zweite sulfathaltige Schicht ist der Gipskeuper. Dieser Gips wurde in der Vergangenheit an vielen Orten im Schwarzwald-Baar-Kreis abgebaut (siehe dazu auch Almanach 2012). Da der Gipskeuper aus meist gering wasserdurchlässigen Tonen besteht, ist der Gips häufig sehr nahe der Erdoberfläche zu finden. Der Gipskeuper zieht sich durch den Landkreis etwa entlang einer Linie Mühlhausen – Schweningen – Bad Dürkheim – Aasen – Pfohren – Hausen vor Wald – Döggingen – Aselfingen – Fützen.

Im tieferen Untergrund liegt das Sulfat in beiden Schichten als quellfähiger Anhydrit vor. Beide Schichten tauchen nach Südosten hin mit ca. 2° Gefälle ab. Bohrungen, welche östlich der Linie, entlang welcher die Gesteine zutage treten, durchgeführt werden, treffen in der Tiefe

Wo im Schwarzwald-Baar-Kreis die Nutzung der Erdwärme nicht oder nur eingeschränkt möglich ist. Die roten Flächen zeigen die Wasserschutzgebiete. Die orangene Zone hingegen ist die Fläche des Schwarzwald-Baar-Kreises, die von der Sulfatproblematik betroffen ist und wo deshalb Erdwärm Bohrungen in der Regel nicht oder nur sehr eingeschränkt möglich sind. Genauere Angaben erhält man beim Landratsamt des Schwarzwald-Baar-Kreises oder bei einem geeigneten Fachbüro.

zwangsläufig auf diese Schichten – und zwar je weiter südöstlich sie liegen, desto tiefer. Die etwaige Tiefe der sulfathaltigen Schichten lässt sich aus bereits durchgeführten Bohrungen oder aus geologischen Karten abschätzen. Hieraus ergibt sich in der Regel eine Bohrtiefen-



Bohrer und unten ein Bohrkern aus dem Gipskeuper mit Anhydrit (Mitte) und Gips (Kluftfläche oben).



begrenzung bis oberhalb der kritischen, sulfathaltigen Schicht. Am südöstlichsten Ende des Landkreises in Riedöschingen zum Beispiel liegt der Gipskeuper in ca. 400 m Tiefe, sodass die sulfatbedingte Bohrtiefenbegrenzung in der Praxis zu keinen Einschränkungen führt.

In anderen Bereichen, insbesondere der Baar, sind Erdwärmebohrungen zwar zulässig, jedoch können weitere „Georisiken“ bei der Durchführung von Erdwärmebohrungen auftreten: In Gesteinen, welche zur Verkarstung neigen, können höhlenartige Hohlräume dazu führen, dass die Bohrung unzureichend abgedichtet werden kann. Im Schwarzwald-Baar-Kreis sind Karsterscheinungen auf den Muschelkalkhochflächen des Oberen Muschelkalkes z.B. in der Umgebung von Donaueschingen oder

Bräunlingen bekannt. Da Bohrungen im Oberen Muschelkalk aufgrund der Sulfatproblematik im Mittleren Muschelkalk und wegen der Wasserschutzgebiete ohnehin nur sehr eingeschränkt möglich sind, spielen Karstphänomene bei der Nutzung von Erdwärme hier kaum eine Rolle.

Bedeutender ist mancherorts das Risiko, bei Bohrungen Grundwasser anzutreffen, welches unter Druck steht. In manchen Fällen ist dieser natürliche Druck so hoch, dass das Wasser von selbst über ein offenes Bohrloch bis an die Erdoberfläche strömen kann und dort ausfließt. Man spricht hier von Arthesern. Nur mit erhöhtem technischen Aufwand können solche Artheser dauerhaft abgedichtet werden. Die Abdichtung im Bohrloch ist dann ebenfalls besonders wichtig, wenn mit einer Bohrung zwei verschiedene Grundwasserleiter miteinander verbunden werden. Meist besitzen getrennte Grundwasserleiter neben verschiedenen Druckverhältnissen auch einen unterschiedlichen Chemismus. Werden grundwasserführende Schichten nicht oder nur unzureichend abgedichtet, können unerwünschte Folgen wie z.B. Setzungen oder das Versiegen von Quellen auftreten. Solche Schäden in Zusammenhang mit Erdwärmebohrungen sind z.B. in Leonberg oder Schorndorf bekannt geworden.

Bislang keine Schäden bekannt

Im Schwarzwald-Baar-Kreis sind bislang keine Schäden durch Erdwärmebohrungen bekannt. Derzeit befinden sich ca. 230 Erdwärmeanlagen im Schwarzwald-Baar-Kreis. Wegen der im Bereich der Baar häufig ungünstigen Bedingungen sind dort an manchen Orten Erdwärmeanlagen in Betrieb, wo unter heute gültigen Gesichtspunkten keine Neuanlagen mehr zugelassen werden.

Anders ist dies im Schwarzwald, wo die Voraussetzungen für die Nutzung von Erdwärme nach wie vor meist sehr günstig sind. Sulfathaltige Gesteine oder Karst treten hier nicht auf. Die Gesteine des Grundgebirges – Gneis und Granit – sind meist kaum wasserführend. Sie sind relativ hart, und deshalb auch nicht ganz leicht zu bohren. Mit geeignetem Gerät sind



Im Schwarzwald, hier der Großraum Furtwangen, ist die Nutzung der Erdwärme außerhalb von Wasserschutzgebieten nahezu überall möglich. Auf der Baar bei Bad Dürkheim (unten) indes verhindert meist die Sulfatproblematik die Erdwärmebohrungen.





Aus 350 Metern Tiefe bezieht das neue Rathaus der Gemeinde Schonach die Erdwärme. Im Rathauuskeller befindet sich die Technik der Anlage (rechts), die über einen 1.000 Liter-Pufferspeicher verfügt.

sie jedoch besser zu bohren als häufig wechselnde Schichten, da sie sehr homogen sind. Außerdem besitzt Granit günstige Wärmeleit-eigenschaften. Da diese Gesteine des Grund-gebirges zur Tiefe nicht begrenzt sind, bestehen hier für Bohrungen keine Tiefenbegrenzungen.

Die derzeit tiefste Bohrung mit 350 Meter befindet sich in Schonach

Nachdem die jährliche Zahl von Erdwärmepro- jekten im Schwarzwald-Baar-Kreis seit 2008 abgenommen hat, nimmt sie aktuell wieder zu, insbesondere im Schwarzwald. Viele aktuelle Projekte finden sich in Furtwangen und St. Geor- gen, aber auch in Villingen. Die Bohrungen sind im Durchschnitt meist 80 bis 150 m tief.

Die derzeit tiefste Bohrung befindet sich in Schonach. Dort befinden sich gleich zwei Boh-



rungen zu je 350 m direkt nebeneinander. Sie dienen zur Beheizung des neuen Rathauses, welches im Jahr 2010 fertiggestellt wurde.

Ansgar Paul, als Leiter des Ortsbauamtes auch zuständig für die Technik des Rathauses, ist sehr zufrieden mit dieser Technik. Selbst bei den anhaltenden Extremtemperaturen im Februar 2012 gab es keine Probleme. Zwar ist für den Notfall eine elektrische Stützheizung eingebaut, diese sei aber noch nie gebraucht worden.

Das gesamte Heizsystem ist auf Flächenhei- zungen in den Fußböden ausgelegt, welche in der Regel mit einer Vorlauftemperatur von 28 bis 35°C auskommen. Kühlung sei zwar theo-

retisch möglich, in der Praxis aber sei dies bei den Schonacher Maximaltemperaturen kein Thema. Auch die Rathausmitarbeiter seien mit dem Wärmekomfort sehr zufrieden, obwohl es im Vorfeld gewisse Bedenken gegen Fußbodenheizungen gegeben habe, weil es keine herkömmlichen Heizkörper mehr gibt.

Die Haustechnik wurde vom Ingenieurbüro Schwarz in Furtwangen geplant. Der Gemeinderat von Schonach wollte mit der Entscheidung für die Erdwärme ein positives Zeichen setzen. Günstig auf den wirtschaftlichen Betrieb der Erdwärmeanlage wirkt sich ein spezieller Stromtarif der EGT Triberg aus. Im Vergleich zu Wohngebäuden günstig ist auch die Tatsache, dass das Verwaltungsgebäude kaum Warmwasser benötigt, welches ja deutlich stärker aufgewärmt werden muss, in der Regel ca. 60°C. Der geringe Warmwasserbedarf an einzelnen Waschbecken im Rathaus wird über elektrische Durchlauferhitzer gedeckt. Im Rathauskeller befindet sich die Technik der Erdwärmeanlage mit einem 1.000 Liter-Pufferspeicher.

Die Elektrotechnik mit Wärmepumpe und Peripherie der Erdwärmeanlage wurde von der Fa. Nock in Triberg durchgeführt. Das Elektrotechnik-Unternehmen Nock hat sich u.a. auf Erdwärmepumpen spezialisiert und mit verschiedenen Partnerfirmen bereits über ein Dutzend Projekte im Schwarzwald-Baar-Kreis realisiert. Das Unternehmen betreibt selbst eine Erdwärmepumpe in Nußbach. Die Technik dieser Erdwärmesonde ist eine Besonderheit. Hier wird nicht wie gewöhnlich ein flüssiges Wasser-Glykol-Gemisch durch das U-förmige Doppelrohr geleitet, sondern unter hohem Druck wird flüssiges CO₂ in ein einziges Wellrohr aus Metall geleitet. Das CO₂ fließt dann an den Wänden entlang nach unten, bis es aufgrund der Erwärmung durch das umgebende Gestein verdampft und von selbst nach oben steigt. Dort wird es in der Wärmepumpe vom Verdichter wieder verflüssigt. Das Projekt wurde sogar von der Universität Karlsruhe wissenschaftlich betreut und von der EnBW gefördert.

Die Bohrungen beim Rathaus Schonach wurden von der Fa. Koch in Ratshausen durchgeführt. Die Fa. Koch plant mittlerweile noch tiefere Bohrungen bis zu 450 m Tiefe.

Kreissparkasse Donaueschingen und Edeka-Markt Villingen die größten Projekte

Wenn Mehrfamilienhäuser oder größere gewerblich genutzte Gebäude mit Erdwärme beheizt werden, sind dazu viele Sonden, meist sogar ganze Sondenfelder, erforderlich. Als größte Erdwärmeprojekte im Schwarzwald-Baar-Kreis sind die Kreissparkasse Donaueschingen oder der große Edeka-Markt in Villingen (ehem. WÜBA) zu nennen.

Grundwasser- oder Oberflächenwasser-Wärmepumpen gibt es im Schwarzwald-Baar-Kreis nur sehr vereinzelt im Bereich Hüfingen oder Pföhren. Dort sind die mächtigsten, gut wasser-durchlässigen Kiesschichten im Schwarzwald-Baar-Kreis vorhanden. Diese Schichten sowie das enthaltene Grundwasser treten beim Kiesabbau am Riedsee in Hüfingen zutage.

In Wasserschutzgebieten wie in Dauchingen oder Schwenningen sind bereits einige flache Erdwärmesysteme, zum Beispiel in Form von Energiekörben oder Flächenkollektoren, in Betrieb.

Die Familie Schulze in Schönwald hat sich erst vor Kurzem für Erdwärme für ihr neues Einfamilienhaus entschieden (siehe Foto S. 243). Auf einer Baumesse in Stuttgart wurde sie auf diese Möglichkeit der Beheizung aufmerksam. Ein Fertigbau-Unternehmen hat dort mit einem Musterhaus mit einer Beheizung durch Erdwärme zu vergleichsweise günstigen Preisen geworben. Außerdem möchten Schulzes unabhängig sein von Gas und Öl. Der moderne Neubau kommt aufgrund der energiesparenden Bauweise mit einer einzigen Bohrung mit 95 m Länge aus. Ein geologisches Gutachten für die Erdwärmebohrung war an diesem Standort nicht erforderlich, lediglich für die Hausgründung erfolgte eine Untersuchung.

Die Spezialfirma aus Weilheim/Teck führte diese Bohrung mit Ausbau im Juli an einem einzigen Tag aus. Der Bohrmeister Jochen Weyrauch hat mit dem harten Gestein, dem Triberger Granit, kein Problem. Er habe im Schwarzwald schon wesentlich tiefere Löcher gebohrt.

Mittlerweile steht das Haus und zu Weihnachten 2012 kann die Familie Schulze die Erdwärme bereits im Wohnzimmer genießen.

Neues Leben blüht aus den Ruinen – Der Reinertonishof ist wiedereröffnet

Familie Duffner hat ihr Kulturdenkmal im Schönwälder Schwarzenbachtal wieder aufgebaut

Das Entsetzen im ganzen Schwarzwald und darüber hinaus war groß, als am 21. Januar 2006 im Morgengrauen der fast 400 Jahre alte Reinertonishof im malerischen Schwarzenbachtal durch Brandstiftung in Schutt und Asche versank. Marianne und Lukas Duffner standen samt den Kindern und Enkeln geschockt vor den Trümmern ihres Lebenswerkes. Jetzt wurde der neue Reinertonishof am 29. September 2012 feierlich neu eröffnet.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen“, dieses Zitat von Friedrich Schiller im Drama um Wilhelm Tell passt genau auf die Situation der Großfamilie Duffner von Schönwald. Der alte Hof wurde ein Raub der Flammen und stürzte zusammen, während sich die Zeit wirklich änderte, und zwar nicht nur für die Familie, die durch diese Tragödie ihre wirtschaftliche Grundlage verlor. Auch der Tourismus war um ein wertvolles Kleinod ärmer geworden. Fuhren früher viele Busse nur

wegen des geschichtsträchtigen Bauernhofes in den Kurort, so hörte nach dem Unglück der Strom der Geschichtsinteressenten schlagartig auf.

Doch jetzt blüht wirklich wieder neues Leben auf dem Hofgut. Familie Duffner ließ sich nicht entmutigen, sondern begann zwei Jahre später

Der neue Reinertonishof, der am 29. September 2012 feierlich eingeweiht wurde.



Die Großfamilie Duffner um Lukas und Marianne Duffner (sitzend) sowie Ute und Siegfried Duffner (hinten Mitte stehend) hat gemeinsam den Reinertonishof in Schönwald zu neuem Leben erweckt. Links Simon und Stefan sowie rechts Mark-Anton sowie Sebastian Duffner.



mit dem Wiederaufbau. Doch zunächst war es ein langer Weg, bis der folgenreiche Beschluss gefasst wurde, wieder neu zu beginnen. Und dies ist auch verständlich, wenn man die Vorgeschichte kennt.

Der alte Reinertonishof

Der alte Hof wurde 1619 erbaut und war ein Lehenhof mit unfreien Bauern unter der Herrschaft des Kaiserhauses Habsburg. Jedoch ab 1806 gehörte Schönwald nicht mehr zu Österreich, sondern zum Großherzogtum Baden. Jetzt erst konnten die Bauern die Höfe kaufen, auf denen ihre Vorfahren als Knechte geschuftet hatten. Johann Martin Reiner war auf dem alten Hof im Schwarzenbachtal der erste Landwirt mit Grundbucheintrag. Sein Enkel Anton Kuner, der von 1845 bis 1921 lebte, wurde Reinertoni gerufen und nach ihm heißt der Hof bis zum heutigen Tag Reinertonishof.

1980 dann verkaufte die Witwe Veronika Kuner das baufällige Gebäude an das Ehepaar Marianne und Lukas Duffner vom benachbarten Schneiderjockenhof. Mit finanzieller Unterstützung des Landesdenkmalamtes ließ Familie Duffner den Hof restaurieren, sodass ein wertvolles Kleinod entstand. 1986 wurde der Reinertonishof unter Denkmalschutz gestellt. Die neuen Eigentümer blieben auf dem Schneiderjockenhof wohnen und verwandelten das Kulturdenkmal mit ihren historischen Führungen zu einem Museumsbauernhof. Aus ganz Deutschland strömten Touristen herbei, aber

auch Einheimische interessierten sich für das harte Leben in früheren Jahrhunderten. Doch im Januar 2006, nach dem Großbrand, war alles zu Ende. Auch die Existenzgrundlage der Jungbauernfamilie Siegfried und Ute Duffner mit den drei Söhnen Stefan, Sebastian und Simon war zerstört.

Eine Großfamilie hält zusammen

Nach langem Zögern und vielen Gesprächen in der Familie, entschlossen sich Ute und Siegfried Duffner mit Unterstützung ihrer Eltern den Hof in verkleinerter Form wieder aufzubauen. Die Duffners mobilisierten alle Familienmitglieder, die ohne Zögern ihre Hilfe zusagten. Es waren nicht wenige, die versprachen, mit ihrer Handwerkskunst den Hof wieder aufzubauen.

Seniorchef Lukas Duffner hatte aus seiner Ehe mit der Tochter des Schneiderjockebauern sieben Kinder. Nach dem frühen Tod seiner Frau Alma im Jahre 1974 heiratete der Witwer fünf Jahre später die Düsseldorferin Marianne Warden, die aus ihrer ersten Ehe eine Tochter und einen Sohn mitbrachte. Ute und Ulrich Warden wuchsen mit den Duffner-Kindern auf. Als dann Marianne und Lukas Duffner 1981 noch einen gemeinsamen Sohn bekamen, der den Namen Mark-Anton trägt, wohnten zehn Kinder auf dem Schneiderjockenhof. Im gleichen Jahr vergrößerte sich die Familie noch einmal, weil die Nichte von Marianne Duffner, die elfjährige Susanna aus dem Ruhrgebiet, auf dem Hof aufgenommen wurde. In der dreizehnköpfigen Fa-

milie hielten alle zusammen und unterstützten sich gegenseitig. Der Hoferbe Siegfried Duffner heiratete später seine Stiefschwester Ute Warde und die beiden bekamen drei Söhne, die heute alle volljährig sind

Der neue Reinertonishof

Mit viel Mut und Gottvertrauen begannen Ute und Siegfried Duffner 2007 mit der Planung eines neuen Hofes. Bei den Aufräumarbeiten stellte sich heraus, dass die Rauchküche noch vollständig erhalten war. „Der Granitstein hielt dem Feuer stand“, freute sich Landwirtschaftsmeister Siegfried Duffner. „Die beiden Gewölbe der Schlotküche sind unversehrt und der Herd aus dem Jahre 1619 sieht noch genauso aus wie damals“, betonte seine Frau. Dies war der eigentliche Grund, dass die Familie um den erhaltenen Kern herum das neue Haus im alten Stil wieder aufbauen wollte.

„Wir bauen ein Bauernhaus im Schwarzwaldstil, damit man sehen kann, wie die Menschen früher im Schwarzwald lebten“, sagten Ute und Siegfried Duffner zu den Gemeinderäten, als sie das Modell bei einer Sitzung im Februar 2008 vorstellten. Auf den landwirtschaftlichen Teil wolle man bewusst verzichten, schließlich habe man für die Tiere und das Heu schon längst moderne Neubauten erstellt. Die alte Rauchküche

Links: Blick zur Uhrenwerkstatt, rechts die unversehrt gebliebene Schlotküche.

aus dem 17. Jahrhundert solle aus hygienischen Gründen verglast werden, sodass die Besucher den Speck und die Würste im Rauchfang zwar sehen, aber nicht berühren können.

Der Gemeinderat von Schönwald stimmte ohne Zögern den Plänen zu, ebenso das Landratsamt in Villingen. So konnte bereits im Juni 2008 der erste Spatenstich vor der Granitwand der Schlotküche erfolgen. Nach einer eindrucksvollen Rede von Jungbäuerin Ute Duffner, die Fröhlichkeit statt Fassungslosigkeit forderte und den Neuanfang begrüßte, begann der symbolische Akt.

Spontan versprach Bürgermeister Hans-Georg Schmidt von Schönwald damals, aus dem Gemeindegeld einen Baum als Eckpfeiler zu spenden. Gallus Strobel, der Gemeindechef von Triberg, folgte diesem Beispiel ebenso wie sein Kollege Jörg Frey aus Schonach. Der vierte Tannenbaum als Säule für das neue Hofgebäude wurde ebenfalls schon beim Spatenstich angekündigt, und zwar vom Landratsamt. Familie Duffner freute sich sehr über diese Hilfsbereitschaft.

Unter der Leitung des Architekten Karlhans Schweizer vom Blumberger Büro ibs begann nun der Wiederaufbau um die Rauchküche herum. Nicht nur der Bauherr Siegfried Duffner griff zu Säge und Axt, sondern auch seine Brüder und seine Söhne haben mitgeholfen. Jeder brachte seine beruflichen Fähigkeiten ein und so entstand ein malerisches Schwarzwaldhaus mit viel Eigenarbeit. „Ich habe das Holzhaus hauptsächlich mit meinem Bruder Ludwig gebaut, der eine Zimmerei hat“, erzählte der Eigentümer.





Einweihung des neuen Reinertonishofes. Rechts: Rauchküche aus dem 17. Jahrhundert mit Verglasung.



Ludwig Duffner baute nicht nur den Hof wieder auf, sondern renovierte auch den historischen Getreidespeicher, der von den Flammen verschont blieb. Der älteste Bruder Otto beteiligte sich mit seinen Söhnen ebenso am Wiederaufbau wie der jüngere Bruder Gerold, der für die ganze Elektroinstallation zuständig war.

Planer Karlhans Schweizer nannte interessante Fakten: Der neue Reinertonishof umfasst noch ein Drittel des alten Hofes, der Wohnteil aber blieb in der gleichen Größe und ist an der Stelle des alten Wohnteiles aufgebaut. Nicht mehr aufgebaut wurde der Ökonomieteil. Erhalten und/oder repariert wurden der Erdkeller, das Steingewölbe, das zweite Gewölbe aus Weidengeflecht und Lehm sowie der Original-Steinherd in der Küche aus dem Jahr 1619.

Karlhans Schweizer: „Wichtigste Entscheidung war das Drehen der Firstlinie, dadurch konnten wir die alte Ostfassade ohne den Ökonomieteil wieder mit langem, abgeschlepptem Walm herstellen.“

Insgesamt wurden nahezu 500 Kubikmeter Schnittholz (Weißtanne) und 34 Tonnen Lehm in die Decken und die Räucherküche eingebaut. Zur Freude der Familie Duffner hat die Obere Denkmalbehörde den Hof unter anderem wegen der erhaltenen Räucherküche wieder als Kulturdenkmal eingestuft. Insgesamt brauchte es fünf Jahre an Planung und Bauzeit, da die Familie vieles in Eigenarbeit ausführte und es gleich zwei harte Winter gab.

Die Inneneinrichtung

Da die Möbel und Raritäten aus früheren Jahrhunderten alle verbrannten, war es ein Problem, den Hof wieder mit musealen Gegenständen zu füllen. Doch der Heimatverein versprach sofort

Links die Elternkammer mit historischem Himmelbett und rechts die Wohnstube.



seine Hilfe. „Wir haben im Laufe der Zeit vieles geschenkt bekommen und manche Sachen haben wir auch gekauft“, signalisierte Ute Duffner zufrieden. Besonders freute sie sich, dass in der Elternkammer ein historisches Himmelbett aufgestellt werden konnte. Dabei handle es sich nicht um irgendein Bett aus früheren Zeiten, sondern darin habe die Hauptdarstellerin geschlafen, als das Drama „Der Polenweiher“ von Thomas Strittmatter aus St. Georgen verfilmt wurde.

Historisch traumhaft schön sind alle Zimmer und Gänge eingerichtet. Uralte Bügeleisen stehen an den Sprossenfenstern und neben dem Kachelofen sind Spinnräder und Weinkrüge zu sehen. An der Wand hängt eine Tafel mit der Inschrift „Gottes starke Vaterhand, schütze euren Ehestand“. Auch der „Herrgottswinkel“ ist wieder traditionell gestaltet. Sogar eine holzgeschnitzte Statue des heiligen Erzengels Michael, der laut Bibel die Menschen vor dem Bösen beschützt, bekamen die Duffners geschenkt. Daneben hängt ein Gemälde von St. Florian, wie er gerade ein Haus aus dem Flammenmeer rettet.

Im neuen Schwarzwaldhaus gibt es auch eine Uhrenecke, viele Handwerksgeräte und einen Herd aus dem 19. Jahrhundert mit Was-



Landrat Sven Hinterseh (links) überreichte den Duffners im Namen des Landkreises ein gusseisernes Wappen des Großherzogtums Baden.

serschiff. „Den haben wir von Familie Martin aus dem Hotel Ochsen bekommen, weil unser Herd verbrannt ist“, sagte die Eigentümerin Ute Duffner. Die Tenne solle in Zukunft als Festsaal dienen und ein Raum der Begegnung werden.

Reinertonishof wird zur Außenstelle des Standesamtes der Gemeinde Schönwald

Zahlreiche Ehrengäste folgten am 29. September der Einladung zur Einweihung. Drei Kirchenvertreter beteten und sangen mit den versammelten Gästen. Am Haus kann man die Wappen von Schönwald, Schonach, Triberg und des Landkreises schon von Weitem erkennen. Sie sind ein Hinweis auf die vier Eckpfeiler aus Weißtannenholz, die von den drei Kommunen und dem Landkreis gespendet wurden.

Landrat Sven Hinterseh erinnerte in seiner Rede an die mächtige Weißtanne, die sein Vorgänger Karl Heim als vierten Eckpfeiler gesponsert hatte. „Ich finde diese Symbolik toll, und da ich gehört habe, dass das badische Wappen verbrannt ist, habe ich heute ein neues mitgebracht“, verkündete der Landrat und überreichte der Familie Duffner ein gusseisernes Wappen des Großherzogtums Baden. Weiter betonte er, dass der Hof ein wichtiger Ort sei, an dem vor allem die Jugend einen Blick in die Geschichte werfen könne.

Bürgermeister Hans-Georg Schmidt hatte eine Überraschung parat: „Wir wollen das Angebot der Familie Duffner, hier eine Außenstelle des Standesamtes einzurichten, dankbar annehmen“, sagte er, und übergab zwei Tafeln mit diesbezüglichen Inschriften. Die eine wurde an der Bauernstube angebracht, die andere an der früheren Tenne. Schon eine Woche später ließ sich das erste Brautpaar trauen.

Lukas Duffner ist auch ein großer Freund der Partnerschaft des Landkreises mit dem ungarischen Komitat Bács-Kiskun, der durch seinen Vizepräsidenten Sandor Rausch vertreten war. Sein Grußwort wurde mit spontanem Sonderbeifall unterbrochen, als er sagte: „Familie Duffner ist so erfolgreich, weil alle einander helfen. Mein Freund Lukas macht nicht alles allein, auch wenn das manche glauben.“

Der CDU-Bundestagsabgeordnete Siegfried Kauder sprach von einem „einzigartigen Juwel“, das von drei Duffner-Generationen wieder aufgerichtet wurde. Er betonte weiter: „Wir brauchen keine Schwätzer, sondern solche Persönlichkeiten wie die Duffners“.

Der weithin bekannte Senior der Duffner-Familie, Lukas Duffner, ließ es sich nicht nehmen, zur Freude der Anwesenden gleichfalls eine launige Rede zu halten. „Und nun singen wir das Badner-Lied“, forderte er zum Schluss, und alle erhoben sich, um aus vollem Hals die Hymne anzustimmen.

EU-Kommissar Günther Oettinger lobt die Familie Duffner für ihre Schaffenskraft

Den Höhepunkt der Veranstaltung bildete ohne Zweifel die Ankunft des Energie-Kommissars der Europäischen Union, Günther Oettinger, früherer Ministerpräsident von Baden-Württemberg. „Mein schwarzer Bruder, ich grüße dich“, rief SPD-Kreisrat Lukas Duffner, der auch unter dem Spitznamen „Roter Bauer“ bekannt ist, dem hohen Gast entgegen. Günther Oettinger lobte die Bauernfamilie für den Wiederaufbau des Hofes.

Er könne sich noch gut an den schrecklichen Tag erinnern, als die Brandkatastrophe durch die Medien ging. Auch da er das Kulturdenkmal aus eigener Anschauung kannte, sei er entsetzt gewesen.

Günther Oettinger zeigte sich erfreut, als ihm Landrat Sven Hinterseh und Bürgermeister Hans-Georg Schmidt vorgestellt wurden. „Ich lade den Gemeinderat und den Kreisrat ein nach Brüssel“, zeigte sich Günther Oettinger spontan gastfreundlich. Nach dem Ständchen der Alphornbläser trug er sich ins Goldene Buch der Gemeinde Schönwald ein, das Bürgermeister Hans-Georg Schmidt in der Bauernstube bereitgelegt hatte.

Im Begegnungsraum dirigierte Lukas Duffner dann den EU-Kommissar zum Klavier und gab ihm den Auftrag, das Badnerlied zu spielen, in das alle erfreut einstimmten. Eine Aufgabe, die Günther Oettinger souverän meisterte.

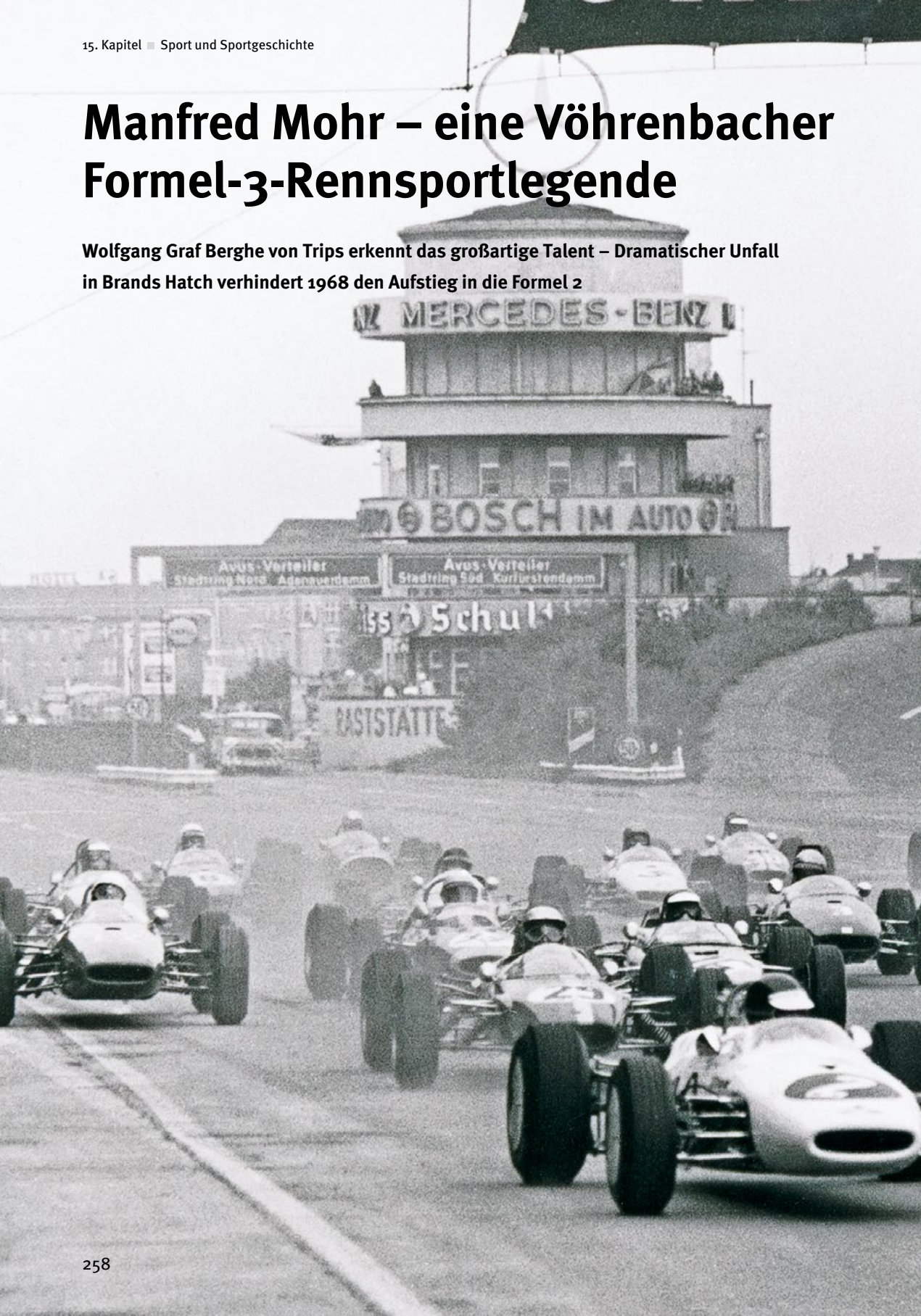
Seniorchef Lukas Duffner erinnerte seinen Duzfreund Günther Oettinger an die denkwürdige Stunde, als dieser ihm in Stuttgart als Ministerpräsident das Bundesverdienstkreuz verliehen hatte. Der Besuch des EU-Kommissars bei den Duffners jedenfalls war eine außergewöhnliche, freundschaftliche Geste! *Maria Kienzler*



Links: Der EU-Energie-Kommissar und ehemalige Ministerpräsident Günther Oettinger trägt sich ins Goldene Buch der Gemeinde Schönwald ein. Rechts: Schönwalds Bürgermeister Hans-Georg Schmidt überreicht Ute und Siegfried Duffner die Bestätigung als Außenstelle des Standesamtes von Schönwald.

Manfred Mohr – eine Vöhrenbacher Formel-3-Rennsportlegende

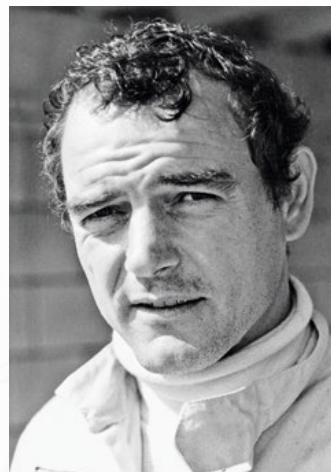
Wolfgang Graf Berghe von Trips erkennt das großartige Talent – Dramatischer Unfall in Brands Hatch verhindert 1968 den Aufstieg in die Formel 2



Die AVUS in Berlin, rechts im Hintergrund ist die berühmte Steilwandkurve zu sehen, die Manfred Mohr als erster Rennfahrer überhaupt mit Vollgas durchfährt. Zur Rennsituation: Vorne liegt Kurt Ahrens, rechts daneben fährt mit der Startnummer 20 Manfred Mohr. Er siegt 1965 auf dieser Strecke, das Rennen ist live im Fernsehen zu sehen.

Manfred Mohr trainiert auf der Linacher Landstraße mit seinem Brabham für die Formel-3, Manfred Mohr steht auf der Pole Position in Monza – Manfred Mohr winkt der Sprung in die Formel-2. Dann der dramatische

Unfall 1968 in Brands Hatch, den ganz Vöhrenbach in der Sportschau sieht – der alle Träume zerstört: Sein Brabham steigt in der Startrunde nach Berührung mit einem Konkurrenten auf, überschlägt sich mehrfach und kracht in einen Erdwall. Mit offenen Brüchen und Lähmungserscheinungen bergen Helfer den damals besten deutschen Formel-3-Piloten. Der unterschiftsreife Werksvertrag mit Tecno für die Formel-2-an der Seite von Clay Regazzoni ist ebenso hinfällig wie andere ehrgeizige Pläne. Bis dahin hat Manfred Mohr bis zu 30 meist spektakuläre F3-Rennen pro Saison bestritten. Er kämpft mit Rennsportlegenden wie Ronnie Peterson, den Brüdern Brambilla, Silvio Moser, Chris Craft, Jürg Dubler, James Hunt oder Derek Bell um den Sieg – ist einer von ihnen und zählt noch heute zum Kreis der deutschen Rennsport-Pioniere. Und doch gibt er nicht auf, er kehrt zurück – erneut erfolgreich!





Oben links: Manfred Mohr sitzt am Steuer seines ersten Rennwagens, ein BMW 328, gekauft in Villingen.

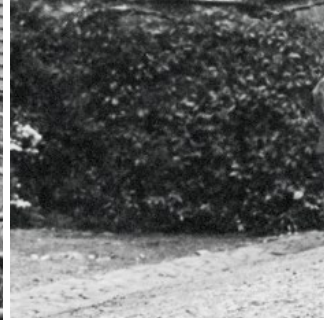
Mitte oben: Früh übt sich... Manfred Mohr absolviert erste Rennen mit der Seifenkiste, hier ist er auf der Vöhrenbacher Krankenhausstraße unterwegs.

Mitte unten: Manfred Mohr mit dem Siegerkranz 1962 auf dem Schauinsland, dicht umringt von Gratulanten und der Presse.

Oben rechts: Mit dem Porsche Carrera im Juli 1961 beim Spessart-Bergrennen am Start.

Zusammen mit Ehefrau Olina, Sohn Matthias, Papagei „Jakob“, der Katze „Lady“ und der Vogelspinne „Rambo“ lebt Manfred Mohr im angestammten Familiensitz in der Herdgasse. Er verpasst im Fernsehen kein Autorennen, erfüllt noch immer zahlreiche Autogrammwünsche, ist in der Motorsportszene eine feste Größe – gehört zu den Formel-3-Legenden. Dabei hat es zunächst den Anschein, als würde er eines Tages den elterlichen Umformbetrieb in der Langenbacher Straße von seinem Vater Adolf Mohr übernehmen.

Zum Werdegang: Im Jahr 1954 schließt Manfred Mohr das Gymnasium in Donaueschingen mit der Mittleren Reife ab, beginnt eine Feinmechaniker-Lehre im Betrieb der Eltern in Vöhren-



bach. Als Mitglied des Skiklubs Vöhrenbach versucht er sich als Jugendlicher im Skispringen. Vom Verband gefördert, nimmt Mohr bei einer deutschen U16-Jugendmeisterschaft teil und belegt den dritten Platz. Bei Skisprungwettbewerben im Schwarzwald, unter anderem auf der Adlerschanze in Hinterzarten oder in Blasiwald, liegt er einmal sogar vor Georg Thoma. Aber: die Leidenschaft für Autorennen ist bedeutend größer, das Skispringen gibt er auf.

Manfred Mohr verwirft auch die Gedanken an ein Studium und übernimmt dafür sehr früh die Technische Leitung der Firma Mohr. Er entwickelt sich zu einem Spezialisten für die Mas- sivumformung. Und doch, zufrieden ist er nicht: Der Wunsch, Autorennen zu fahren, brennt förmlich in ihm.

Mit einem Vorkriegs-BMW bei Bergrennen auf Rang zwei gefahren

Der Impulsgeber für die Rennsport-Leidenschaft ist sein Freund Martin Stephani. Er nimmt ihn mit zum Nürburgring, eine der wenigen wirklichen Rennstrecken, die es zu dieser Zeit in Deutschland gibt. Im Jahr 1959 kauft sich Manfred Mohr als 22-Jähriger in Villingen einen BMW 328 (siehe Foto oben). Mit dem Vorkriegsmodell will er Autorennen fahren. Er absolviert Bergrennen in Trier und am Schauinsland –



trotz seines unterlegenen Materials belegt er gute zweite Plätze.

Mit einem üblichen Einkommen eine Rennsportkarriere zu starten, ist ein schier unlösbares Unterfangen. Die Eltern sind gegen den Rennsport und unterstützen ihren Sohn nicht. Im Jahr 1960 ist die finanzielle Situation von Manfred Mohr so angespannt, dass er mit einem Alfa 1300TI lediglich ein Sechs-Stunden-Rennen auf dem Nürburgring bestreiten kann. Hierzu hat ihn sein Freund Martin Stephani aus Donaueschingen eingeladen. Die Freunde, die den Wagen im Rennen abwechselnd fahren, belegen den zweiten Platz.

Graf Berghe von Trips erkennt das großartige Talent von Manfred Mohr

Zum entscheidenden Wendepunkt in der Laufbahn des 23-jährigen Vöhrenbachers gerät die Teilnahme an einem Sportfahrerlehrgang auf dem Nürburgring im Jahr 1958, bei dem der Formel-1-Rennfahrer Wolfgang Graf Berghe von Trips einer der Instrukturen ist. Mohr bekommt gezeigt, wie man schnell durch eine Kurve fährt, wie man auf Schmierseife kritische Situationen meistert oder durch Tore zirkelt.

Er nimmt in einem alten Mercedes 220 an dem Lehrgang teil, einer „richtigen Schleuder“, wie er sich erinnert. Graf Berghe von Trips be-

obachtet staunend die phänomenalen Fahrkünste des Vöhrenbachers. Er lässt ihn zu sich kommen und drückt ihm die Schlüssel seines Porsches in die Hand, fordert Mohr auf, einige Runden zu fahren. Das abschließende Urteil von Graf Berghe von Trips: „Manfred Mohr ist der einzige der 250 Teilnehmer, der wirklich das Zeug zum Rennfahrer hat.“

Manfred Mohr ist jetzt endgültig in seinem Wunsch bestärkt, Rennfahrer zu werden. „Ich dachte mir, wenn der das sagt, dann muss ja wohl was dran sein!“ Gerade drei Jahre später zeigt der Rennsport dem Vöhrenbacher einmal mehr aber auch all seine Schrecken: im September 1961 verunglückt Graf Berghe von Trips in Monza nach einer Kollision mit Jim Clark tödlich – mit ihm sterben 15 Zuschauer!

Nach mehreren vorderen Plätzen wird die Internationale Lizenz erteilt

1961 investiert Manfred Mohr in einen Porsche Carrera, mit dem er erfolgreich an Berg- und Flugplatzrennen teilnimmt. Wieder hilft ihm sein Freund Stephani, denn der Carrera ist ein Serienauto und somit für die Straße gebaut – der Motor muss „frisirt“ werden. Nach ganz vorne fahren kann Manfred Mohr mit diesem Fahrzeug noch nicht, aber mehrere dritte Plätze unterstreichen das fahrerische Talent.

Das erste Rennen im neuen Brabham BT 11 auf dem Schauinsland endet mit Rang zwei. Rechte Seite: Mechaniker Jens Andres bei der Arbeit. Mit einem selbst gebauten Kran hebt er das Rennauto in die Höhe oder legt es einfach auf die Seite.

1962 erlangt Manfred Mohr aufgrund seiner sportlichen Erfolge die begehrte Internationale Lizenz. Sie öffnet ihm die Tür in die Welt der Motorsport-Elite. Jetzt kann Mohr bei Europameisterschafts-Bergrennen mitfahren. Porsche-Mechaniker helfen dabei, den Motor auf Spitzenleistung zu trimmen. Das zahlt sich aus: Das Jahr 1963 wird das erste große erfolgreiche Jahr für Manfred Mohr: immer fährt er unter die ersten Drei.

Huschke von Hanstein, Rennleiter bei Porsche, knüpft Kontakte zu Manfred Mohr und weckt Hoffnungen auf ein Werksauto. Doch als Mohr beim Gaisberg-Rennen in Österreich auf einer Ölspur verunglückt und Hanstein diesen Unfall fälschlicherweise Manfred Mohr zuschiebt, ist die mögliche Karriere bei Porsche ausgeträumt.

Für 18.000 Mark kauft sich Manfred Mohr in England einen Brabham BT 11 für die Formel 3

Die Erfolge bestärken Manfred Mohr darin, in der neuen Formel 3 zu starten, die 1964 aus der Formel Junior heraus entsteht. Dominiert wird dieser Wettbewerb von Fahrzeugen der Marken Cooper, Brabham und Lotus, sogenannte Monoposto-Rennwagen, deren wichtigste Bestandteile aus Großserienautos stammen. Im Jahr 1964 kauft sich Manfred Mohr in England einen 18.000 Mark teuren Brabham BT 11, finanziert ihn mit einem Kredit.

Als Mohr schließlich mit seinem Brabham BT 11 im Schwarzwald eintrifft, ist er eine wirk-

Vor dem Start – Manfred Mohr (links) steht beim Formel-3-Rennen in Brünn auf der Pole Position. Rechts der Schweizer Jürg Dubler, der vom zweiten Platz aus startet.



liche Sensation. Vöhrenbach staunt, Furtwangen staunt! Manfred Mohr testet den BT 11 auf dem Raben in Furtwangen, wo sich im Keller des Höhenhotels seine Werkstatt befindet. Mohr lässt durch Freunde die Straße hinauf zum Brend sperren und rast mit dem Brabham zu Testzwecken hoch und runter.

Landstraßen als Trainingsstrecken, das hat es im Mohr-Team bereits in den Anfängen gegeben. Da es in Deutschland zu dieser Zeit kaum Rennstrecken gibt und Flugplätze es ablehnen, ihre Start- und Landebahnen für Testfahrten bereitzustellen, bleibt Manfred Mohr einzig die heimische Landstraße. Das ist die Zeit, zu der Freunde in Vöhrenbach die Straße hoch zur Friedrichshöhe und in Linach auf die Lettwies für Manfred Mohr immer wieder sperren, damit er bei Höchstgeschwindigkeit die wichtigen Testfahrten absolvieren kann.

Gewaltiger Motorenlärm und eine Anzeige bei der Polizei wegen Lärmbelästigung durch einen „Sommerfrischler“ sind die Folge. Aber es gibt auch Verständnis. Als Mohr mit seinem





Brabham hoch zum Brend jagt, stoppt ihn ein Polizist. Er fotografiert den Rennwagen und ist derart begeistert, dass er von einer Anzeige kurzerhand einfach absieht.

Der neue Brabham allerdings ist um ca. 15 Pferdestärken zu schwach, um mit der internationalen Konkurrenz mithalten zu können. Das macht Feintuning erforderlich – mit Erfolg: Jetzt verhilft ihm der Neukircher Mechaniker Hubert Rombach, der über Rennsport-Erfahrungen verfügt, zu mehr Motorleistung. Er zählt wie Jens Andres und Hubert Ketterer in den späteren Profijahren zum Kreis der so wichtigen Mechaniker.

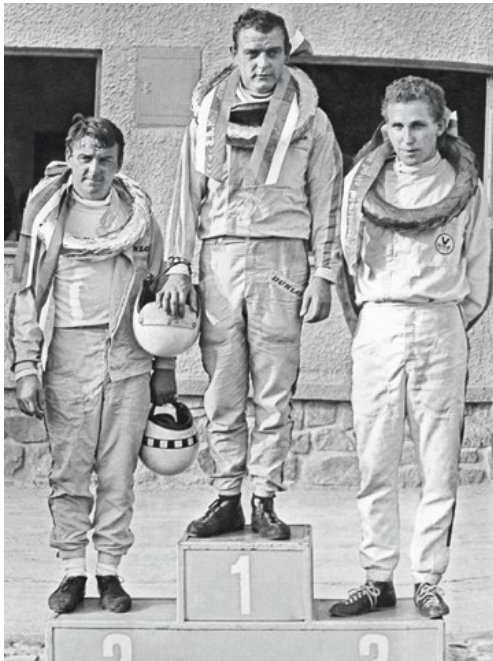
Gleich bei seinem ersten Rennen auf dem heimischen Schauinsland wird Manfred Mohr mit dem Brabham Zweiter – hinter dem Schweizer Top-Fahrer Silvio Moser. Manfred Mohr verfügt zum ersten Mal in seiner Karriere über ein konkurrenzfähiges Auto, und auf dem Nürburgring kommt es gleich zum Saisonauftakt der Formel 3 zu einem denkwürdigen Rennen: Vom Start weg ist der Vöhrenbacher vorne, dann ka-

tapultiert ihn ein Dreher an den Schluss des Feldes. Manfred Mohr rollt nun das mit internationalen Spitzenfahrern besetzte Feld von hinten auf und wird sensationell Zweiter – Graf Berghe von Trips hatte sich nicht getäuscht.

Nachdem Manfred Mohr rasch zum Kreis der Spitzenfahrer der Formel 3 zählt, übergibt er die Arbeit in der elterlichen Firma einem Nachfolger. Er ist jetzt auf den Rennstrecken der Welt zu Hause: von Brunn bis Portugal, von Finnland bis Süditalien – inklusive der Abstecher nach Südamerika. Acht erfolgreiche Rennen fährt er 1964 und kann sich 1965 in England einen neuen Brabham abholen. Um die 20.000 Mark investiert Mohr in den neuen Renner.

Von den 40 bis 50 Autos, die zu dieser Zeit für ein Formel-3-Rennen gemeldet werden, sind 30 identisch. Das heißt gleiches Chassis, gleicher Motor und gleiche Reifen. Mit einem Satz Reifen kann man bis zu fünf Rennen fahren. Auch der Motor muss nach ca. fünf Rennen generalüberholt werden. Getestet wird aus finan-





Manfred Mohr auf Position 1 – Sieg beim Formel-3-Rennen in Brünn.

ziellen Gründen vergleichsweise wenig. Es gilt einen Vorlauf zu bestreiten und wer zu den ersten 12 Fahrern gehört, ist für den Endlauf qualifiziert. Die Fahrer bekommen zwischen 500 und 1.500 Mark Startgeld, der Sieger erhält zwischen 5.000 und 10.000 Mark. Auch für die weiteren Plätze gibt es Geld. Damit finanziert Man-

Manfred Mohr auf Position 1 – unterwegs beim Formel-3-Rennen 1967 auf der Avus.



fred Mohr seinen Rennsport. Mohr fährt bis zu 30 Rennen im Jahr, nur vordere Plätze sichern das Auskommen von Fahrer und Mechaniker. Neben dem Rennwagen braucht er einen Transporter. Übernachtet wird meist im Zelt oder Campingwagen. Sponsorengelder gibt es zu dieser Zeit nur bescheidene.

Der Auftakt zur Saison 1965 gerät wenig erfreulich: Der Motor des neuen Brabham fällt bereits beim ersten Rennen in Wien aus und muss ersetzt werden – einige tausend Mark sind fällig. Und doch wird das Jahr 1965 zum ersten „Mohr-Jahr“ in der Formel 3: In Opatia fährt Manfred Mohr einen neuen Rundenrekord, holt sich seinen ersten Sieg in der Formel 3. Und Manfred Mohr wird 1965 auch in Deutschland bekannt: Die Sportschau zeigt das Formel-3-Rennen auf dem Berliner Avus. Manfred Mohr siegt – und erhält kistenweise Fanpost. Tausende von Zuschriften sind es, der Vöhrenbacher ist endgültig im Feld der Spitzenfahrer etabliert. Zwei Siege schafft Manfred Mohr 1965, bei allen Rennen belegt er vordere Plätze.

Juan Manuel Fangio lädt Manfred Mohr zur „Temporada Argentina“ ein

Der Höhepunkt der Saison 1967 folgt in Argentinien: die äußerst populäre Rennserie „Temporada Argentina“, zu der er von der Automobilsportlegende Juan Manuel Fangio eingeladen wird. Vier Rennen sind zu fahren. In Buenos Aires, in Córdoba und Mar del Plata. Das Ren-

Startaufstellung zum Großen Preis von Monza vom 4. Juni 1967, Manfred Mohr startet von der Pole Position aus und wird mit dem Rückstand von gerade einmal einer Sekunde auf Baghetti Zweiter. Die Kreuze bezeichnen tödlich verunglückte Rennfahrerfreunde von Manfred Mohr. Bei Baghetti, Wisell, „Gekki“ und Regazzoni handelt es sich um spätere Formel-1-Fahrer.

AUTOMOBILE CLUB DI MILANO
Ufficio Sportivo
Monza, 4 giugno 1967

" 16° COPEA AUTODROMO MONZA "

43 Manfred Mohr 22'19"5/10	12 Giancarlo Baghetti 22'19"6/10	41 Chris Craft 22'19"7/10
8 " T I G E R " †	39 Jürg Dubler 22'25"3/10	
49 Sverrir Thoroddsen 22'25"8/10	56 Massimo Natili 22'26"	32 Andrea Saltari 22'28"
62 Reine Wisell 22'35"6/10	51 Boley Pittard † 4.6.67 22'40"4/10	
3 Silvio Moser † 22'42"1/10	6 Carlo Facetti 22'42"2/10	10 Antonio Maglione 22'42"3/10
2 " G E K K I " †	1 Clay Regazzoni 22'42"4/10	
7 Chris Williams † 22'42"9/10	28 Maurizio Montagnani 22'43"2/10	16 Luciano Selva 22'43"4/10
26 Guglielmo Bellasi 22'43"6	34 Enzo Corti † 23'23"6/10	
52 Pino Simini 24'15"6/10	30 Luigi Petri 23'11"4/10	64 Ogilvie-Hardy Terry 23'19"6/10
63 Alan Rollinson 19'06"3/10 (giri 10)		

nen in Mar del Plata endet als Katastrophe. Die Zuschauer stehen unmittelbar am Fahrbandrand, sind völlig ungeschützt. Als ein Fahrer mit 200 Stundenkilometern in die Menge rast, gibt es Tote und Verletzte.

Manfred Mohr: „Auf Straßenkursen gefahren wird nicht nur in Südamerika, sondern auch in Europa. Es gibt für die Fahrer keine Sicherheitszonen, wie es heute der Fall ist. Mit Höchstgeschwindigkeit geht es an Bäumen, Mauern, Häusern und eben auch unmittelbar an den Zuschauern vorbei. Auch denkt beim Bau der Fahrzeuge niemand an die Sicherheit der Fahrer. Es gibt keine Sicherheitsgurte und vor allem keine Sicherheitstanks. So besteht bei jedem Unfall die Gefahr, dass der Fahrer ein Opfer der Flammen wird.“

An die 20 Freunde verunglücken beim Rennsport tödlich

Zu seinen Erinnerungsstücken an die Rennsport-Zeit zählt die Startaufstellung zum Formel-3-Rennen in Monza im Jahr 1967 (siehe Abbildung). Manfred Mohr steht auf der Pole Position. Hinter einigen Namen findet sich ein Kreuz. Sie bezeichnen Freunde, die noch im gleichen Jahr oder später beim Rennsport tödlich verunglücken. Zu ihnen gehören: „Tiger“ Boley Pittard, Silvio Moser, „Geki“, Chris Williams oder Enzo Corti. An die 20 Freunde sind es, die Man-

fred Mohr im Verlauf seiner Karriere durch tödliche Rennsport-Unfälle verliert. Darunter auch sehr enge Freunde wie der Engländer Tim Cash, der oft bei Mohrs in Vöhrenbach zu Gast ist, der Schwede Ronnie Peterson oder der deutsche Formel-1-Fahrer Rolf Stommelen.

Weil der Rennsport so gefährlich ist, wagen sich nur wenige Fahrer ans Limit. Heute können Fahrer vorne mitmischen, so Manfred Mohr, die zu seiner Zeit nur Mittelklasse gewesen wären, weil es ihnen die technischen Möglichkeiten erlauben. Und: Zur Zeit von Manfred Mohr konnte der Fahrer durch sein Können eine schlechtere Motorleistung noch wettmachen, heute ist das fast unmöglich geworden.

Der Schweizer Formel-3-Fahrer Jürg Dubler hat ein spannendes Buch über die Formel 3 geschrieben (Formel 3 inside, Verlag elfundzehn). Es ist auch ein Stück weit ein „Manfred Mohr-Buch“, die beiden sind eng befreundet. Wer es liest, kommt zu dem Fazit: Der größte sportliche



Manfred Mohr 1966 im Brabham am Start und beim perfekten Drift auf dem Hockenheimring.



Erfolg von Manfred Mohr ist es, die Formel 3 überlebt zu haben. Oft genug tragen die Fahrer mit Tränen in den Augen die Särge ihrer Freunde zum Trauergottesdienst in die Kirche – und fahren nur Tage später wieder Rennen.

Der Vertrag mit Nova-Motor beflügelt die Rennsport-Karriere

Startet Manfred Mohr in die Saison 1967 zunächst noch mit einem Brabham, unterbreiten ihm schließlich gleich zwei italienische Rennställe ein Angebot. Mohr entschließt sich für „de Sanctis“ und muss zum ersten Mal seine Rennsport-Aktivitäten nicht mehr selbst finanzieren. Im tschechischen Brünn siegt er souverän, zweite und dritte Plätze bei weiteren Rennen ergänzen die Erfolgsserie. Im Training macht Mohr mehrfach mit sensationellen Zeiten auf sich aufmerksam, fällt aber im Rennen wegen technischer Defekte mehrfach aus.

1968 kommt es zur erfolgreichsten und zugleich folgenschwersten Formel-3-Saison von Manfred Mohr. Er unterzeichnet zusammen mit Ronnie Peterson einen Vertrag bei der italienischen Firma Nova-Motor, die einen neuartigen Motor konstruiert hat. Dieser Motor und das Chassis von Tecno bieten dem 30-Jährigen geradezu optimale Voraussetzungen, was sich gleich beim ersten Rennen im finnischen Keimola zeigt. Zwar muss kurz vor Rennbeginn noch

eine Zündkerze gewechselt werden und Manfred Mohr startet als Letzter ins Rennen. Doch nach einer fulminanten Aufholjagd kann er das Rennen schließlich noch gewinnen. Der Besitzer des Privatkurses kann allerdings nicht glauben, dass so etwas mit regulären Methoden möglich ist und lässt den Motor von Mohr komplett zerlegen. Gefunden wird nichts, denn der Sieg ist ausschließlich auf das Können von Manfred Mohr und den neuen Motor von Nova zurückzuführen. Der Mohr-Sieg sorgt in der Motorsportpresse Europas für Schlagzeilen und löst bei Nova-Motor, damals noch ein kleiner Hersteller, einen Boom aus.

Manfred Mohr kämpft jetzt bei jedem Formel-3-Lauf zusammen mit seinem größten Rivalen und Freund Ronnie Peterson um den Sieg, die beide den gleichen Motor fahren. Gleich zweimal kann Manfred Mohr in Monza gewinnen – er siegt in Opatia, in Enna, Brünn sowie zweimal im italienischen Varelungga. Im rennsportbegeisterten Italien, Manfred Mohr lebt bereits seit längerem in Mailand, zählt der Vöhrenbacher zum Kreis der Spitzenfahrer und wird schon beim Betreten des Motodroms mit Beifall begrüßt. In Varelungga haben die Zuschauer einmal mehr allen Grund, ihn zu feiern: Er überrundet das gesamte Feld, selbst der Zweitplatzierte liegt eine ganze Runde zurück!

Diese sensationellen Siege machen auch Mohrs überragende Kurventechnik möglich. Er driftet durch vor allem schnelle Kurven so perfekt wie kein zweiter Fahrer. Der Vöhrenbacher bricht in diesem Jahr auf fast jeder europäischen Rennstrecke den Rundenrekord, verbessert ihn teils um mehrere Sekunden. So auf Sizi-



lien, was ihm in Italien balkengroße Schlagzeilen einbringt.

Hinter Clay Regazzoni wird Mohr 1968 zum Vize-Europameister der Formel-3. Die Europameisterschaft wird zu dieser Zeit bei einem einzigen Rennen entschieden.

Der Horror-Crash von Brands Hatch beendet alle Hoffnungen auf die Formel 2

Mohr fährt mit späteren Spitzenfahrern der Formel 1 wie Regazzoni oder Peterson in der selben Liga – im Siegen wechseln sie sich ab. Das unterstreicht die Klasse des Vöhrenbachers und zeigt auf, was möglich gewesen wäre, wenn es am 20. Oktober 1968 nicht zum Schicksalsschlag von Brands Hatch gekommen wäre – im letzten Rennen der Saison.

Beim Start sieht sich Manfred Mohr gleichauf mit zwei anderen Fahrern, keiner will seine Position aufgeben. Die Fahrzeuge kommen sich

In der Steilwandkurve der Avus in Berlin. Mohr führt vor Kurt Ahrens. Als erster Rennfahrer überhaupt durchfährt Mohr diese Kurve mit Vollgas.

so nahe, dass sich die Reifen berühren. Der Wagen von Manfred Mohr wird nach oben in die Luft gezogen und er verliert die Kontrolle. Nach der Landung schießt der Wagen mit voller Wucht in einen Erdwall. Beim Aufprall wird der Oberkörper nach vorne geschleudert, während die Beine unter dem Armaturenbrett eingeklemmt sind und brechen. Nach dem Aufprall im Erdwall wird das Fahrzeug noch 50 Meter weiter durch die Luft geschleudert. „Angegurtet war man damals nicht, da die häufigste Unfallfolge ein Fahrzeugbrand war. Man musste deshalb

Formel-3-Rennen auf dem Hockenheimring, 1968. Manfred Mohr führt, links sein Freund Ronnie Peterson. Mohr wird Zweiter, Peterson siegt.





Ein schrottreifer Tecno – kaum zu glauben, dass Manfred Mohr 1968 seinen schweren Unfall in Brands Hatch überlebt.

schnell aus dem Wagen kommen“, erzählt Manfred Mohr in der Rückschau.

Freund und Rennfahrerkollege Jürg Dubler erinnert in seinem Buch an den Unfall: „Im Vorlauf stehen Manfred Mohr, Chris Williams und ich in der dritten Reihe. Manfred begeht den Fehler, für die Druids-Haarnadelkurve einen langen ersten Gang einzubauen. Dieser passt zwar für die Kurve, aber beim Start kommt er schlecht weg und fällt zurück. Für den Endlauf muss er in der sechsten Reihe starten, das ist so ungefähr der gefährlichste Ort in einem F3-Feld der Sechzigerjahre. Als ich in der zweiten Runde durch die Surtees-Kurve in Richtung Pilgrims drop fahre, werden gelbe Flaggen geschwenkt. Überall liegen Teile herum. Ich erkenne Manfreds weiße Fronthaube.

Beim nächsten Durchgang reduziere ich das Tempo und schaue genauer. Auf der rechten Seite liegt ein Fahrer am Boden, davor kniet Gagliardi mit tränenüberströmtem Gesicht, er ist der Team-Kollege von Manfred, also liegt Manfred da. Ich habe Mühe, mich zu konzentrieren. Mir wird fast übel. Nur jetzt nicht die Fassung verlieren. Ich kämpfe mit den Tränen. Verdammst noch mal! Ich packe das Lenkrad, ge-

be noch mehr Gas, letztendlich werde ich als Neunter abgewinkt.“ Durch eine glückliche Fügung überlebt Manfred Mohr den Horror-Crash von Brands Hatch. Es folgen vier Monate Krankenhausaufenthalt in England, Deutschland und Italien. Mit der Nervenverletzung sind große Schmerzen und eine teilweise Lähmung des Gasfußes verbunden. Zwei Jahre wird es dauern, bis Manfred Mohr seinen Gasfuß wieder uneingeschränkt bewegen kann.

Vor diesem Unfall hatte Manfred Mohr bereits einen Formel-2-Vertrag bei Tecno in der Tasche, der sich nun in Luft auflöst. Nicht weil Manfred Mohr kein Fahrzeug mehr bekommen hätte oder nicht fahren könnte. Vielmehr behindern ihn die Wettkampfbestimmungen in Italien: Da er seinen Gasfuß nur noch durchdrücken, aber nicht mehr zurückziehen kann, bekommt er ein Rennverbot. Mittlerweile fährt Manfred Mohr – der Not gehorchend – Tourenwagenrennen. Und das geht so: Er konstruiert sich eine Feder, die er unterhalb des Knies befestigt und die den durchgedrückten Gasfuß wieder zurückholt, wenn Mohr den Druck auf das Gaspedal vermindert. So bekommt er den teilweise gelähmten Fuß wieder vom Gas. In der Formel 3 aber ist ihm die Verwendung dieser Konstruktion untersagt. Im engen Monoposto-Cockpit lassen die beengten Verhältnisse eine Verwendung dieser Konstruktion einfach nicht zu, so die italienischen Rennärzte.

„Aus eigenem Verschulden flog er eigentlich nie von der Piste“

Die wohl realistischste Einschätzung der Rennfahrer-Qualitäten von Manfred Mohr stammen von Jürg Dubler, der mit ihm oft um den Sieg gerungen hat. Dubler in seinem Buch: „Auch auf der Avus in Berlin war er immer dabei. Als Manfred einmal an zweiter Stelle auf den führenden Kurt Ahrens Boden gutmachen wollte, entschloss er sich, diese Kurve voll zu fahren, ohne den Fuß vom Gas zu heben. Die Fliehkraft war so stark, dass sein Kopf auf die Brust gedrückt wurde und er kaum sah, wohin der Wagen fuhr. Vermutlich als Einziger wusste er in diesem Moment, dass die Kurve voll ging.

Wir waren beide sogenannte Werksfahrer bei De Sanctis zu einer Zeit, als die Werksfahrer noch nicht mit dem Lear-Jet zu den Probefahrten angeflogen kamen. Manfred war ein Draufgänger, allerdings einer, der genau kalkulieren konnte, was möglich war und was nicht. Aus eigenem Verschulden flog er eigentlich nie von der Piste. Langsame Kurven waren nicht unbedingt seine Stärke, dafür aber war er einer der Allerschnellsten in den sogenannten Mutkurven. Das sind jene, die man mit 200km/h und mehr passiert. So war er der Erste, der das berühmte Dorf in Brünn voll stehen ließ.

Ich habe wenige Fahrer gesehen, die nur annähernd so rasant diese schnellen Kurven passieren konnten. Piers Courage war einer davon, dann Clay Regazzoni, John Fenning, Trevor Blokdyk, Ronnie Peterson und James Hunt. Aber sehr viele waren es nicht.“

Als Privatfahrer beim Formel-3-ADAC-Cup kommt es zu neuen Siegesserien

Auf den schweren Unfall in Brands Hatch folgen zwei Jahre als Ford-Werksfahrer, Jochen Neerpasch persönlich holt Manfred Mohr ins Team. Neerpasch entdeckt später auch ein Talent namens Michael Schumacher. Neerpasch engagiert Manfred Mohr auch, damit er sich um einen besonders talentierten Fahrer kümmert: Jochen Mass. Manfred Mohr führt den späteren Formel-1-Piloten an den Formel-Rennsport heran.

Im Jahr 1969 fährt Manfred Mohr einen Ford Escort beim Deutschen Tourenwagenpokal und 1970 einen Ford Capri bei der Europa-Tourenwagenmeisterschaft. Aber das ist nur „ein Job“ für ihn, denn beim Deutschen Tourenwagenpokal steigt er zum Dauerzweiten auf: Dieter Glemser kann das erste Rennen der Saison gewinnen – Manfred Mohr hat technische Probleme. Da Glemser einen Sieg vorzuweisen hat, fährt Manfred Mohr nun für ihn: Die Stallregie greift, das Team muss Deutscher Meister werden. Oft lässt sich Mohr bei den Rennen sogar zurückfallen, damit Glemser ihn wieder überholen und weitere Punkte für den Titel sammeln kann. Mohr fährt bei Ford nicht nur mit Glemser, sondern auch im Team mit Hannelore Werner, Yvette



Mit einem Lancia der Gruppe 5 beim 1000-Kilometer-Rennen auf dem Nürburgring (1975).

Fontaine, der schnellsten Frau Europas, und Rallye-Weltmeister Rauno Aaltonen.

Mittlerweile hat sich die Funktion seines Fußes so weit verbessert, dass er auf die unterstützende Feder verzichtet. In den Jahren 1971 und 1972 startet Manfred Mohr als Privatfahrer beim bedeutenden Formel-3-ADAC-Cup. Diesen kann er in beiden Jahren für sich entscheiden, wird zweimal souverän Deutscher Meister.

Und er ist auch wieder international in der Formel 3 unterwegs: Novamotor erinnert sich an das erfolgreiche Jahr 1968 und stellt Manfred Mohr kostenlos einen Motor zur Verfügung, Lotus macht Sonderkonditionen beim Chassis-Kauf. Auf Anhieb fährt Manfred Mohr wieder Bestzeiten, holt sich in Barcelona die Pole-Position und dominiert auch das Rennen, das wegen eines Unwetters abgebrochen werden muss. Im Verfolgerfeld befindet sich der spätere Formel-1-Weltmeister James Hunt, den er in dieser Saison mehrfach besiegt. In Monte Carlo stellt Mohr einen neuen Rundenrekord auf – bei 15 internationalen Rennen ist er stets unter den ersten Fünf zu finden.

Mit einem Ford Escort bei Langstreckenrennen um die Europameisterschaft am Start

Mittlerweile ist Manfred Mohr der älteste Fahrer in der Formel-3 geworden, an einen Aufstieg in die Formel-2 oder Formel-1 war nicht mehr zu



Zurück in der Formel 3 – Manfred Mohr zusammen mit Mechaniker Jens Andres in Barcelona. Rechts: Nach einem Tourenwagen-Sieg 1980 – im letzten Jahr der Rennsportkarriere.

denken. Schließlich macht ihm der italienische Industrielle und Millionär Martin Finotto das Angebot, beim Aufbau eines Privatteams zu helfen. Alle Rennen, meist Langstreckenrennen, werden gemeinsam von Finotto und Mohr bestritten, die abwechselnd am Steuer sitzen.

Mit einem Ford Escort bestreitet man die gesamte Europameisterschaft. Finotto, der Neuling, muss von Mohr allerdings erst lernen, Rennen zu fahren. Auch an der Markenweltmeisterschaft nimmt das Gespann teil und siegt mit dem BMW-Tourenwagen in Spa. Beim 24-Stunden-Rennen von Le Mans fällt man in aussichtsreicher Position aus. Der Profi Manfred Mohr hat es dabei mit bekannten Profis zu tun, im Feld sind Fahrer wie Niki Lauda, Jacky Ickx oder Hans-Joachim Stuck unterwegs.



Im Jahr 1974 wäre es Manfred Mohr doch noch fast geglückt, in der Formel 1 zu fahren. Finotto erwirbt zwei Brabhams und will einen Rennstall aufbauen. Mohr testet die Fahrzeuge in Monza und kommt mit seinem Brabham von Anfang an gut zurecht. Finotto meldet Mohr für das Rennen am Nürburgring. In der Bildzeitung steht zu lesen, dass Manfred Mohr beim Großen Preis von Deutschland am Nürburgring neben Jochen Mass und Hans Stuck als dritter deutscher Fahrer starten werde. Vielerlei Hindernisse, vor allem technischer Art, machen den Start in letzter Minute unmöglich.

In den Jahren 1975 bis 1977 fährt Manfred Mohr für Finotto, AMS, Zackspeed oder das Koblenzer Team KWS. Mohr siegt auf dem Nürburgring beim 24-Stunden-Rennen, ebenso 1978 in Spa. Er startet mit einem 600 PS starken Porsche Turbo beim Giro d'Italia und erhält 1978 einen Vertrag von Alfa Romeo. Drei Jahre lang fährt er für Alfa um den ONS-Pokal, siegt in seiner Klasse fast in jedem Rennen und kann so hinter seine Karriere einen erfolgreichen Schlusspunkt setzen.

Der Tausch seines Lebens

Eine für sein Leben entscheidende Begegnung hat er im Jahr 1978 am Rande eines Rennens in Brünn. Damals ist es üblich, dass die Bevölke-

Drei Jahre lang fährt Manfred Mohr für Alfa Romeo erfolgreich Rennen um den ONS-Pokal.

rung versucht, bei den Rennfahrern ihre Währung „Kronen“ in Devisen wie DM oder US-Dollar zu tauschen. Der offizielle Kurs war 4:1. Im Landesinnern konnte das Geld dann zu einem Kurs von 15:1 an den Mann gebracht werden.

So will auch seine spätere Frau Olina Geld tauschen und spricht ihn an. Er antwortet, dass er nur Geld tausche, wenn Sie mit ihm zum Essen gehe... „Es war Liebe auf den ersten Blick“, erzählt seine Frau. Im Jahr 1987 heiraten die beiden in zweiter Ehe, aus der Sohn Matthias entstammt.



Manfred Mohr mit Frau Olina und Sohn Matthias.

Die perfekte Ausrüstung für Rennfahrer

Ab 1981 baut Manfred Mohr seine Vertriebsfirma „Mohr Racing Parts“ für Rennbekleidung, Helme und jegliche Art an Zubehör auf. Bis heute berät Manfred Mohr Rennfahrer in Sachen Ausrüstung und liefert sie ihnen.

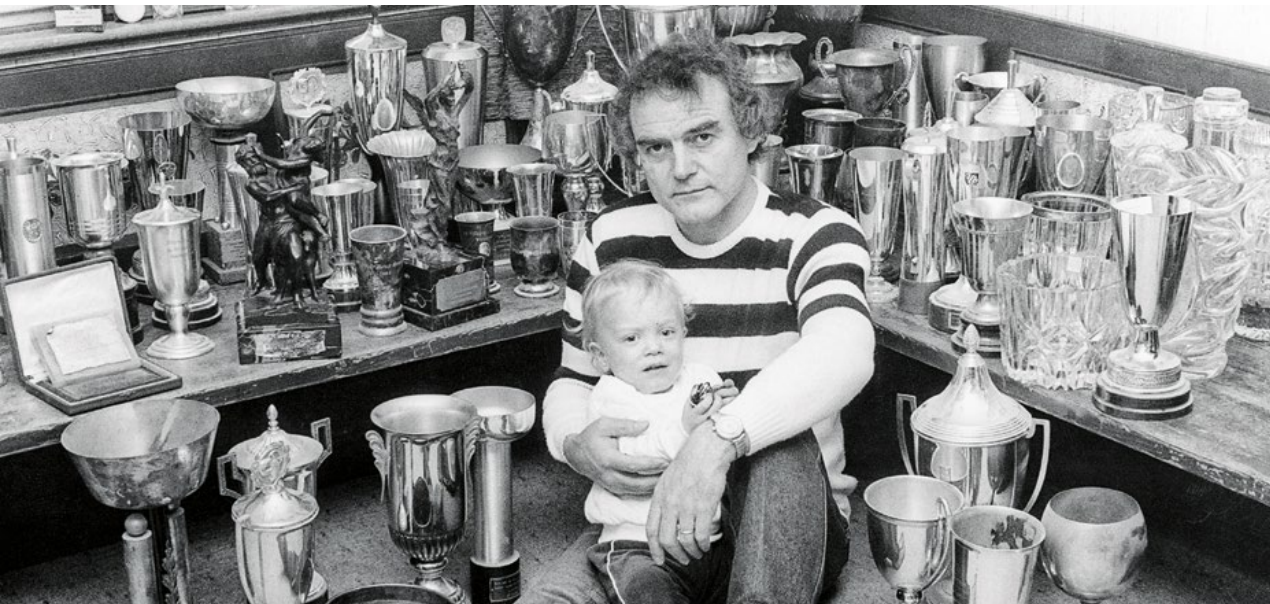
Neben seiner Familie widmet sich Manfred Mohr hauptsächlich seinen Hobbys: Schachspielen und Pilze sammeln. Bei beiden Hobbys spielt seine Frau Olina eine große Rolle. Dass Manfred Mohr auch Schach spielt, macht ihn „zum perfekten Mann“, betont sie. Beide sind Gründungsmitglieder des Schachclubs Vöhrenbach. Manfred Mohr spielt noch heute beim Schachclub Vöhrenbach und bei den Schachfreunden Furtwangen-Vöhrenbach.

Mit Manfred Mohr wohnt eine in der Rennsportszene europaweit bekannte Größe in Vöhrenbach. Noch immer erreichen ihn zahlreiche

Autogrammwünsche, die er gerne beantwortet. Selbstverständlich verpasst der ehemalige Formel-3-Fahrer kein Formel-1-Rennen und keine Qualifikation. Zu Rennen allerdings fährt er nicht. An der Strecke stehen und nur zuschauen dürfen wie andere fahren, das ist nicht sein Fall. Die Leidenschaft für den Rennsport brennt in ihm halt noch immer – mit 75 Jahren. Wie schreibt doch Jürg Dubler über Manfred Mohr: „Er war ein echter Profi ohne Glamour, und er würde heute nicht in die Formel 1, wohl aber in die NASCAR Serie auf den Südstaaten-Ovals passen. One hell of a guy.“ Ein Teufelskerl halt.

Wilfried Dold/Markus Hummel

Manfred Mohr und Sohn Matthias mit einem Teil seiner Pokale. Während der 20-jährigen Rennfahrerkarriere sind über 100 Pokale zusammengekommen.



„Go for gold“:

Das Skiinternat Furtwangen (SKIF) gilt als Eliteschule des Sports

Georg Hettich, Martin Schmitt oder Simone Hauswald: viele Olympiasieger und Medaillengewinner haben „Furtwanger Wurzeln“

„Wenn einer von unseren jungen Sportlern eine Medaille holt, ist das schön, langfristig genau so wichtig ist aber eine gute Ausbildung“, so lautet das Credo von Niclas Kullmann. Er ist seit 2010 Cheftrainer am Skiinternat Furtwangen, kurz SKIF, der



wichtigsten Kaderschmiede des nordischen Skisports in Baden-Württemberg. Denn es wäre fatal, wenn sich die jungen Sportler(innen) einzig auf ihre sportliche Karriere konzentrieren und ihre Ausbildung vernachlässigen

würden. Geboten wird am SKIF auch ein professionelles, auf die individuellen Möglichkeiten abgestimmtes Training in den jeweiligen nordischen Disziplinen. Zahlreiche Stars des nordischen Skisports wie Georg Hettich (Nordische Kombination), Simone Hauswald (Biathlon), Sven Hannawald (Skispringen) oder Martin Schmitt (Skispringen) haben am Skiinternat die Grundlagen für ihren Erfolg gelegt.



Niclas Kullmann

Eröffnet wurde das Sportinternat 1984, entsprechende Pläne gab es aber schon in den 1970er-Jahren. Motor war der im Jahr 2010 verstorbene Freiburger Freddy Stober, eine Sportlegende. 1998 erhielt das bereits sehr erfolgreiche Internat vom Deutschen Sportbund das Prädikat „Eliteschule des Sports“ zuerkannt.

Die pädagogisch anspruchsvolle Aufgabenstellung des Internates lautet also: Gezieltes Training für die Spitzensportler mit einer soliden schulischen Ausbildung zu kombinieren. Denn diese ist für die langfristige Zukunft der jungen Sportler sehr wichtig.

Möglich ist das nur durch ein eingespieltes Team von Betreuern. Auch die betroffenen Schulen müssen mitspielen, denn die SKIF-Sportler fehlen oft längere Zeit im Unterricht. „Im Sommer sind sie auf Lehrgängen, im Winter auf Wettkämpfen“, erläutert Niclas Kullmann. Die Fehlzeiten betragen oft viele Tage, daher

Sie sind Lichtgestalten des Wintersports und haben als SKIF-Schüler und als tatsächliche Furtwanger wie Martin Schmitt „Furtwanger Wurzeln“: Der Schonacher Olympiasieger in der Nordischen Kombination Georg Hettich (oben). Mitte: Skispringer Martin Schmitt (rechts), Olympiasieger in der Mannschaft und Weltmeister, hier im Gespräch mit OHG-Lehrer und SKIF-Koordinationslehrer Martin Schartel. Unten: Simone Hauswald, Bronzemedaillengewinnerin bei Olympia im Biathlon bei einem Besuch im Furtwanger Otto-Hahn-Gymnasium, ihrer Schule zu SKIF-Zeiten.



Koordinationslehrer Martin Schartel nimmt die Unterrichtsmitschriften der Tutorinnen für die Leistungssportler am SKIF entgegen. Sie werden an die Sportler gefaxt oder gemailt. So erfahren sie während der Wettkampfsaison, was an der heimischen Schule – hier das Otto-Hahn-Gymnasium – an Stoff durchgenommen wurde.



müssen die Sportler stets auf dem Laufenden gehalten werden, um den Anschluss nicht zu verlieren.

Voraussetzung dafür ist ein ausgeklügeltes System von Hilfestellungen. Das beginnt bei den Betreuungslehrern an den beiden betroffenen Schulen, das ist am Furtwanger Otto-Hahn-Gymnasium mit Realschule Martin Schartel und an der Robert-Gerwig-Schule Wolfgang Höre. Und das endet bei den Schülertutoren, das sind Mitschüler, die den Unterricht protokollieren und samt entsprechender Materialien über die genannten Koordinationslehrer an die Lehrgangs- oder Wettkampfsorte schicken. Damit ist sichergestellt, dass die Sportler schulisch angebunden bleiben, auch wenn sie den Unterricht nicht besuchen können.

Viel Arbeit für die genannten Lehrer und Betreuer, es müssen Wochen-, Monats- und Jahrespläne aufgestellt werden, die individuell auf den einzelnen Schüler oder die Schülerin zugeschnitten sind. „Wir müssen schauen, wo die Schüler schulisch und sportlich stehen und dass sie alle ihre Möglichkeiten verwirklichen können“, meint Niclas Kullmann nachdenklich. Schule und Sport sollen die Alltagsaktivitäten etwa je zur Hälfte bestimmen.

Intensives Betreuungsverhältnis

30 Schülerinnen und Schüler besuchen zur Zeit das Skiinternat, in den vergangenen Jahren wurde ihre Zahl um rund ein Drittel gesteigert.

Eingang zum Skiinternat Furtwangen, dem früheren Don-Bosco-Heim, das heute der Internationale Bund betreibt. Rechts die 30 Schülerinnen und Schüler samt Betreuer. Einige von ihnen dürfen darauf hoffen, Olympiasieger oder Weltmeister von Morgen zu sein.



„Wir sind aber immer noch ein kleiner Betrieb“, betont Kullmann.

Um die sportliche Leistung kümmern sich zehn Trainer, was ein intensives Betreuungsverhältnis von eins zu zehn ausmacht. „Das ist der Schlüssel für unseren sportlichen Erfolg.“ Etwa die Hälfte der SKIFler besucht das Otto-Hahn-Gymnasium, die andere Hälfte die von Land und Kreis getragene berufliche Robert-Gerwig-Schule, die mit ihrem Technischen und Wirtschaftsgymnasium ebenfalls das Abitur als Abschluss anbieten kann. Bei schulischen Fragen haben natürlich auch die Eltern ein wichtiges Wörtchen mitzureden.

Das Internat ist Im IB-Haus, dem früheren Don-Bosco-Heim untergebracht

Untergebracht ist das Internat im IB-Haus (Internationaler Bund, früher Don Bosco Heim) am Großhausberg, direkt unterhalb der Robert-Gerwig-Schule. Das Haus verfügt über eine eigene Küche, auch sie ist auf die jungen Leistungssportler ausgerichtet. Die Schüler wohnen in Doppel- und Einzelzimmern, die Jungs haben ein Waschbecken im Zimmer und nutzen eine Gemeinschaftsdusche, die Mädchen haben das Bad im Zimmer, ihr Trakt wurde im Sommer und Herbst 2012 gerade umgebaut.

Gewöhnlich kommen die Schüler mit 15, 16 Jahren an das Skiinternat. Allerdings macht

sich auch hier das achtjährige Gymnasium bemerkbar, nun kommen die Sportler oft ein Jahr früher, aber sie gehen auch ein Jahr eher, wenn sie ihren Schulabschluss in der Tasche haben. „Es ist gut, wenn sie drei Jahre hier sind, zwei Jahre sind fast zu kurz, um eine solide sportliche Basis zu legen für spätere Spitzenerfolge“, weiß der Cheftrainer. Allerdings: Zu jung sollten die Sportler auch nicht sein, wenn sie in das Internat einrücken. Denn schon der Tagesablauf verlangt viel Disziplin von ihnen: Um 6.45 Uhr wird gefrühstückt, gegen 7.30 Uhr geht es dann Richtung Schule, der Vormittag ist durch den Unterricht bestimmt. Um 13 Uhr gibt es Mittagessen, dann ist eine Stunde Ruhezeit angesagt. Am Nachmittag steht zweimal in der Woche ebenfalls Schule bis 15 Uhr auf dem Stundenplan, wenn nicht, gibt es eine Lernzeit im Internat. Hier sind immer ein bis zwei Lehrer anwesend und übernehmen die Hausaufgabenbetreuung. Nun beginnt die Trainingsphase, sie dauert rund zwei bis drei Stunden.

Loipe auf der Martinskapelle und Biathlonanlage in Schönwald liegen vor der Haustüre

Ein großer Vorteil ist die Lage des IB-Hauses in Furtwangen: Die Sportstätten befinden sich im näheren Umkreis und sind in etwa 20 Minuten erreichbar. Am weitesten entfernt ist noch die Adlerschanze in Hinterzarten, auf der die Sprin-



ger und Kombinierer trainieren. Ansonsten ist die Loipe und Biathlonanlage im Schönwälder Weißenbachtal eine der wichtigsten Trainingsstätten für Biathleten, im Winter gehört für sie sowie die Kombinierer natürlich das Loipensystem auf der Furtwanger Martinskapelle dazu, die ja auch über eine beleuchtete Rundloipe verfügt. Für ein Grundtraining gibt es im IB-Haus selbst entsprechende Möglichkeiten, etwa einen Krafraum. Außerdem steht dem Skiinternat die große Sporthalle der Robert-Gerwig-Schule zu bestimmten Zeiten zur Verfügung.

Nach dem Training gibt es das Abendessen und daran schließt sich eine weitere Lernphase an. „Um 22 Uhr heißt es, Licht aus auf den Zimmern“, so Cheftrainer Kullmann. Remmidemmi gebe es auch mal, aber es halte sich in Grenzen. Seit 2006 – so lange kennt Kullmann das SKIF – sind disziplinarische Maßnahmen eher rückläufig. Was nicht verwunderlich ist, denn die jungen Sportler sind hoch motiviert und wissen, dass am nächsten Tag wieder voller Einsatz gefragt ist.

„Der Druck ist immens“

Auf pädagogischer Seite bestehe eine wichtige Aufgabe darin, darauf zu achten, wem es zu viel werde, meint Kullmann. Dafür gibt es seit 2011 auch ein psychologisches Projekt, das Stressmanagement und Persönlichkeitsentwicklung beinhaltet und vom Olympiastützpunkt Freiburg aus betreut wird. Auch extern sind ein bis zwei Fachkräfte engagiert, so wird beispielsweise ein Entspannungstraining geboten.

Ein Fragebogen soll über die individuelle Persönlichkeitsstruktur der Sportler Auskunft geben, um entsprechende Hilfestellungen geben zu können. „Der Druck ist immens, vor allem mit dem achtjährigen Gymnasium“, weiß Kullmann. Die Stundentafel muss ständig angepasst, die beiden Nachmittage an der Schule müssen integriert werden.

32 bis 35 Wochenstunden Unterricht an der Schule sind zu verkraften, dazu kommen rund 20 Stunden Training. Die Zeit für Hausaufgaben ist dabei noch gar nicht berücksichtigt. „Außerdem hatten die Sportler noch keine Zeit,

einfach mal nur Jugendliche zu sein“, so Kullmann. Schließlich falle der Aufenthalt im SKIF in eine Phase, wo Kinder zu jungen Erwachsenen würden. Zudem sei sportlich eine Strecke zu bewältigen, auf der Talent alleine nicht mehr ausreiche, um ganz nach vorne zu kommen.

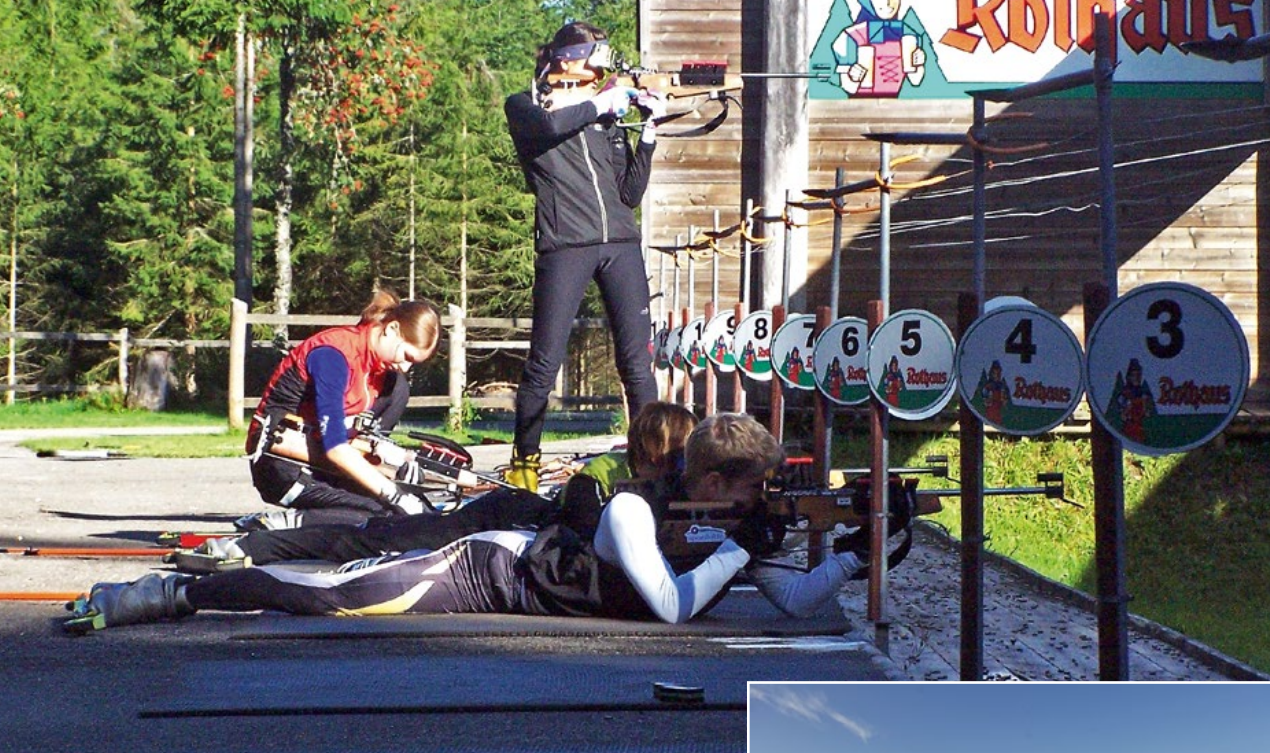
Skiinternat Furtwangen GmbH

Verantwortlich für das SKIF ist die Skiinternat Furtwangen GmbH, die das Haus am Großhausberg gekauft hat, und deren Gesellschafter, das ist der IB, die Stadt Furtwangen sowie die Stiftung Olympianachwuchs in Baden-Württemberg. Für das Haus ist der IB zuständig, er stellt das Personal von den Reinigungs- bis zu den Küchenkräften, ebenso die pädagogischen Kräfte, die beispielsweise am Abend als Ansprechpartner für die Schüler zur Verfügung stehen. Viele Jahre hatte diese Aufgabe Pater Hans Siegmann inne, bevor der Salesianerorden im Jahr 2010 das Don Bosco Heim aufgab und sich aus Furtwangen zurückzog. Es folgte ein Neustart und die Gründung der erwähnten GmbH als Trägerin des Skiinternates.

Trainer und Lehrer werden vom DSV (Deutscher Skiverband), der Leistungssport GmbH der Skiverbände Baden-Württembergs (Skiverband Schwarzwald, Schwäbischer Skiverband und Skiverband Schwarzwald Nord) sowie von Land und Bund finanziert, und zwar in Zusammenarbeit mit dem Olympiastützpunkt Freiburg. Von hier kommen auch die professionellen Trainer (Bundeskader C aufwärts).

Ohne Zuschüsse könnte sich kaum ein Sportler seinen Platz im SKIF leisten

Wie wichtig die Finanzierung der Einrichtung ist, lässt sich daran ablesen, dass ein Platz im SKIF rund 2.200 Euro monatlich kosten würde, wenn sämtliche Unkosten umgelegt würden. So sind es noch 620 Euro monatlich für ein Einzelzimmer. Doch auch dafür gibt es noch einen Zuschuss von der Deutschen Sporthilfe, und zwar abhängig vom Einkommen der Eltern sowie dem Kaderstatus der Sportler. Reicht das nicht



Mit dem Loipenzentrum auf der Martinskapelle und der modernen Biathlonanlage im Weißenbachtal in Schönwald finden die SKIF-Schüler unmittelbar vor der Haustüre optimale Trainingsbedingungen vor. Einer der erfolgreichen Skif-Absolventen ist auch Skiflugweltmeister und Olympiasieger Sven Hannawald (unten).





Mit modulierter Musik zur Meisterschaft: AVWF-Erfinder Ulrich Conrady, Simone Hauswald und das Ministerium für Kultus, Jugend und Sport in Baden-Württemberg unterstützten das Skiinternat Furtwangen mit der innovativen Methode Audiovisuelle Wahrnehmungsförderung (AVWF). Sie wird schon seit mehreren Jahren im Spitzensport praktiziert. Erfolgreiche Beispiele sind die österreichischen Skispringer oder die deutschen Biathletinnen. Jetzt ist AVWF auch im Nachwuchs angekommen.

Die Methode soll die Basiskompetenzen der jungen Sportlerinnen und Sportler verbessern. Ziele sind vor allem Stressreduktion, Arbeitsorganisation und der Umgang mit neuen Medien in einem von Eile und Leistungserwartungen geprägten Umfeld. Bei bis zu 60 Stunden pro Woche Training, Schule und Hausaufgaben hilft AVWF mittels schallmodulierter Musik das Gleichgewicht zwischen Anspannung und Entspannung wiederherzustellen.

aus, so kann die Stiftung Soziale Hilfe für Spitzensportler noch etwas drauflegen. Und dann gibt es noch die individuellen Sponsoren des Skiinternates, etwa die Sparkasse, aber auch den Förderverein SKIF. „Durch all diese Möglichkeiten kann der Unkostenbeitrag bei Bedarf auf bis zu 150 Euro gesenkt werden“, erläutert Kullmann. Und das heißt: Niemand muss aus finanziellen Gründen darauf verzichten, auf eine Skisportkarriere professionell vorbereitet zu werden.

Hervorragende Ausbildungsmöglichkeiten dank vieler Kooperationen

Das SKIF bietet somit hervorragende Möglichkeiten, die Basis für ein erfolgreiches Berufsleben zu schaffen. Dazu zählt nicht nur die gute Schulausbildung, sondern auch eine Kooperation mit Hochschulen, etwa mit der Hochschule Furtwangen University (HFU, früher Fachhochschule) oder der Universität Freiburg. Diese Einrichtungen halten Kontingente für studienwillige Spitzensportler vor, wodurch diese den Numerus Clausus in besonders beliebten Fächern umgehen können.

Wer von den Sportlern nach seinem Schulabschluss an der HFU studiert, hat es besonders einfach: Er kann ohne Probleme weiter im SKIF mittrainieren, auch wenn er oder sie nicht mehr im IB-Haus wohnt. Ein gutes Beispiel ist der für die Skizunft Breitnau startende Biathlet Benedikt Doll, der an der Hochschule Furtwangen ein Studium aufgenommen hat.

In der Saison 2011/12 gewann er die Gesamtwertung beim IBU-Cup, der zweiten Liga der besten Biathleten und mischt nun im Weltcup mit. Auch der Schonacher Georg Hettich (Nordische Kombination), Olympiasieger 2006 (Gold, Silber und Bronze) hatte nach dem Besuch des Skiinternates und seinem Abitur an der HFU, Außenstelle Villingen-Schwenningen, Medical Engineering studiert. „Wir haben etwa 18 bis 20 Externe am Skiinternat im Alter von 19 bis 27 Jahren, meistens haben sie selbst das SKIF besucht und trainieren hier nach wie vor noch mit“, so Kullmann.

Olympiasieger und Weltmeister

Einige Jahre nach Gründung des SKIF forderte Fredy Stober bei einer Sitzung der Verantwortli-



Zu den erfolgreichen Absolventen des Skiinternates gehört auch Alexander Herr. 2001 wurde er u.a. bei der Nordischen Skiweltmeisterschaft in Lahti Mannschafts-Weltmeister im Springen von der Großschanze zusammen mit Sven Hannawald, Martin Schmitt und Michael Uhrmann.

chen: „Es muss auch einmal einen Olympiasieger vom SKIF geben“. Sein Wunsch ist mittlerweile mehrfach in Erfüllung gegangen. Hier nur einige der erfolgreichen Sportler, die SKIF-Absolventen sind: Stefanie Böhler (Skilanglauf), Silber bei Olympia 2006, zweimal Vizeweltmeisterin der Junioren, Sven Hannawald (Ski-springen) Skiflugweltmeister, Olympiasieger, Alexander Herr (Skispringen) Bronze im Team bei der Skiflug-WM 2006, Hansjörg Jäkle (Ski-springen) 1994 Olympiasieger im Team, Frank Höfle (nordischer Sport der Behinderten), vierzehnmal Olympiasieger bei den Paralympics, Kathrin Lang (Biathlon), zweimal Europameisterin, mehrfache Deutsche Meisterin und Thorsten Schmitt (Nordische Kombination), Silber in der Staffel bei der WM 2003.

Bereits erwähnt wurde die Biathletin Simone Hauswald, sie ist zweifache Bronze-Medail-

lengewinnerin bei Olympia, Juniorenweltmeisterin und Europameisterin in der Staffel. Dann der Nordische Kombinierer Georg Hettich aus Schonach, der bei Olympia gleich drei Medailen, Gold, Silber und Bronze, gewinnen konnte sowie der Skispringer Martin Schmitt. Letzterer ist Olympiasieger, zweimal Sieger im Gesamtweltcup, zweimal Sieger im Skiflugweltcup und viermal Weltmeister.

Auch in der Saison 2011/12 waren SKIF-Sportler sehr erfolgreich. So gewann Annika Knoll bei der Biathlon-Jugendweltmeisterschaft Bronze, Tobias Simon holte bei der Junioren-WM Nordisch Silber mit dem Team, Tobias Löffler holte Gold bei der Deutschen Junioren-Meisterschaft im Skisprung und Simon Klein gewann Gold bei der Deutschen Jugend-Meisterschaft Biathlon.

Zukunft des Skiinternates scheint auch über das 30-jährige Bestehen hinaus gesichert

Junge Sportler, die sich für eine Aufnahme in das SKIF interessieren, müssen folgende Voraussetzungen erfüllen: Mitglied des D- beziehungsweise C-Kaders sowie gute schulische Leistungen. Die Messlatte ist hoch, doch wer sie erfüllt, hat gute Chancen auf einen Internatsplatz. Der Ansturm der Talente im nordischen Skisport sei nicht so riesig, meint Trainer Kullmann. Deshalb müsse auch niemand abgelehnt werden, der die genannte Messlatte schafft.

Zahlreiche Absolventen des SKIF standen irgendwann einmal ganz oben auf dem Treppchen. Viel größer ist jedoch die Anzahl derer, die ebenfalls ihr Bestes gaben, den Sprung nach ganz vorne jedoch nicht schafften. Sie konnten jedoch neben aufregenden Jahren auch eine abgeschlossene schulische Ausbildung in ihr weiteres Leben mitnehmen.

Daher dürfte die Zukunft des Skiinternates auch über das Jahr 2014 hinaus gesichert sein, wenn es sein 30-jähriges Bestehen feiert. Das SKIF ist ein Vorteil für die gesamte Region, die sich über dieses Aushängeschild des nordischen Skisports freuen darf.

Matthias Winter

Punktgenau im Zielkreis:

Das Fürstenberg-Fallschirm-Team

Seit mehr als 30 Jahren ist das Fürstenberg-Fallschirm-Team mit seinen Formationssprüngen bei Wettbewerben erfolgreich und die Attraktion bei zahlreichen Veranstaltungen



Eine perfekte Formation ist geglückt – das Fürstenberg-Fallschirm-Team am Himmel.

Das Flugzeug in 2.500 Meter Höhe ist nur noch als kleiner, kaum wahrnehmbar brummender Punkt zu erkennen. Gebannt schauen Hunderte Augenpaare in den Himmel und suchen die stahlblaue, wolkenlose Fläche ab. Da! Wie aus dem Nichts entfalten sich plötzlich nacheinander zehn rechteckige Fallschirme mit den blauen und roten Enden und dem großen Fürstenberg-Logo. Während die Fallschirme langsam zur Erde schweben, führen die Springer ihre Kunststücke vor und landen nach wenigen Minuten sanft und sicher punktgenau im Zielkreis. Der Applaus des begeisterten Publikums ist die schönste Belohnung für das Fürstenberg-Fallschirm-Team, das seit mehr als 30 Jahren mit ihren Formationen am Himmel die Zuschauer am Boden begeistert. Und das praktisch rund um den Globus.



Wie kommt eine Bierbrauerei zu einem eigenen Fallschirmspringer-Team? Die Frage müsste

umgekehrt lauten: Wie kommt eine Fallschirmspringertruppe dazu, den fürstlichen Namen auf ihre Fallschirme zu schreiben? Begonnen hat alles 1975. Ein junger Mann namens Peter Lendle wurde vom Virus des Fallschirmspringens infiziert. Wenige Jahre später schwappten aus Amerika die ersten Bilder vom Fallschirm-Formationsfliegen nach Deutschland herüber. Und für Lendle und seine Springerfreunde war klar: „Das wollen wir auch machen.“

Doch die Ernüchterung kam schnell. „Um diese Art des Fallschirmfliegens sicher zu beherrschen und um bei jeglicher Art von Veranstaltungen wie Flugtage, Reitturniere, Stadtfeste, Eröffnungen und vieles mehr den Fallschirmsport als Faszination und sichere Sportart dem Publikum zu präsentieren, müssen viele Übungssprünge absolviert werden.“ Das bedeutete jede Menge Kosten für die Springer.

Und es wurde außerdem ebenso schnell klar, dass eine effektive und gute Darstellung nur

mit einem Team mit gleichen Fallschirmen und gutem Namen möglich sein kann. Das konnte keiner der jungen Springer aus eigener Tasche finanzieren.

Die ersten Formationspringer in Europa

„Um es richtig zu machen, mussten wir also Unterstützung finden“, erinnert sich Peter Lendle. Dabei half ihm der Umstand, dass zum Freundeskreis um den Donaueschinger „Schützen“ Andreas Stephani und der damalige Erbprinz Heinrich sowie Fürst Joachim zu Fürstenberg gehörten, die sich von dem Vorhaben sehr angetan zeigten und ihre Unterstützung zusicherten.

Und so kam es, dass 1980 vier junge Männer aus Villingen-Schwenningen als erste Fall-

schirm-Formationsspringer in Europa an Fallschirmen mit dem Fürstenberg-Aufdruck im Schlosshof zu Donaueschingen vom Himmel schwebten. Das Fürstenberg-Fallschirm-Team war geboren. Und seither tragen die Fallschirmspringer den Namen des bekannten Bieres weit und vor allem hoch hinaus, sind bei unzähligen Events und Wettbewerben präsent.

Innerhalb nur weniger Jahre etablierte sich das Team in Springerkreisen. „In den 1980er-Jahren waren wir in ganz Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, den Benelux-Ländern, der USA und sogar in Thailand unterwegs“, zählt Peter Lendle auf. Überall feiern die Springer mit ihren Formationen große Erfolge.

Erst im Sommer 2012 war das Team zum wiederholten Mal bei den „BaWü Airgames“ in Oppenau im Schwarzwald. Und im September bereicherten die Fallschirmspringer das Ballonfestival in Bad Dürkheim. Aber auch für spektakuläre Aktionen wie beispielsweise die Schlüsselübergabe für ein neues Hotel im Europapark in luftiger Höhe wurden die Springer schon engagiert.

Daneben ist das Fürstenberg-Fallschirm-Team, von Anfang an übrigens Mitglied der Sportfliegergruppe Schwenningen, Abteilung Fallschirmsport, gern gesehener Gast bei Veranstaltungen verschiedenster Art. Fünf, manchmal bis zu zehn Springer, zeigen hoch über Stadtfesten oder bei Flugtagen verschiedene Formationen. Das ist besonders spannend zum Zuschauen. In Höhen von 1.500 bis 2.300 Metern kann man die Arbeit der Springer vom Absprung bis zur Landung vom Boden aus sehr gut beobachten.

„Bei uns muss sich jeder hundertprozentig auf den anderen verlassen können“

Das Fallschirmspringen in Formationen erfordert neben dem Können vor allem eines: Ein Höchstmaß an Disziplin. „Bei uns muss sich jeder hundertprozentig auf den anderen verlassen können“, bekräftigt Peter Lendle. Das

Absprung hoch über Villingen-Schwenningen aus der Do 27 des Fürstenberg-Fallschirm-Teams.



Die Do 27 des Fürstenberg-Fallschirm-Teams kann bis zu fünf Springer in die Luft bringen. Überlebenswichtig ist das richtige Packen der Fallschirme. Unten: Beim Fürstenberg-Reitturnier 2012 – die Springer sind eben ausgestiegen.

Ist wichtig, immerhin hängt das Leben der Fallschirmspringer in der Luft an gerade mal etwa 24 Quadratmetern Kunstseide, die mit etwa 20 Leinen mit dem Springer verbunden sind. Da erfordert es einen kühlen Kopf, wenn sich die Springer bei einem „Stapel“, bei dem mehrere Springer übereinanderstehen, mit den Beinen in den Gurten des darunterliegenden Springers festhalten. „Wichtig ist, dass keiner eine Entscheidung alleine trifft, sondern, dass Entscheidungen immer in Absprache getroffen werden“, so Peter Lendle, der inzwischen auf mehr als 5.300 Fallschirmsprünge zurückblickt und somit überaus erfahren ist.

Die Disziplin und höchste Konzentration zahlt sich aus. Seit Bestehen des Fürstenberg-Fallschirm-Teams hat es noch keinen Unfall gegeben. Was nicht heißt, dass es, besonders in der Landephase, nicht schon mal zu Verletzungen eines einzelnen Springers kommen kann.

Aber auch der beste Fallschirmspringer würde am Boden bleiben, hätte er kein Absetzflugzeug, das ihn auf die erforderliche Höhe transportiert. Die Fürstenberg-Fallschirmspringer werden von einer Dornier Do 27, Baujahr 1958 in die Luft gebracht. Mit ihren 270 PS und ihrer hohen Zuladung kann sie bis zu fünf Springer gleichzeitig in den Himmel befördern.

Die DO 27 befindet sich im Besitz einer Haltergemeinschaft aus Piloten und Springern. Und selbstverständlich glänzt die Maschine, nach einer aufwändigen Restaurierung in den 1990er-Jahren, auch in den Farben des Sponsors, der Brauerei Fürstenberg.

In einer Woche bis zu 50 Sprünge aus 4.000 Metern Höhe

Um sich nach einer mehr oder weniger kurzen Winterpause optimal auf die neue Saison vorzubereiten, unternehmen die Fürstenberg-Sprin-



ger jeweils im Frühjahr Reisen dorthin, wo das Wetter um diese Jahreszeit schon beständig ist. „Wir waren schon in Arizona, Sevilla und Marokko“, zählt Lendle auf. Dort sind die Springer dann mehr in der Luft als auf dem Boden. „Wir machen dort in einer Woche 50 Sprünge aus 4.000 Metern und sind damit gerüstet für das ganze Jahr.“

Trotz seiner inzwischen mehr als 5.300 Sprünge hat das Fallschirmspringen für Peter Lendle nichts von seiner Faszination verloren. „Der freie Fall ist der absolute Kick. Nach dem ‚Exit‘, also dem Ausstieg aus dem Flugzeug, beschleunigt man etwa zehn Sekunden lang. Dann fällt man 70 Sekunden lang mit einer Geschwindigkeit von 180 bis 200 Stundenkilometern in Bauchlage in die Tiefe. Anschließend zieht man die Reißleine und schwebt langsam auf die Erde zu“, beschreibt er, wie ein Fallschirmsprung ungefähr abläuft.

Wer es genauer wissen will, kann das Gefühl am eigenen Leib in Form eines Tandemsprungs erfahren. Auf dem Flugplatz in Schwenningen können Tandemsprünge aus 3.000 Metern Hö-

he mit einem speziell ausgebildeten Tandemmaster gebucht werden.

Für diejenigen, die sich das nicht trauen, bleibt eines: Den Fallschirmspringern des Fürstenberg-Fallschirm-Teams vom Boden aus zuzuschauen, wenn sie bei einer Veranstaltung vom Himmel fallen.

Roland Sprich

*Weitere Informationen finden Sie unter:
www.ff-team.de*

Ein ganz besonderes Erlebnis sind Tandemsprünge, die das Fürstenberg-Fallschirm-Team ebenfalls anbietet (unten). Rechte Seite: Figuren aus dem Formationsprogramm. Damit derart schwierige Kunststücke gelingen, ist eine große Zahl an Trainingssprüngen erforderlich – die teils sogar über Arizona oder Marokko absolviert werden. Die Figur oben ist ein sogenanntes „Upside-Down“, dabei fliegt der unterste Springer im Stapel quasi auf dem Kopf. Das ist auch die komplizierteste und anstrengendste Figur. Unten links ein Dreier-Stapel und ein sogenanntes „Down-Plane“.





Eiskunstlaufen in Schweningen wird als Sport immer beliebter

Bis in die Meisterklasse: Der SERC hat seit den 1960er-Jahren etliche erfolgreiche Eiskunstläuferinnen hervorgebracht

Elegantes Dahingleiten auf schneeweißer Eisfläche, geradezu artistische Drehungen und Sprünge, dazu Musik, die den optischen Genuss um einen akustischen erweitert – das ist Eiskunstlauf, wie er auch beim Schwenninger Eis- und Rollsportclub 04 e.V. (SERC) betrieben wird. Oliver Stenzel leitet die Abteilung seit 2011, Michaela Lenk koordiniert den Trainingsbetrieb für derzeit 63 Läufer im Alter von vier bis 45 Jahren.

Die Geschichte des Eiskunstlaufes in Schweningen beginnt mit der Eröffnung der Eisbahn am Bauchenbergstadion 1968. Anfänglich lag der Schwerpunkt noch auf dem Rollkunstlauf, doch bald wurden die Rollen gegen Kufen getauscht und nach und nach bis zu 90 Kinder und Jugendliche trainiert.

1971 fand in Schweningen die erste Württembergische Meisterschaft statt, und es gab mit Sylvia Hengstler sogar eine Titelgewinnerin aus den eigenen Reihen. Zu Beginn der 1990er-Jahre ließ die SERC-Eiskunstlaufabteilung mit wachsenden sportlichen Erfolgen aufhorchen. Das Trainergespann Monika Kutinova und ihr Vater Miroslav Kutina brachten Carolin Bleher, Petra Glaser, Mirjam Wielings und Isabelle Blattmann als Landesmeister und Giuseppina Arena gar als Deutsche Nachwuchsmeisterin heraus.

Der nachfolgende Trainer Bernard Columberg führte Giuseppina Arena 1995 bis in die Meisterklasse, wo sie gegen damalige Eislaufgrößen wie Tanja Szewczenko antrat. In der Saison 1996/97 setzte Tatiana Reznikova mit eisernem Training die Erfolgsserie fort. Nadja

Wiedenmann, Stefanie Rudel und Jasmina Milovanovic profitierten am meisten. 1999 erweiterte Irina Prochorova, die Tochter von Tatiana Reznikova, den Trainerstab, und es ging auf der Erfolgsleiter weiter hinauf. Nadja Wiedenmann erzielte internationale Erfolge. Auch Michaela Cierny, heute heißt sie Lenk und ist aktuell

Cheftrainerin der Abteilung, Marita Siegel und Sabrina Sieber füllten um die Jahrtausendwende die Zeitungen. In der Ära von Trainerin Olga Tchernycheva ab 2000 liefen Ulrike Wacker, Jessica Kosuch, Daniela Bruck und Marco Gardin, heute ebenfalls als Trainer tätig, zur Hochform auf.



Zuerst das Training – dann die erste Eisshow (Seite rechts, oben): Beim Schwenninger Eis- und Rollsportclub 04 e.V. werden die jungen Eiskunstläuferinnen mit viel Sorgfalt und Freude an diesen Sport herangeführt. Links die siebenjährige Olivia Borzecka.



Der Spaß soll nicht zu kurz kommen

Diese Zeiten, als die Schwenninger Eisbahn zudem noch Leistungszentrum war und der SERC mehrere Kaderläufer vorweisen konnte, scheinen vorerst vorbei. Der seit 2011 neue Abteilungsleiter Eiskunstlauf, Oliver Stenzel, und Trainerin Michaela Lenk setzen derzeit alles daran, der Abteilung zu altem Glanz zu verhelfen. „Dabei darf aber der Spaß nicht zu kurz kommen“, findet Stenzel.

Seiner achtjährigen Tochter Julia hat es die Abteilung zu verdanken, dass der technische Betriebswirt eine ehrenamtliche und dazu verantwortliche Aufgabe übernahm. Julia besuchte schon als Vierjährige die Eislaufschule. Durch sie kam der Papa mit Eiskunstlauf in Berührung. Sein Engagement sei allerdings nur theoretisch und verwaltend, denn „ich selbst kann keinen Kunstlauf“, gibt er lächelnd zu.

Annika Hoch und Sophia Pauls sind die vielversprechendsten Talente der Schwenninger

Die aktuell stärkste Läuferin der Schwenninger Eiskunstlaufabteilung ist die 14-jährige Annika Hoch. Ein vielversprechendes Talent ist auch Sophia Pauls. 63 aktive Läufer zählt die Ab-



Die aktuell stärkste Läuferin der Schwenninger ist die 14-jährige Annika Hoch.

teilung derzeit, die meisten sind weiblich, jünger als 17 Jahre und werden von Michaela Lenk, Marco Gardin und Linda Young, die zuletzt 2010 baden-württembergische Nachwuchsmeisterin wurde, trainiert.

Roland Lenk übernimmt das Erwachsenenentraining. Mit der bei den aktiven Jugendläufern stetig wachsenden schulischen Belastung sei es nicht immer einfach, sagt Stenzel, passende Trainingszeiten zu finden. Zudem müsse man sich den Eishockey-Profis zeitlich unterordnen. Auch das ist eine der vielen Aufgaben eines Abteilungsleiters: die Koordination des Trainings.

Die Grundlagen des Eislaufs

In der, während der Eiszeit von Mitte August bis Ostern, stets montags und mittwochs stattfindenden Eislaufschule lernen schon die Vierjährigen die Grundlagen des Eislaufens: das

Im Kostüm auf dem Eis – Schwenninger Eiskunstläuferinnen nach dem Wettkampf und beim Training (Aufnahmen auf der Seite rechts). Jungs entschließen sich eher selten für den Eiskunstlauf.





sichere Stehen auf Kufen und Eis sowie das richtige Fallen. Das kann man tatsächlich lernen: immer auf den Po, nie nach vorne. Aus den ersten Schritten werden Kurven und Schleifen. Danach sei bei den Jungs häufig ein Wechsel in die Eishockeyabteilung angesagt, bedauert Stenzel, kann es aber verstehen.

Die Mädchen lernen dagegen nun die ersten Sprünge: Salchow, Rittberger, Flip, Toe-Loop, Lutz und Axel. Annika Hoch springt sie alle doppelt, bis auf den Axel, der als schwierigster Sprung gilt. Dafür trainiert sie mit ihren Vereinskameradinnen sechsmal pro Woche insgesamt 16 Stunden lang. Das allerdings nur sieben Monate im Jahr, denn in der restlichen Zeit, den Sommermonaten, gibt es in der Helios-Arena kein Eis.

Ab Ostern beginnt das Trockentraining

Mit Ende der Eishockey-Spielzeit an Ostern und dem SERC-Knabenturnier als Schlusspunkt ist bis Mitte August in Schwenningen kein Kunstlauf möglich. Dann steht zweimal wöchentlich

Trockentraining auf dem Plan, denn Kondition und Ausdauer, Sprungkraft und -technik lassen sich auch ohne Eis trainieren. Manchmal nutzen die Schwenninger nach dem Motto „heiß auf Eis“ im Sommer Eisbahnen mit Ganzjahreis.

In der Schweiz gibt es ein paar, die mit der Abwärme ihrer Eiskühlung ein Schwimmbad in direkter Nachbarschaft heizen können. Eine lange eislose Zeit können sich die jungen Athleten kaum leisten, denn eine kräftezehrende und hochkonzentrierte Kür dauert immerhin bis zu vier Minuten. Sobald das eigene Eis wieder zur Verfügung steht, hat sich der Sommerworkshop für die Läufer etabliert: In den letzten drei Sommerferienwochen beginnen bereits die Vorbereitungen auf die neue Saison. *Birgit Heinig*

Beim Training im Oktober 2012. Trainiert werden die Eisprinzessinnen von Morgen von Marco Gardin, Linda Young und Michaela Lenk (rechts).

Rechte Seite: Links oben das Talent Sophie Pauls, rechts oben ist Christina Landeis zu sehen.

Unten: Impressionen einer Eisshow.





Das gastliche „Haus am Fluss“

Die „Wirtschaft zum Schlachthof“ in prachtvollem Jugendstilgebäude an der Brigach in Villingen vereint Tradition und Moderne zu stilvollem Ambiente.

Das Haus am Fluss – ein charismatischer Name, und Kennern der Kinoszene sicher noch ein Begriff. Doch mit dem bekannten gleichnamigen US-amerikanisch-kanadischen Psychothriller hat das Villingener „Haus am Fluss“ nun wirklich nichts zu tun: Keine Mörder, kein Grausen, kein Horror! Nix mit Krimi-Atmosphäre, ganz im Gegenteil! Das Haus ist ein wahres Juwel für Feinschmecker und Erholungssuchende!

Denn das Villingener „Haus am Fluss“ ist die traditionsreiche „Wirtschaft zum Schlachthof“ mit dem ganz besonderen Charme eines Hauses am Wasser, liegt idyllisch und ruhig am Fluss, an der Brigach – und doch mitten in der Stadt. Es beherbergt nur fröhliche, zufriedene Gäste und keine Krimihelden. Wenn doch gelegentlich prickelnde Spannung in der Luft liegt, dann ist es die Spannung auf das lukullische Menü, das in der Küche für die Gäste gezaubert wird. Hier an

der Brigach stehen der Genuss und die Entspannung im Mittelpunkt, hier wird gefeiert, gelacht und geschlemmt. Und an lauen Sommerabenden oder auch tagsüber unter dem Sonnensegel kann man das Entengeschnatter vom „Fluss“ hören, das ruhige Dahinplätschern der Brigach genauso wie den Wind und das Rauschen der Blätter in den alten Bäumen am Ufer.

Stilvoll und edel umgebaut

Aus dem ehemals urigen, bodenständigen, über hundert Jahre alten Altvillingener Wirtshaus, in dem seit vielen Jahrzehnten neben Genießern einer gutbürgerlichen Küche auch besonders die Villingener Vereine und Verbände für ihre Tagungen eine Heimat gefunden hatten und viele Familienfeste gefeiert wurden, ist eine moder-



ne Gaststätte geworden. Stilvoll und edel, mit viel Geschmack umgebaut und eingerichtet, blieb dem Haus jedoch der alte Charme erhalten. Den neuen Besitzern Klaus Käfer und Gabriele Karcher ist es gelungen, Alt und Neu, Tradition und Moderne, reizvoll zusammenzubringen. Auch heute ist „der Schlachthof“ wieder beliebter Treffpunkt für Vereine, genauso wie stilvolles Ambiente für Familienfeste, für Genießer lukullischer Köstlichkeiten und Oase für Entspannungssuchende. Gerne wird hier bei der Veranstaltungsplanung geholfen, Gruppen zwischen 20 und 100 Personen können hier inmitten zahlreicher Kunstwerke feiern.

Die Gasträume sind mit viel Liebe zum Detail passend zu den Jahreszeiten ausgeschmückt. Und weiter mit Kunstwerken und anderen Utensilien ausgestaltet, so mit farbenfrohen Werken des Villingener Kunstmalers Revellio, einem

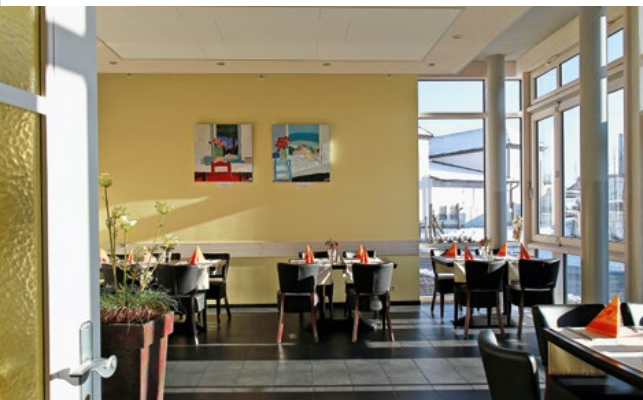


Kunst schmückt den „Schlachthof“ an vielen Stellen, darunter eine Strumbel-Schwarzwalduhr.

Piano, einer historischen Registrierkasse und vielen anderen Antiquitäten mehr. Die Liebe zur Kunst hat hier der Vater von Gabriele Karcher, Apotheker Rudolf Karcher, mit eingebracht. Ein Kunstliebhaber und Sammler, der hier für seine Kostbarkeiten den passenden Raum fand.

Nicht zuletzt schenkte er seiner Tochter und Klaus Käfer zur Hochzeit eine Strumbel-Schwarzwalduhr. Sie ist vom Offenburger Künstler Stefan Strumbel kreiert und wurde in der Kuckucksuhrenfabrik Schneider in Schonach gefertigt. Sie

Die „Wirtschaft zum Schlachthof“ im Bilderbogen: gemütlich, stilvoll, mit viel Liebe zum Detail eingerichtet und ein Haus mit hervorragender Küche.



hängt heute ebenfalls im Gastraum und zieht viele Blicke auf sich. Dieser grellbunte Star der Kunstszene, ein Pop-Art-Kunstobjekt mit himmelblauem Korpus, pinkfarbenen Schnitzereien und obendrauf einem quietschegelben Hirschgeweih, ist zwischenzeitlich auch bei prominenten Zeitgenossen begehrt. Zum Beispiel lesen unter anderem Modezar Karl Lagerfeld, der ehemalige Tennisstar John McEnroe oder Arnold Schwarzenegger die Zeit an einer Strumbel-Uhr ab.

Regionale Küche mit mediterranem Einschlag

Doch nicht nur „das Äußere“, die Räume und die kultivierte Einrichtung bezaubern die Gäste, natürlich steht der Genuss aus einer regionalen Küche mit mediterranem Einschlag im Mittelpunkt. Frische ist das Zauberwort in der Küche. Mit frischen Zutaten werden regionale Spezialitäten wie auch mediterrane Köstlichkeiten zubereitet. Küchenchef Dietmar Weiss garantiert

Überaus einladend: Die Gaststube der „Wirtschaft zum Schlachthof“. Die Wände schmücken Kunstwerke – vor allem Arbeiten von Paul Revellio sind zu sehen.

mit viel Idealismus und Können dafür. Weiss rührte zehn Jahre lang im „Kapuziner“ als Chefkoch in Töpfen und Pfannen, wollte sich dann beruflich verändern. Und so passte es in seinen Lebensplan, als 2006 das „Haus am Fluss“ im heutigen Stil neu eröffnet wurde.

Mit Dietmar Weiss hat Klaus Käfer einen unentbehrlichen Fachmann an der Seite, der sein Reich in Küche und Keller mit viel Herzblut und Sachverstand regiert, aber auch gerne mit ausgefallenen Dekorationen in den Gasträumen höchstpersönlich dafür sorgt, dass seine Speisen auch im passenden Ambiente serviert werden. So passt in der Wirtschaft zum Schlachthof alles zusammen. 2009 wurde ein Wintergarten angebaut, ein kleines Schmuckstück des Hauses, die Küche wurde vergrößert, denn die Kapazitäten reichten nicht mehr aus. Und seit es auf der Schlachthofstraße entlang der Brigach keinen Durchgangsverkehr mehr gibt, passt auch die Stille zum besonderen Flair des Hauses, in das man gerne einkehrt.

Die kleinen Gäste werden im „Schlachthof“ übrigens ganz groß geschrieben. Neben Kinderhochstühlen und einem Wickeltisch gibt es auch Kinder-Speisekarten zum Anmalen. So beschäftigt ermöglichen die Kinder ihren Eltern einen entspannteren Genuss der lukullischen Köstlichkeiten, vom Tafelspitz oder Rostbraten



bis zu Lammfilets, Lachs, Bodenseefisch oder Scampi.

Ein regelmäßig angebotenes „Piano-Dinner“ ist für die Gäste eine ideale Gelegenheit, dem Alltag auf romantische Weise für ein paar Stunden zu entfliehen und ein feines Abendessen bei Kerzenlicht zu Pianoklängen von Sebastian R. Schnitzer zu genießen.

Der „Schlachthof“, eines der wenigen original erhalten gebliebenen Villingener Gasthäuser

1908 außerhalb der Stadtmauer an der Brigach gebaut, ist die „Wirtschaft zum Schlachthof“ seit 1924 im Familienbesitz. Damals kaufte Franz Honold das prachtvolle Jugendstil-Haus, das in seiner Originalität bis heute so erhalten blieb und damit eines der wenigen wirklich originalen, noch betriebenen Gasthäuser des alten Villingens ist. Honolds Tochter Christa betrieb später mit ihrem Ehemann Hans Cornel Lennartz, der nach Sturm-und-Drang-Jahren als Schiffskoch und Steward auf allen Weltmeeren, nach interessanten Jobs im Management großer Hotelketten, bei ihr in der beschaulichen Zähringerstadt vor Anker ging, das beliebte Gasthaus über 30 Jahre. Christa und der fröhliche Rheinländer Hans, die den Schlachthof zu einer sehr guten Adresse machten, gaben nach so vielen Arbeitsjahren das Gasthaus 2002 altershalber auf. Einige Jahre führten sie das große Haus noch als Hotel garni, doch das war eigentlich nicht ihre Welt, nicht ihr Ziel eines etwas geruh-sameren Lebensabends.

Dann kamen zufälligerweise Klaus Käfer und Gabriele Karcher ins Spiel. Eigentlich suchte das Paar lediglich eine neue Wohnung. Klaus Käfer, ein Mann vom Fach, war 13 Jahre lang in der Kneipenmeile Färberstraße tätig. Zunächst im „Färberwirt“, später als Geschäftsführer in der Gaststätte „Ott“. Man kam mit den Besitzern des Hauses Schlachthausstraße 11, der Familie Lennartz, ins Gespräch und das langjährige Wirteehepaar war letztlich auch nicht abgeneigt, das ganze Gebäude zu verkaufen. Die erste Idee von Klaus Käfer war es, im Obergeschoss eine Wohnung für den eigenen Bedarf einzurichten, den Rest zu vermieten. Das Lokal, so war eine



Sie haben mit Begeisterung die „Wirtschaft zum Schlachthof“ am Villingener Brigachufer zu neuem Leben erweckt: Gabriele Karcher und Klaus Käfer.





Die „Wirtschaft zum Schlachthof“ als Abendstimmung. Im Innern erwartet die Besucher ein festliches Ambiente.

vage Vorstellung, könnte man herrichten und für Veranstaltungen zur Verfügung stellen. Nun gut, der Deal kam zustande – und doch entwickelte sich dann nach und nach alles etwas anders als ursprünglich geplant. Eine Wohnung im Mittelgeschoss für Klaus Käfer und Gabriele Karcher mit ihren zwei Kindern entstand wie geplant. Die restlichen Fremdenzimmer im Haus wurden in moderne, neue Wohnungen umgestaltet. Ein komplett neues Dach musste her.

Wertvolle historische Vergangenheit erhalten

Handwerklich begabt, steckte Klaus Käfer viel Eigenarbeit in den Umbau, der sich nach und nach zu einem Projekt entwickelte, das so eigentlich nie geplant war, lacht Klaus Käfer heute. Denn er hatte an der wertvollen Bausubstanz und der historischen Vergangenheit des Hauses bald „Blut geleckt“. Doch die Entscheidung, den Schlachthof in der alten Tradition wirklich als Speisegaststätte weiterzuführen, entstand viel später.

Klaus Käfer und Gabriele Karcher steckten jede freie Minute in ihr „Traumhaus“. Sie informierten sich in Archiven und nach Um- und Anbauten, basierend auf alten Ansichten auf Fotos und Postkarten, entstand so langsam der



ursprüngliche Charakter des Hauses wieder. Alles, was man erhalten konnte, wurde erhalten und saniert. Manches wurde zurückgebaut wie es früher war, vieles in schweißtreibender Arbeit renoviert.

So wurden zum Beispiel die alten Wirtshaustische restauriert, ein Teil des Holzbodens wurde aufwendig abgeschliffen und war bald ein Glanzstück des Gastraumes. Auch die alten Fenster wurden nicht herausgerissen, sondern saniert. Der alte Eingang über Eck zur Schlachthausstraße hin, der lange nicht mehr genutzt worden war, wurde aus dem Dornröschenschlaf erweckt und als Hauptzugang zur Gaststätte wieder geöffnet. Die ehemaligen Faltschleusen, mit denen man den Gastraum in drei Teile trennen konnte, mussten Platz machen für eine große Flügelklapptüre, die zwei getrennt nutzbare Räume ermöglicht. Denn genau solch eine Klapptüre gab es schon Anfang des letzten Jahrhunderts, hat Klaus Käfer in Erfahrung gebracht. Und die wollte er wiederhaben.

Zusammen mit dem späteren Anbau des hellen Wintergartens und mit dem Sonnensegel auf der Terrasse ergab sich so ein harmonisches, mit viel Liebe durchdachtes Ganzes, eingebettet in historische und moderne Elemente, in dem sich die Gäste wohlfühlen. Und nicht nur die Gäste, auch Klaus Käfer und Gabriele Karcher fühlen sich in ihrem „Traumhaus“ sichtlich wohl. Beide betreiben die „Wirtschaft zum Schlachthof“ mit Freude, Elan und Freundlichkeit als eine niveauvolle Bereicherung der Gastronomie-Szene der ganzen Region.

Marga Schubert

Caritas eröffnet den Fohrenhof

Dank Inklusion: Sieben Menschen mit Behinderungen haben einen Arbeitsplatz gefunden – Regionale Küche in bester Qualität wird geboten

Viele Kreisbewohner kennen das Hofgut Himmelreich nahe Kirchzarten – vielleicht vom Hörensagen, vielleicht von einem eigenen Besuch. Wer auf der Strecke Donaueschingen – Freiburg unterwegs ist, egal ob mit Auto oder Zug, kommt an ihm vorbei. Es ist berühmt dafür, dass dort Menschen mit Behinderungen im regulären Restaurant-, Hotel- und Tagungsbetrieb mitarbeiten. Der Gedanke sogenannter Inklusion wird dort großgeschrieben.

Dank des Caritasverbandes für den Schwarzwald-Baar-Kreis gibt es nun einen weiteren Ort im Südwesten, der aufs Engste mit Inklusion verbunden ist: Im zu Winterbeginn 2011/ 2012 von der Caritas in Unterkirnach eröffneten Fohrenhof arbeiten sieben Menschen mit Behinderungen auf dem ersten Arbeitsmarkt. Dank einer Anschubförderung durch die „Aktion Mensch“ konnte das Projekt, räumlich eingebettet inner-

halb der idyllisch hoch über Unterkirnach gelegenen Hapimag-Ferienanlage, starten.

Dieser Start ist geglückt: Regionale Medien berichten rege über die Zielsetzung und breiten Angebote. Die tragende, eigens für das Projekt gegründete Tochtergesellschaft der Caritas, die „inklusive gemeinnützige GmbH“, nahm bereits zu Jahresbeginn 2011 ihre Arbeit auf. Sie übernahm mit dem „Housekeeping“ Servicetätigkeiten wie Reinigung der Wohnungen oder Garten- und Schneeräumarbeiten für das große Feriendorf der Hapimag AG mit seinen bis zu jährlich 80.000 Übernachtungen. Die Einweihung des gepachteten Restaurants und Tagungszentrums

Ein gemütlicher Ort, an dem es sich bestens speisen lässt: Der Fohrenhof in der Hapimag-Ferienanlage in Unterkirnach





Führung durch die neue Küche des Fohrenhofs: Chefkoch Stefan Vogt präsentiert dem Schirmherrn Samuel Koch die Küchentechnik. Oben rechts: Nach der kirchlichen Segnung durch (von links) Caritas-Diözesandirektor der Erzdiözese Freiburg, Monsignore Bernhard Appel, Caritas-Geschäftsführer Michael Stöffelmaier und der Dekan des Dekanats Schwarzwald-Baar, Josef Fischer. Unten rechts: Ansprache des ehemaligen Landrats des Schwarzwald-Baar-Kreises Karl Heim bei der Eröffnung. Hinten links der CDU-Bundestagsabgeordnete Kauder und Unterkirnachs Bürgermeister Gerold Löffler.

Fohrenhof mit Adresse „Am Wald 37“ war nach dessen Komplettumbau im November 2011 dann sogar von überregionalem Interesse.

War der frühere Fohrenhof vor allem auf die Bedürfnisse der Gäste des Hapimag-Feriedorfs ausgerichtet, orientiert sich das neu gestaltete Restaurant gleichen Namens aber neuen Betreibers viel mehr an den Bedürfnissen der hiesigen Bevölkerung. Der Fohrenhof verfügt inzwischen auch über einen barrierefreien Zugang. In behindertengerechte Wohnungen führt ein neu installierter Fahrstuhl. Wichtig war der gemeinnützigen GmbH eine möglichst umweltfreundliche Ausstattung: So wird die Küche beispiels-

weise durch ein System gekühlt, welches seine Energie aus der Wärmerückgewinnung im Gastronomiebereich bezieht. „Mit dem früheren Fohrenhof hat der neue eigentlich nur noch Namen und Ort gemeinsam“, so Michael Stöffelmaier, Geschäftsführer des Caritasverbandes für den Schwarzwald-Baar-Kreis.

Dank Samuel Koch: Bundesweite Berichterstattung sichert Fohrenhof einen guten Start

Bei der Fohrenhof-Eröffnung berichteten viele bundesweit erscheinende Zeitungen, darunter auch „Bild am Sonntag“, zweimal die Landesschau des SWR-Fernsehens, Reporter des SWR-Radios sowie Schweizer und österreichische Zeitungen. Der Grund hierfür war die Übernahme der Schirmherrschaft durch Samuel Koch, den bei „Wetten, dass...?“ schwerst verunglückten Wett-Kandidaten. Koch kennt beide Extreme: Das Leben als Leistungssportler im Kunstturnen und als Mensch, der seit seinem folgenschweren Unfall an den Rollstuhl gefesselt ist.

Samuel Koch war nach der Anfrage durch den Caritasverband nach Durchsicht des Fohrenhof-Konzepts sofort bereit, die Schirmherrschaft zu übernehmen. In einer Rede hinter-



Das Team des Fohrenhofs freut sich über den guten Start des Inklusion-Projektes in Unterkirnach und auf den Besuch möglichst vieler Gäste.

fragte der gläubige Christ den Begriff und das Amt des Schirmherrn: In der ursprünglichen Bedeutung aus dem 16. Jahrhundert habe das Wort wohl adlige Personen umschrieben, welche anderen militärischen Schutz gewährten. „Jetzt bin ich weder adlig, noch kann ich jemanden schützen, geschweige denn mich selbst“, so Koch eindrücklich vor dem aufmerksamen Forum vieler Dutzend Gäste, welches keines der wenigen, dafür aber umso gewichtigeren Worte verpassen wollte. „Ich bin quasi ohne Hilfe anderer nicht überlebensfähig.“ Gerade aus dieser extremen Hilflosigkeit heraus schöpfe er aber die Kraft, das ihm angetragene Amt tatsächlich zu übernehmen.

Als Schirmherr beschirmt er inzwischen den Unterkirnacher Fohrenhof von Hannover aus. Dort studiert er trotz seiner Behinderung an der Schauspielschule und wird vermutlich nach Abschluss als Fernsehmoderator tätig sein. Sein zwischenzeitlich geschriebenes Buch „Zwei Leben“ führte wochenlang die Bestsellerliste 2012 an. Erwähnt wird darin auch der Fohrenhof.

:: Das Stichwort

„Inklusion“ nennt sich das Bemühen, Menschen mit Behinderungen nicht großzügig in die Gesellschaft zu integrieren, sondern sie von vornherein gar nicht erst auszuschließen. Genau diesen Ansatz verfolgt das Schwarzwälder Caritas-Projekt. Seit Jahren fordern die Vereinten Nationen in ihrer Menschenrechtskonvention die weltweite Umsetzung dieses Gedankens. Deutschland ist bislang hier nicht besonders federführend aufgetreten.

Hervorragende Leistungen im Service und der Küche

Dass Menschen mit körperlichen oder kognitiven Einschränkungen durchaus leistungsfähig und hervorragende Kolleginnen und Kollegen sein können, hat das neue Restaurant mit gehobenem Qualitätsanspruch inzwischen überregional bewiesen. Nicht nur dies: Der Fohrenhof setzt über die Inklusion hinaus auch weitere Maßstäbe: „Es muss nach dem schmecken, was es auch wirklich ist“, so der in Brigachtal gebürtige Chefkoch Stefan Vogt. Ob man die hei-



Ein rundum festliches und gemütliches Ambiente, spricht Schwarzwälder Gastlichkeit mit Herz.

mische Forelle im Menü „Frische Forellen aus dem Schlegelbachtal“ tatsächlich gegenüber Forellen aus einem der anderen wunderschönen Schwarzwälder Täler herauschmecken würde, ist fraglich; mit Sicherheit ist jedoch der gastronomische Ansatz der richtige: die heimische wie auch saisonale Verortung des Angebots auf der Speisekarte.

Wer den Fohrenhof besucht, wird ihn neben dem vorbildlich umgesetzten Inklusionsgedanken vor allem auch wegen der zubereiteten Speisen in Erinnerung behalten. „Die Menschen sollen primär zu uns kommen, weil es bei uns hervorragend schmeckt“, so Vogt weiter. Neben dem Restaurantbetrieb mit seinen rund 100 Innen- und weiteren 60 Außenplätzen auf der Sonnenterrasse mit wundervollem Blick über Unterkirnach bietet der Fohrenhof gemütliches schwarzwaldtypisches Ambiente auch für Familien-, Vereins- und Betriebsfeste sowie Schulungen oder Seminare. Hierfür steht zusätzlich der gut ausgestattete Nebenraum „Waldblick“ mit Platz für noch einmal bis zu 60 Personen bereit. Darüber hinaus gibt es drei Saunen und einen Wellnessbereich, in welchem drei ausgebildete Physiotherapeuten tätig sind.

Dank der ideenreichen Gourmet-Kreationen von Stefan Vogt und seiner Stellvertreterin Simone Pabst hat sich das Restaurant unter Feinschmeckern inzwischen ebenfalls einen Namen gemacht. Wie innovativ und dennoch heimatverbunden in der nach neuesten ergonomischen Gesichtspunkten gestalteten Küche umgegangen wird, zeigt eine Aktivität, die von Frühjahr bis Herbst 2012 in den unmittelbar an Unterkirnach angrenzenden Orten durchgeführt wurde - die Aktion „Regionale Rezepte“. „Kochen ist leider nicht mehr in, viel eher das Zuschauen bei Kochshows als Ersatz dafür“, so der Fohrenhof-Chefkoch, der in früheren Jahren auf der Insel Mainau auch schon einmal das schwedische Königspaar bekochte.

Regionale Rezepte bewahren

Da regionale und saisonale Gerichte einen ganz besonderen Platz auf der Fohrenhof-Speisekarte haben, hatte sich Vogt in Sachen Regionalität noch einen weiteren Schritt überlegt. „Es gibt hier in der Region einen sehr reichhaltigen Fundus spezieller Zutaten und dem zum Teil weit zurückreichenden Wissen, aus diesen hervorragende Speisen zu machen.“ Beim Blick in die Speisekarte des Gasthauses versteht man

Chefkoch Stefan Vogt bietet ideenreiche Gourmet-Kreationen.

schnell, was damit gemeint ist: Dort findet sich beispielsweise das oft bestellte geräucherte Forellenfilet aus dem Unterkirnacher Schlegelbachtal. „Es ist bedauerlich, wenn hiesige Rezepte nicht mehr weitergegeben werden – das ist letztlich ein extremer Kulturverlust“, so Vogt, „und diesen sollten wir aufhalten.“ Das Fohrenhof-Küchenteam rief im Rahmen ihrer Aktion der Reihe nach Bürgerinnen und Bürger Unterkirnachs, St. Georgens, des Oberen Bregtals mit Furtwangen und Vöhrenbach wie auch Villingen-Schwenningens auf, alte bewährte Rezepte einzureichen. Das jeweils interessanteste sollte dabei unter Einladung und Anleitung des Rezeptgebers in der Küche umgesetzt werden und anschließend auf der Speisekarte des Restaurants ihren Platz finden. Die Idee wurde umgesetzt und so konnten heimische Gäste wie auch Touristen aus dem Hapimag-Resort beispielsweise auch einmal das exotisch klingende Gericht „Bratwurstpuding“ wählen – eine viel gelobte Einreichung zur Aktion aus St. Georgen.



Hatten 2012 viele Bürgerinnen und Bürger des Schwarzwald-Baar-Kreises das Fohrenhof-Projekt als Restaurantgast unterstützt, waren andere für dieses sogar im wörtlich zu nehmenden Sinn für den Fohrenhof auf den Beinen.

Der Villingener Stadtläufer, ein inzwischen weit über den Landkreis hinaus bekanntes sportliches wie auch kulturelles Ereignis, welches alljährlich gemeinsam vom Caritasverband und der Volksbank eG Villingen im Sommer veranstaltet wird, ließ wie bereits ein Jahr zuvor die erlaufenen Spenden dem Fohrenhof zugute kommen. Waren es 2011 mit 1.500 Läuferinnen und Läufern 12.000 Euro übertraf der Lauf 2012 mit 1.750 Teilnehmern das Ergebnis um 2.000 Euro. Der inzwischen zu einer Villingener Institution avancierte Lauf mit seinen vielen Tausend Zuschauern am Streckenrand erbrachte damit in zwei, dem Fohrenhof gewidmeten Jahren für das Inklusionsprojekt rund 26.000 Euro.

Wolfgang Trenkle

Auf der Sonnenterrasse des Fohrenhofs hat man einen wundervollen Blick auf Unterkirnach.



Heimelige, urige Gastlichkeit

Das traditionsreiche Gasthaus Krone in Buchenberg verdankt die Wiedereröffnung auch der Initiative seiner Stammgäste

Schon von außen verströmt die Buchenberger „Krone“ heimelige Gastlichkeit und das Flair der guten, alten Zeiten, die hier lebendig geblieben scheinen. Leuchtend rote Geranien ziehen die ersten Blicke auf sich, die Augen schweifen über den hölzernen Brunnen-trog, in den frisches Quellwasser sprudelt, Rauchschwalben fliegen durch die offenen Stallfenster. Eine gemütliche Terrasse neben der Haustüre lädt zum Verweilen ein, im Hintergrund grüßt das Glasbachtal.

Die von außen geweckten Erwartungen werden drinnen bestätigt: Die Holzgetäfelte Gaststube verbreitet urige Gemütlichkeit; die Speisekarte wartet mit deftigen Köstlichkeiten aus eigener Produktion auf. Land- und Gastwirtschaft gehören zusammen; Mensch und Tier leben wie seit Jahrhunderten unter einem Dach. Gleichwohl ist die Zeit auch in der Krone nicht stehen geblieben: Als der „Krona-Matthis“, Matthias Haas, im August 2006 starb, der mehr als ein halbes Jahrhundert lang die Seele des Gasthauses war, wurde es geschlossen. Es ist dem Protest und

der Initiative von Stammgästen zu verdanken, dass der Betrieb im folgenden März wieder aufgenommen und inzwischen stabilisiert wurde: Im vergangenen Dezember ist Enkelin Christine Haas hauptberuflich eingestiegen. Mutter Maria Haas unterstützt sie, während Vater Johann-Georg nach wie vor für die Landwirtschaft zuständig ist.

Gemütlich-urig und gut besucht: der Stammtisch der Krone in Buchenberg.





Das Gasthaus Krone in Buchenberg.

Gerade holt er die Kühe von der Weide heim zum abendlichen Melken, dazu wird die Straße vor dem Haus provisorisch abgesperrt – die Autofahrer müssen sich ein wenig gedulden und tun das gern. Maria und Christine Haas putzen unterdessen die Fenster – die facettenreiche Arbeit in der Krone ist genau eingeteilt. Früher war das anders, da gab es keine Regelungen, auch keine verbindlichen Öffnungszeiten. „Es war immer offen, außer, wenn alle auf dem Feld helfen mussten“, beschreibt Maria Haas die Gepflogenheiten während der Matthis-Ära. Der Schwiegervater stand am Tresen, Ehemann Johann-Georg war im Stall oder auf dem Feld (so ist es bis heute), sie und die drei Kinder schafften mit, wo es nötig war.

Früher wurden Gäste nicht nur bewirtet, sondern auch beherbergt – als die Krone 1907 niederbrannte, wurde der Neubau für die Aufnahme von Feriengästen konzipiert. Das Buchenberger Gehöft profitierte vom blühenden Tourismus in Königsfeld, doch diese Branche geriet bekanntlich ebenso in eine Krise wie die europäische

Agrarwirtschaft. Weder die Schwestern Anita und Christine noch Bruder Matthias sahen in Landwirtschaft und ländlicher Gastronomie berufliche Perspektiven, orientierten sich anderweitig und zogen fort.

Matthias Haas war die Seele des Buchenberger Traditionsgasthauses

Der gesellige Großvater Matthias Haas war das Herzstück der „Krone“. 94-jährig starb er, bis kurz vor seinem Tod stand er tagtäglich am Tresen, war offen für die Gäste, mit denen er gut bekannt war und viele Gespräche führte. Matthias Haas war gewiss so, wie man sich den Wirt eines weithin bekannten Dorfgasthauses eben vorstellt. Sein Tod war eine Zäsur in der langen Geschichte der Krone.

In der Krone spielte nicht nur Buchenberger, sondern selbst Königsfelder Geschichte: Anfang März 1954 gründeten hier fünf Königsfelder Bürger den FC Königsfeld. Da es in Königsfeld noch



keinen Sportplatz gab, klickte man auf einer Wiese in Buchenberg. Und: Als Umkleidekabine stellte die „Krone“ ein Nebenzimmer zur Verfügung, die Viehtränke vor dem Haus diente den Fußballern als Waschgelegenheit.

Die Geschichte der Buchenberger „Krone“ reicht bis ins Mittelalter zurück. In Lager- und Kirchenbüchern wird das Gehöft 1491 erstmals im Zusammenhang mit den dazugehörigen Mühlen im Glasbachtal erwähnt. Das landwirtschaftliche Anwesen befand sich ursprünglich weiter westlich vom jetzigen Standort, etwa dort, wo heute die frühere Schule von Buchenberg steht. Die erste Betreiberfamilie hieß Jäcklin und bewirtschaftete Hof und Wirtshaus in neun Generationen. Zur Festlegung der Abgaben lud Renovator Michael Groß im Februar 1593 alle Zinspflichtigen in „Adam Jäcklins Hof und Wirtsbehausung“ ein. Es fungierte früher als „Stabsgasthaus“, in dem öffentliche Rats- und Gemeindeversammlungen abgehalten wurden.

1786 brannte das Anwesen ab und wurde an der heutigen Stelle neu errichtet. Seit 1880 trägt die Bauern- und Wirtsfamilie den Namen „Haas“,

denn in jenem Jahr heiratete Anna Christina Jäckle – die erste Tochter, die den Hof übernommen hatte – den Landwirt Johann Georg Haas.

Seit 1910 hat die Krone das Brennrecht. Ab 1930 hat Matthias Haas, der Vater des jetzigen Inhabers Johann-Georg Haas, das Brennen selbst ausgeführt und es 1980 an seinen Sohn übergeben.

Die Schließung der „Krone“ sorgt in Buchenberg für ein breites Engagement

Christine wohnte in Landsberg/Lech, die Schwester in Heidelberg, der Bruder in Freiburg, die Eltern allein wären heillos überlastet gewesen: „Da beschlossen wir nach Opas Tod die Schließung des Lokals“, rekapituliert Christine Haas. Doch die Familie hatte nicht mit dem Sturm der Entrüstung gerechnet, der bei den treuen Gästen einsetzte. Der Rentnerstamm-tisch sah sich obdachlos, die Einheimischen vermissten ihr Feierabendbier, das sie in der Krone auch im „Schaff-Häs“ genießen können,



Die traditionsreiche „Krone“ im Spiegel historischer Fotografien – oben links eine kolorierte Ansichtskarte. Schon immer war der Betrieb der Wirtschaft mit einer eigenen Landwirtschaft verbunden. Auf der Seite links sind die Wirtsleute unten bei der Heuernte zu sehen. Im ländlich geprägten Buchenberg wurde die Tracht zu festlichen Anlässen lange getragen, so auch bei der prachtvollen Bauernhochzeit oben rechts, wohl 1920er-Jahre. Unten rechts: an der Viehtränke.



Radler und Wanderer die zünftige Einkehr nach sportlichem Tun.

Die Familie greift die Idee aus dem Dorf auf und teilt sich die Arbeit

„Jeder von euch übernimmt einmal im Monat ein Wochenende lang den Dienst.“ Dieser Vorschlag zur personellen Rotation hinter der Theke und in der Küche war entscheidend für die Zukunft der „Krone“. Die Idee kam „aus dem Dorf“, sagt Christine Haas, „wir wollen’s versuchen“, lautete das Ergebnis des Familienrats. An Werktagen sollten die Eltern die Stellung halten, die Geschwister teilten sich die strengen Wochenenden ein und wurden von einer Freundin unterstützt.

Das Konzept klappte, auch dank der Mithilfe von Stammgästen, vor allem von Arnulf Struck. Der Königsfelder Künstler und Graphiker beeinflusste die Wahl von Vorhängen, Sitzbezügen und Lampen – doch insgesamt wurde in der Krone nur wenig verändert. Struck gestaltete die

Speisekarte, die ebenso reduziert wurde wie die Öffnungszeiten.

Serviert wird nach wie vor, was Stall, Acker und Garten hergeben. Hauptprodukt ist Schweinefleisch, das zu frischen Bratwürsten, Schnitzeln oder Geräuchertem wie Speck, Schinken und Schäufole verarbeitet wird, natürlich auch zu Leber-, Blut- und Schwarzwurst, legendär ist die herbstliche Schlachtplatte mit Kartoffelbrei aus eigenen Erdäpfeln. Aus denen wird ansonsten vorzugsweise Kartoffelsalat zubereitet, nebst Brot die wichtigste Beilage, die auch von Vegetariern geschätzt wird. Sie müssen sich alternativ mit einem Käsbrod oder Ei-Gericht zufriedengeben: „Wer zu uns kommt, weiß, dass wir hauptsächlich Produkte aus eigener Schlachtung anbieten.“

Zum herzhaftem Vesper trinken die Gäste gern Apfelsaft oder Most aus eigener Ernte, danach gönnen sie sich vielleicht ein Schnäpsle oder einen feinen Kräuterlikör. Auch die edlen Spirituosen werden von Johann-Georg Haas selbst hergestellt; 1910 verfügt der Hof über das Brennrecht, wie bereits angemerkt.



Sie sind ein eingespieltes Team: Johann-Georg, Christine und Maria Haas (von links) vor dem traditionsreichen Buchenberger Gasthaus. Rechte Seite: Ein Krone-Bilderbogen, am Tresen Christine Haas. An der Viehtränke wird auch die eigene Kartoffelernte gesäubert. An schönen Tagen feiern die Gäste der Krone gerne auf dem Vorplatz.

Christine Haas kehrt nach Buchenberg zurück und führt engagiert das Gasthaus

Der geschwisterliche Bewirtungstakt funktionierte so gut, dass die Familie bald an die Grenzen ihrer personellen Kapazitäten geriet. Maria Haas musste immer wieder Gruppen absagen, die bei ihrer Bustour oder Wanderung in der Krone einkehren wollten. „Es sind lange Tage“, deutet Christine Haas das Arbeitspensum an: Wochentags wird um 15 Uhr geöffnet, sonntags um 11.30 Uhr; der Dienst beginnt jeweils ein bis zwei Stunden vorher mit Putzen, Blumenschmuck und Vorbereitungen in der Küche.

Bis sich die letzten Gäste verabschiedet haben, ist Mitternacht meist vorbei und dann oder in aller Frühe am Montagmorgen machten sich die Geschwister wieder auf den Weg zu ihren „richtigen“ Arbeits- und Wohnstätten. Christine, die gelernte Haushalts- und Ernährungswirtschaftlerin ist, war in Landsberg in der Produktentwicklung eines Betriebs für Großküchengeräte beschäftigt. Die Arbeit machte ihr Spaß, ihr Herz hatte sie aber an die heimische Krone verloren und entschloss sich zur Rückkehr nach Königsfeld.

Seit vergangenem Dezember führt Christine Haas Regie in Küche und Gaststube, wird tatkräftig von der Mutter unterstützt, die begeistert von Schwung und Kompetenz der Tochter ist.

Sie hat die Speisekarte um regionale Gerichte und selbst gebackene Kuchen erweitert – auf den Tisch kommt nach wie vor besonders gerne, was der Garten oder die eigene Schlachtung gerade hergeben. Die Küche wurde modernisiert und zeitgemäße Technik erleichtert die Arbeit; ein professioneller Kombidämpfer steht neben dem gusseisernen Herd, der mit Holz befeuert wird und nach wie vor in Betrieb ist. „Ich habe viel Freude an meiner Arbeit“, betont die 32-jährige Wirtin der Buchenberger Krone.

Am schönsten sei der freundschaftliche Kontakt zu den Gästen, die eng Anteil nehmen am Geschehen in der Krone, an der Symbiose zwischen Gastwirtschaft und Bauernhof, an den naturgegebenen Kreisläufen, die hier so augenscheinlich und authentisch sind wie es selbst in ländlichen Gegenden nur noch selten erlebt werden kann. Durch die offene Stalltür dringt das Muhen der rund 20 Milchkühe, die Johann-Georg Haas wie jeden Abend und jeden Morgen melken wird, bevor er das Vieh wieder hinaus treibt auf die Weiden rund ums Glasbachtal. Die Besucher freuen sich, dass die guten alten Zeiten in der Krone eben doch lebendig geblieben sind.

Christina Nack

Gasthaus Krone
Dörfle 2
78126 Königsfeld-Buchenberg
Telefon 07725/7589
Öffnungszeiten: Dienstag ab 12 Uhr, Freitag, Samstag ab 15 Uhr; Sonntag ab 11.30 Uhr.
Montag, Mittwoch und Donnerstag sind Ruhetage



33 Jahre Cock's Combo

Die Villingener Kultband hat immer um Weihnachten herum stets nur einen Auftritt im Jahr

„33 Jahre sind doch ein viel schöneres Jubiläum als eine runde Zahl“, findet Dieter „Cock“ Hahne. Er ist Namensgeber für eine Band aus Villingen-Schwenningen, die nur ein einziges Mal im Jahr auftritt und dennoch (oder deswegen?) Kult im Städtle ist. Die Rede ist natürlich von Cock's Combo, jene fünfköpfige Formation, die der gebürtige Villingener 1979 zusammen mit Ede Schnur ins Leben gerufen hat. Seither beschwört die Band einmal im Jahr das Lebensgefühl und die musikalische Magie der 1960er- und 1970er-Jahre. Mit ihrem breiten Repertoire, das weder vor Schnulzen noch vor Heavy Metal zurückschreckt, versetzt sie nicht nur die eigene Generation in Verückung. Alle Jahre wieder und stets um die Weihnachtszeit herum bringt Cock's Combo das Villingener Kulturzentrum Scheuer zum Kochen, das den Jazzkeller 1996 als Treffpunkt für die Fans aller Generationen abgelöst hat.

Mittlerweile sind alle Bandmitglieder älter als 60 Jahre, zusammen stehen sie für reichlich 300 Jahre Leben. Sie haben schöne und auch traurige Erfahrungen miteinander geteilt und sich auch bei beruflichen und privaten Zickzack-Kursen nie aus den Augen verloren. „Die Musik hat uns zusammengehalten“, fasst Dieter Hahne zusammen.

In den wilden 60ern tobten die Jugendfreunde ihre Musizierfreude gemeinsam aus, waren unbekümmert und ein wenig aufmüppig, sympathisierten mit der Studentenbewegung und teilten die romantische Sehnsucht nach Frieden

und Freiheit. „Rope Sect“, wörtlich „Schnur-Sekte“, hieß eine ihrer diversen Combos, die die Jugendmusik jener Zeit coverte und bereits mit eigener Note versah. „Damals hieß Rock noch Beat und galt als so progressiv, dass wir Auftrittsverbot in der Tonhalle bekamen“, erinnert sich Dieter Hahne feixend.

Im legendären Villingener MPS-Studio hatte er Erfahrungen in Aufnahmetechnik und Produktion vor allem von Jazzmusik gemacht. 1975 zog er nach Berlin, wo er bis heute lebt, für eine Plattenfirma arbeitet und immer wieder selbst in unterschiedlichen Formationen als Bassist

und Gitarrist ins hauptstädtische Rockgeschehen eingreift. Für Ede Schnur sollte ein schlimmer Autounfall 1974 die Zäsur seines Lebens werden. Gleichwohl steht er stabil und vital mitten im Leben, begeistert die Fans mit seinen Künsten an der Gitarre und mit seinem unverwüstlichen Galgenhumor.



Cock's Combo im Jahr 1989; von links: Ede Schnur, Dieter „Cock“ Hahne, Achim Frey und hinten Herbert Kornhaas.



300 Jahre stehen bei Cock's Combo auf der Bühne, von links: Herbert Kornhaas (Schlagzeug), Ede Schnur (Gitarre) Dieter „Cock“ Hahne (Gitarre), Bernd Rosmislowsky (Bass) und Achim Frey (Gitarre).

Im Herbst 1979 trafen sich die Jugendfreunde zufällig im Jazz-Club wieder, wo Platten aufgelegt wurden. Dieter Hahne machte Urlaub in Villingen, Ede Schnur war wieder in seine Heimatstadt zurückgekehrt. „Hast Du noch deinen Bass?“, fragte er Hahne, der erst später auf Gitarre umsteigen sollte. „Wir hätten hier alles für eine kleine Session ...“ Spontan holten die Musiker ihre Instrumente und brachten den Jazzkeller mit gepflegten Standards, viel Blues und rockigen Anflügen zum Kochen. Als spaßige Zugabe wurde „Marmor, Stein und Eisen bricht“ serviert, jener Gassenhauer, der bis heute bei keinem Auftritt fehlen darf und so etwas wie ein Maskottchen geworden ist.

Aus der aberwitzigen Session entwickelte sich eine Benefiz-Tradition, von der zunächst der stets klamme Jazz-Club profitierte. Zur jährlichen Fortsetzung ihres musikalischen Engagements mussten Dieter Hahne und Ede Schnur vom damaligen Vorsitzenden, Hans Christoph Freudenberger, nicht lange überredet werden.

Befreundete Bläser, Pianist und Schlagzeuger wurden schnell zusammengetrommelt. „Das Kondenswasser lief die Wände herunter und tropfte uns beim Spielen auf die Köpfe“, beschreibt Ede Schnur die Hitze und bisweilen drangvolle Enge in der Webergasse.

Kunterbunte Mischung aus Blues, Rock, Schlagnern und eigenen Kompositionen

Im Laufe der Jahre schlug die Combo zunehmend rockigerer Töne an. Die jazzig orientierten Bläser und der Pianist verabschiedeten sich allmählich und gingen eigene Wege, während Herbert Kornhaas, Schlagzeuger der ersten Stunde, bis heute das Drumset bedient. Seit gut 25 Jahren gehören zudem Gitarrist Achim Frey und Bassist Bernd Rosmislowsky zur Stammbesetzung, die gelegentlich um Gäste erweitert wird. Bis auf Ede Schnur, der Lehrer für E-Gitarre ist, sind die Mitglieder von Cock's Combo allesamt



Ede Schnur, Dieter „Cock“ Hahne und hinten Herbert Kornhaas.

versierte Amateure. Musikalisches Konzept ist, dass es keines gibt. Die kunterbunte Mischung aus Blues, Rock, Schlagern und eigenen Kompositionen entspricht dem eigenen Gusto und kommt wohl auch deshalb so aufrichtig und authentisch beim Publikum an. In schönstem Durcheinander lösen sich Titel von Status Quo, den Stones, Chuck Berry und Eric Burdon mit Schnulzen wie „Rote Lippen soll man küssen“ und „Tür an Tür mit Alice“ ab.

Mit der Veränderung des Repertoires erweiterte sich der spielerische Radius: Cock's Combo wurde auch über's Jahr zu Konzerten in der Umgebung geladen, kam bei einem mehr und mehr heterogen zusammengesetzten Publikum bestens an und erspielte sich den Ruf einer fetzigen und spaßigen Coverband, die Oldies bereits zelebrierte, als noch niemand den heutigen Boom vorausahnte.

Seit 1996 wird der Folkclub mit der musikalischen Bescherung um die Weihnachtszeit herum beschenkt; dies nach dem zumindest sprachlich zweideutigen Motto „Rock around the cock“. Höhepunkt in der langen Geschichte der Band war zweifellos ihr Auftritt 1999 zur 1000-Jahr-Feier Villingens, da sie das große Festzelt auf dem Welvert-Areal zum Vibrieren brachte. 2.500 Menschen jubelten der Combo

zu, tanzten, klatschten und sangen sich in kollektive Glückseligkeit.

Wenn der Vater mit dem Sohn... – Fans über alle Generationen hinweg

Mittlerweile gehören Fans zum Stammpublikum, die noch nicht einmal geboren waren, als die geliebten Ohrwürmer und Evergreens erfunden wurden. „Born to be wild“, singen heute Großeltern und Eltern mit gleicher Inbrunst wie ihre Kinder und Enkel – Auftritte von Cock's Combo sind zu fröhlichen Familienpartys geworden. „This could be the last time, may be the last time – I don't know...“ werden die fünf Heroen von Cock's Combo auch in der bevorstehenden Weihnachtszeit wieder in die Mikros hauchen, ihren Stimmen ein kabarettreifes Schmachten verleihen und Jung und Alt zum Mitsingen animieren.

Und sie werden die Generationen auch in der Hoffnung vereinen, dass zumindest dieses Mal nicht das letzte Mal gewesen sein wird. Dieter Hahne jedenfalls ist zuversichtlich, dass die Rock-Oldies noch eine Weile durchhalten. „Zum 66-jährigen Bestehen der Band feiern wir dann das nächste große Jubiläum ...“ *Christina Nack*

■ Notizen aus dem Landkreis

Traumergebnis für Thorsten Frei

Thorsten Frei konnte bei seiner ersten Wiederwahl als Oberbürgermeister von Donaueschingen mit 99,2 Prozent Zustimmung glänzen. Die Wahlbeteiligung lag bei 34,9 Prozent. Bürgermeister Bernhard Kaiser betonte bei der Verkündung des Wahlergebnisses vom Rathausbalkon: „Sie haben wohl aus Respekt gegenüber dem Wähler einen super Wahlkampf geführt, als hätten Sie sechs Gegenkandidaten gehabt. Der Wähler hat es Ihnen mit diesem Ergebnis heute zurückgezahlt.“

Villinger Papa im Rock weltweit bekannt

Im August erschien in der Frauenzeitschrift „Emma“ ein Bericht über den Villinger Papa im Rock, illustriert mit einem Foto, aufge-



Der Schwarzwaldbahn-Erlebnispfad ist eröffnet: Der neue Wanderweg verfügt über 16 Stationen und gliedert sich in zwei Touren, die auch miteinander verbunden werden können. Anfangs- und Endpunkt ist der Bahnhof in Triberg. Der Wanderweg führt in die Geschichte des Baus der Schwarzwaldbahn und in ihren aktuellen Betrieb ein. Der oben abgebildete Steg erlaubt einen atemberaubenden Blick auf die unten im Tal vorbeigleitende Schwarzwaldbahn. Auch für die Kinder gibt es zahlreiche Attraktionen – so wird die Wandertour zum Familienspaß.

nommen in der Villinger Fußgängerzone – heute ist Nils Pickert weltweit bekannt.

Der 32-Jährige unterstützt seinen Sohn, der gerne Kleider und Röcke trägt – auch im Kindergarten, wo der Junge ausgelacht wird. So solidarisierte sich der Vater mit dem Sohn, zeigte ihm, dass auch Männer Röcke tragen können. Schon am früheren Wohnort Berlin war man gemeinsam im Rock unterwegs.

Das Foto von Vater und Sohn beim Spaziergang durch die Villinger Innenstadt ging dann dank Internet um die Welt – sogar die renommierte Internetzeitung Huffington Post zeigte es.

Nils Pickert ist seither ein gefragter Gesprächspartner, auch für den SPIEGEL. Im Gespräch mit dem Nachrichtenmagazin wundert er sich darüber, dass „die Leute – auch professionelle Journalisten – mit Bild und Text machen, was sie

wollen“. Denn selten ist er gefragt worden, ob man das Foto veröffentlichten dürfe. Wütend ist er aber nicht und bilanziert im SPIEGEL-Gespräch: „Ich habe ja Glück gehabt. Über uns wurde generell positiv berichtet.“

Hohe Auszeichnung für die Kreisköche

Die Köche im Schwarzwald-Baar-Kreis sind über ihren Zweigverein Schwarzwald-Baar im bundesweiten „Berufsverband der Köche“ mit 140 Mitgliedsvereinen organisiert. Als Krönung seiner vorbildlichen Arbeit bekam nun der „Verein der Köche Schwarzwald Baar“ beim Laurentiustag 2012 der Köche den erstmals vergebenen Pokal als „bester Zweigverein des Jahres“ überreicht.

Die Auszeichnung nahmen die Köche aus der Region mit ihrem

Vorsitzenden August Guter aus Brigachtal natürlich gerne und stolz in Empfang. 34 Jahre lang war August Guter Ausbilder an der Landesberufsschule für das Hotel- und Gaststättengewerbe in Villingen. August Guter kochte lange aktiv in der Nationalmannschaft der Köche. Gesundheitsbewusste Ernährung gehört neben der raffinierten Zubereitung von Spezialitäten zu den Hauptthemen im Verein. *ms*

Torben Dorn neuer Bürgermeister von Dauchingen

Mit überzeugenden 77,5 Prozent (1.403 Stimmen) ist Torben Dorn am 16. Oktober 2011, und damit kurz nach Redaktionsschluss unseres Jahrbuches, zum neuen Bürgermeister von Dauchingen gewählt worden. Gut ein Jahr im Amt, konnte Torben Dorn im Oktober 2012 seine Gemeinde im Rahmen des Antrittsbesuches dem neuen Landrat Sven Hinterseh vorstellen. Torben Dorn berichtete Landrat Hinterseh, dass das Gewerbe in Dauchingen stark wächst und die Gemeinde beste Entwicklungschancen hat.

Solemar in Bad Dür rheim feiert 25-jähriges Bestehen

Das Solemar ist der Tourismusmagnet in Bad Dür rheim und es feierte im Oktober 2012 ein großes Jubiläum: Die Einrichtung besteht seit 25 Jahren und in diesem Vierteljahrhundert zählte die Kur- und Bäder GmbH fast zehn Millionen Besucher. Ein Team von 200 Mitarbeitern steht täglich Besuchern aus ganz Europa zur Verfü-



Zurück in der 1. Bundesliga: Der SV Triberg feierte im November 2011 durch den 21:13-Heimsieg gegen die RKG Freiburg die Meisterschaft in der 2. Ringer-Bundesliga. Den Triberger Ringern gelang damit das Kunststück, dreimal in Folge aufzusteigen – ein historischer Titel-Hattrick. Damit kehrte der Traditionsverein nach knapp 30 Jahren in die 1. Bundesliga der Ringer zurück. Vor drei Jahren kämpfte der SV Triberg noch in der Oberliga Südbaden. Der Start in der höchsten Klasse ist den Tribergern geglückt, einmal mehr auch dank der starken Leistung der Brüder Kai und Jan Rotter (Fotos oben, v. links. Siehe dazu auch den Almanach 2010).



gung – vor allem aus Deutschland und der Schweiz kommen die Gäste.

Die mit Holzschindeln bedeckten Solebohrtürme sind das Markenzeichen von Bad Dür rheim. Das einstige Bauerndorf „Dür rheim“ verdankt seinen Aufstieg zu einem bekannten Soleheilbad dem Salz. Wo einst die Großherzogin Luise von Baden und Bert Brecht gekurt haben, bringen sich heute Jahr für Jahr mehrere Zehntausend Besucher und Kurgäste für den Alltag in Schwung.

Im Schatten der vier noch existierenden Bohrtürme kann Europas höchstgelegenes Soleheilbad (733 Meter über dem Meer) auf eine über 150-jährige Kompetenz im Bereich Kur und Rehabilitation verweisen sowie sich zu einem der führenden Kurorte Deutschlands zählen.

Die geballte Gesundheitskompetenz hat die Stadt im Wellness- und Gesundheitszentrum Solemar, das schon aufgrund seiner imposanten Architektur eines der schönsten Bäder in ganz Deutschland ist, konzentriert. Als im Jahr 1881 damit begonnen wurde, Bäder und Kurhäuser zu bauen, da war wohl niemandem bewusst, welche Erfolgsgeschichte damit beginnen würde.

Bad Dür rheim bietet seinen Gästen immer den besten Service, was auch durch den Gewinn des Deutschen Tourismus Preises in der Sonderkategorie Servicequalität 2010 gewürdigt wurde.

Abschied aus der Redaktion des Almanachs

Landrat Karl Heim ist in den Ruhestand getreten – und zwei weitere verdiente Mitglieder der Almanach-Redaktion haben sich aus Altersgründen gleichfalls von ihrer Tätigkeit für das Jahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises zurückgezogen: Karl Volk aus Triberg-Gremmelsbach (s. Seite 89) und Willi Todt aus VS-Villingen, in dessen Druckerei der Almanach seit bald 40 Jahren gedruckt wird. Sein Vater hat den Almanach zusammen mit Landrat Dr. Rainer Gutknecht begründet.

Landrat Sven Hinterseh verabschiedete die Redaktionsmitglieder mit einer Schoko-Kuckucksuhr aus der Schwarzwälder Genusswerkstatt in St. Georgen. Er dankte für die engagierte und ideenreiche Mitarbeit. Landrat Karl Heim betonte, dass das Jahrbuch die einzige Publikation sei, in der sich der Landkreis in seiner Gesamtheit präsentiere.

Mit Männerparkplatz weltweit in den Medien

Die Triberger Ringer steigen in die Erste Bundesliga auf – und der Bürgermeister zeigt sich im medialen Bereich weltmeisterlich: Zwei Parkplätze im neuen Triberger Parkhaus, die schlecht anfahrbar sind, hat Dr. Gallus Strobel aus der Not heraus kurzerhand als Männerparkplätze ausgewiesen. Mit unerwartetem Publicity-Erfolg: Nicht nur deutsche Medien wollten von Dr. Gallus Strobel wissen, wie er auf die weltweit einzigartige Idee gekommen sei. Allein 40 Radiointerviews gab der Bürgermeister, die auch in Österreich, Frankreich, England, Irland und selbst Südafrika gesendet wurden. 15 Fernsehteams waren vor Ort – ihre Beiträge waren selbst in Russland, Italien und den USA zu sehen.

Die überschaubare Zahl der Kritiker indes wurde von der völlig unerwarteten und überwiegend humorvoll-positiven Publicity-Welle für Triberg geradezu „weggespült“. Und auch die meisten Frauen nahmen die Sache mit Humor – etliche parkten demonstrativ und exzellent auf dem „Männerparkplatz“ ein.

Ein Marssymbol – das Zeichen für Männlichkeit – kennzeichnet die beiden Plätze. Und



Bürgermeister Dr. Gallus Strobel und der Männerparkplatz.

Fakt ist: Sie liegen so, dass die Autos mit ihrer Längsseite zur Wand stehen. Man muss jedenfalls rückwärts einparken – denn nur dann kann man auf der Fahrerseite aussteigen.

Dieter Stein hat zum Männerparkplatz eine Kurzgeschichte mit Bildern verfasst. Darin resümiert der stadtbekannt Autor: „Selbst der teuerste, auf Hochglanzpapier gedruckte Werbeprospekt hätte niemals diesen Effekt erreicht. So haben wir es dem Bürgermeister zu verdanken, dass ohne viel Geld auszugeben, Triberg in den Mittelpunkt der Weltöffentlichkeit gestellt wurde.“

Rückwärts einparken, die Beifahrerseite zeigt zur Wand – der Triberger Männerparkplatz.



1.500 Geburten jährlich im Schwarzwald-Baar-Klinikum

Das Schwarzwald-Baar-Klinikum wird bei den Frauen als Ort für die Geburt immer beliebter: So erblickten dort im Jahr 2011 exakt 1.500 Kinder das Licht der Welt. 2012 dürften es nochmals gut 100 mehr sein, lautet die Prognose des 25-köpfigen Hebammen-Teams, dem in der Klinik für Frauenheilkunde und Geburtshilfe fünf Kreißsäle zur Verfügung stehen. Die Kreißsäle sind mit flexiblem Inventar ausgestattet, das annähernd keine Wünsche offen-

lässt. Die werdenden Mütter können im Sitzen, in der Hocke oder in Vierfüßlerstellung gebären, natürlich auch im Liegen. Manche entscheiden sich für eine Geburt im Wasser, das mit 37 Grad so warm ist wie der Mutterleib und dem neuen Menschlein eine behagliche Ankunft bereiten soll.

Werdende Eltern werden an fünf Informationsabenden auf Geburt sowie Babypflege bis zum ersten Lebensjahr vorbereitet und über das Stillen und eine gute Ernährung informiert. Zur Service-Palette gehören Geburtsvorbereitungs- und Rückbildungskurse,

spezielle Sprechstunden für Fragen zu Pränataldiagnostik, Dopplersonographie und 3D-Ultraschall. Wachsender Beliebtheit erfreuen sich Babymassagekurse und das Still-Café.

Die Zeiten, da werdende Väter nervös auf den Klinikfluren entlangtrotzten und sich die Nasen an der dicken Glasscheibe platt drückten, hinter der sie Sohn oder Tochter das erste Mal bewundern durften, sind längst vorbei. Heute ist die Präsenz werdender Väter bei der Geburt die Regel, fast alle Frauen wünschen diese Unterstützung. *cn*

Arbeitslosigkeit in Prozentzahlen

Stichtag	Schwarzwald-Baar-Kreis	Baden-Württemberg	Bundesrepublik Deutschland
30.6.2012	3,4 %	3,7 %	6,6 %
30.6.2011	3,5 %	3,9 %	6,9 %
30.6.2010	4,9 %	4,7 %	7,5 %

Beschäftigte insgesamt: 77.262, davon 33.526 im Produzierenden Gewerbe (43,5 %), 14.279 in Handel, Gastgewerbe und Verkehr (18,6 %) sowie 29.301 im Bereich „Sonstige Dienstleistungen“ (37,9 %). (Stand: Juni 2011 – Quelle: Statistisches Landesamt Baden-Württemberg)

Orden und Ehrenzeichen

Mit der **Landesehrennadel des Landes Baden-Württemberg** wurden **2011** ausgezeichnet: Brunhilde Diehl-Hourani (Villingen-Schwenningen), Ludwig Schwer (Furtwangen), Werner Bidlingmaier (Bad Dürkheim)

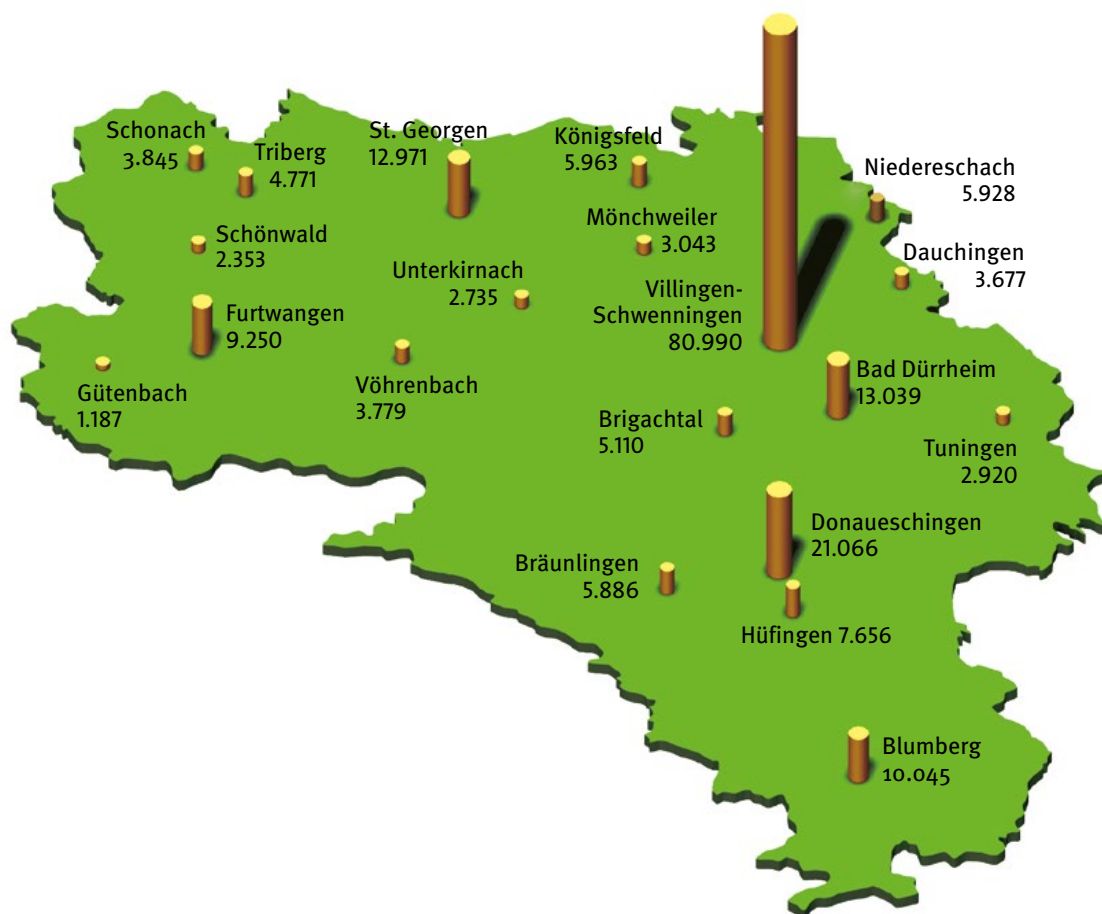
Mit der **Landesehrennadel des Landes Baden-Württemberg** wurden **2012** ausgezeichnet: Gerlinde Effinger (Brigachtal), Martin Hirt (Brigachtal), Werner Nopper (Furtwangen), Albert Wartmann (Hüfingen), Manfred Kuchler (Königsfeld), Franz Kuscher (Triberg), Siegfried Kammerer (Triberg), Oskar Kammerer (Triberg), Peter Erber (Villingen-Schwenningen), Manfred Riegger (Villingen-Schwenningen), Karl Hauger (Villingen-Schwenningen), Ernst Engesser (Donaueschingen), Hubert Stolz (Donaueschingen), Siegfried Burger (Schonach)

Mit der **Heimatmedaille des Landes Baden-Württemberg** wurde **2012** ausgezeichnet: Eva von Lintig, Hüfingen

Das **Bundesverdienstkreuz** haben **2012** erhalten: Wolfgang Kaiser, Bad Dürkheim und Heinrich Glunz, Bad Dürkheim

Bevölkerungsentwicklung im Schwarzwald-Baar-Kreis

Gemeinde	Stand der Wohnbevölkerung		Veränderungen	
	31.12.2011	31.12.2010	in Zahlen	in Prozent
Villingen-Schwenningen	80.990	81.022	-32	-0,04
Donaueschingen	21.066	21.128	-62	-0,29
Bad Dürkheim	13.039	12.912	127	0,97
St. Georgen	12.971	13.014	-43	-0,33
Blumberg	10.045	10.138	-93	-0,93
Furtwangen	9.250	9.249	1	0,01
Hüfingen	7.656	7.722	-66	-0,86
Königsfeld	5.963	5.995	-32	-0,54
Niedereschach	5.928	5.888	40	0,67
Bräunlingen	5.886	5.969	-83	-1,41
Brigachtal	5.110	5.095	15	0,29
Triberg	4.771	4.790	-19	-0,40
Schonach	3.845	3.889	-44	-1,14
Vöhrenbach	3.779	3.805	-26	-0,69
Dauchingen	3.677	3.671	6	0,16
Mönchweiler	3.043	3.081	-38	-1,25
Tuningen	2.920	2.863	57	1,95
Unterkirnach	2.735	2.722	13	0,48
Schönwald	2.353	2.389	-36	-1,53
Gütenbach	1.187	1.193	-6	-0,51
Kreisbevölkerung insgesamt	206.214	206.535	-321	-0,16



Bildnachweis Almanach 2013

Motiv Titelseite:

Schwarzwälder Uhrenträger beim Landestrachtenfest 2012 in Donaueschingen, Wilfried Dold, Vöhrenbach.

Motiv Rückseite:

Am Klosterweiher in St. Georgen. Fotografiert von Wilfried Dold, Vöhrenbach.

Bildnachweis für den Inhalt: Soweit die Fotografien nicht namentlich angeführt werden, stammen die Aufnahmen jeweils vom Verfasser des betreffenden Beitrages oder sind die Bildautoren oder Bildleihgeber über ihn erfragbar.

Mit Fotos sind ferner im Almanach vertreten (die Zahlen nach der Namensnennung beziehen sich auf die jeweilige Seite):

Wilfried Dold, Vöhrenbach: 4, 6-20, 21, 23, 27, 28, 29, 36-44, 45 u., 46-53, 55, 59 ob. l., 59 ob. r., 61 u. 62 u., 63, 65 ob., 67 ob., 73, 77 ob., 87, 112 - 117, 118 ob., 119, 120, 121, 123, 125 u. l., 127 u. l., 127 u. r., 139, 145, 152 u., 153 u., 154 ob. l., 155 ob. r., 156 u., 165 ob., 165 u., 168, 170, 171, 172-189, 190-197, 198-205, 229 240, 241, 249, 271 u., 273 m., 273 u., 274 ob. – Landratsamt-Schwarzwald-Baar-Kreis: 22 u. l., 31, 33, 35 – Michael Kienzler, Brigachtal: 22 re., 23, 24, 25, 45 ob., 56, 57, 59 u. l., 59 u. r., 60 ob. m., 65 u., 69 ob., 92, 99, 101, 107 u., 108, 146-151, 169, 206-213, 223 ob. m. l., 224, 225 u., 286, 277 m. r., 277 u., 279, 287, 289, 290, 291 ob. l., 303, 307 ob., 307 m. l., 307 m. r., 312 ob. – Julia Klebitz, Balingen: 26 – dold.verlag: 30, 66, 115 – Stefanie Wetzig, Niedereschach : 62 ob., 64, 67 u., 69 u. l., 69 u. r. – Rainer Jörger, VS-Schwenningen: 70, 71, 72 ob., 72 m. l., 76, 77 u. l., 77 u. r., 78, 79 – Roland Sprich, St. Georgen: 72 m. r., 75, 252, 254 u., 255 u. – Natalie Göbel, St. Georgen: 80 – Maria Kienzler, Triberg: 89, 253, 255 ob. l., 255 ob. r., 256, 257 – Wilfried Muckle, Furtwangen-Rohrbach: 93 – Claudius Eberl, Schonach: 129 ob. – Manfred Beathalter, Donaueschingen: 132, 133 u., 137, 154 ob. r. – Roland Sigwart, Hüfingen: 153 ob., 155 ob. l., 159, 160, 161, 162, 164, 165 m. r., 166, 167 m. r. u., 167 u. – Franz Filipp, Überlingen: 156 ob., 157 u. – Rainer Bom-

bardi, Donaueschingen: 167 ob., 167 m. r. ob. – Wolf Hockenjos, Donaueschingen: 230-235, 236, 237 ob., 237 u. – Manfred Mohr, Vöhrenbach: 258-271 ob. – Ferienland Hans-Peter Weiss, Schönwald: 277 ob. – Hans-Jürgen Götz, Brigachtal: 280-285 – Birgit Heinig, VS-Villingen: 288 – Gabriele Karcher, VS-Villingen: 292-296 – Jochen Hahne, VS-Villingen: 308-310 – Dieter Stein, Triberg: 313

Die Autoren und Fotografen unserer Beiträge

Beathalter, Manfred, Wiesenstraße 29, 78166 Donaueschingen-Pföhren
Dold, Wilfried, Unteranger 3, 78147 Vöhrenbach
Fetscher, Martin, Am Hoptbühl 2, 78048 Villingen-Schwenningen
Eberl, Claudius, Turntalstraße 37, 78136 Schonach
Eisenmann, Hans-Jürgen, Ursula-Haider-Str. 31, 78052 Villingen-Schwenningen
Filipp, Franz, Krummbergstraße 42, 88662 Überlingen
Göbel, Natalie, Gerwigstraße 35, 78112 St. Georgen
Heinig Birgit, Bozenerstraße 19, 78052 Villingen-Schwenningen
Hinterseh, Sven, Am Hoptbühl 2, 78048 Villingen-Schwenningen
Hockenjos, Wolf, Alemannstraße 30, 78166 Donaueschingen
Huber, Eva-Maria, Benediktinerring 11, 78050 Villingen-Schwenningen
Hübner, Stephan, Schwarzwaldstr. 14, 78112 St. Georgen
Hummel, Markus, Langenbacherstr. 26/3, 78147 Vöhrenbach
Karger, Klaus Peter, Ewald-Huth-Str. 4, 78050 Villingen-Schwenningen
Kienzler, Maria, Faulbergweg 11, 78098 Triberg
Kienzler, Michael, Gartenstraße 15, 78086 Brigachtal
Lendle, Gabi, Mönchshofstraße 9, 78183 Hüfingen
Maul, Dr. Bernd, Büggenreutestraße 2, 79106 Freiburg
Mohr, Dr. Bernhard, Werderring 4, 78095 Freiburg
Nack, Christina, Obereschacher-Straße 7, 78126 Königsfeld
Schön, Elke, Am Hofrain 26, 78120 Furtwangen
Schubert, Marga, Hafnergasse 6, 78050 Villingen-Schwenningen
Simon, Stefan, Haselweg 17, 78052 Villingen-Schwenningen
Sprich, Roland, Weidenbächlestraße 6, 78112 St. Georgen
Trenkle, Wolfgang, Enzstraße 37, 78054 Villingen-Schwenningen
Wacker, Dieter, Max-Stromeyer-Straße 178, 78467 Konstanz
Wahlbrink, Ernst-August, Wöschhalde 32, 78052 Villingen-Schwenningen
Wetzig, Stephanie, Niedereschacher Straße 31, 78078 Niedereschach
Wider, Verena, St. Nepomuckstraße, 78048 Villingen-Schwenningen
Winter, Matthias, Kolheppstraße 12, 78120 Furtwangen

Inhaltsverzeichnis

Impressum	2
Ehrenliste der Freunde und Förderer	3
40 Jahre Schwarzwald-Baar-Kreis – Dem Almanach 2013 zum Geleit / Sven Hinterseh	4
1. Kapitel / Aus dem Kreisgeschehen	
Landrat Karl Heim mit stehenden Ovationen aus dem Amt verabschiedet / Wilfried Dold	6
Sven Hinterseh neuer Landrat des Schwarzwald-Baar-Kreises – „Ein faszinierendes Quellenland mit großen Chancen“ / Wilfried Dold	14
Den Wandel gestalten! – Kreispolitik 2012 / Sven Hinterseh	21
40 Jahre Kreisreform – der Weg zum Schwarzwald-Baar-Kreis / Dr. Joachim Sturm	30
Im Gespräch mit drei Landräten: Dr. Rainer Gutknecht, Karl Heim und Sven Hinterseh / Klaus-Peter Karger, Wilfried Dold	36
2. Kapitel / Städte und Gemeinden	
40 Jahre Doppelstadt – die Fusion von Villingen-Schwenningen – Das Oberzentrum fungiert als Haupt-Impulsgeber des Schwarzwald-Baar-Kreises / Dieter Wacker	54
Weigheim – da geht die Sonne auf! – Im Jahr 763 erstmals als „Wicaheim“ erwähnt – Älter als Villingen und Schwenningen / Stephanie Wetzig	62
St. Georgen – die sonnige Bergstadt ist ein Ort mit viel Zukunfts-Potenzial – Die viertgrößte Stadt im Schwarzwald-Baar-Kreis hat eine starke Wirtschaftsstruktur / Stephan Hübner	70
3. Kapitel / Persönlichkeiten	
Georg Papst – An seiner Energie und seinem Erfolg ließ der Unternehmer Georg Papst seine Heimatstadt St. Georgen immer wieder neu teilhaben / Nathalie Göbel	80
Wolfgang Förtsch – Erfolgreicher Geschäftsführer von BIW – In die „Hall of Fame“ von John Deere eingezogen / Bernhard Mohr	84
Karl Volk – Drei Jahrzehnte lang als Autor des „Almanach“ tätig – Ein engagierter Gremelsbacher / Maria Kienzler	89
Wolf Hockenjos – Renommierter Forstmann, Naturschützer, Fotograf und bekannter Buchautor / Christina Nack	93
Emil Rimmele – Fast zwei Jahrzehnte lang der Bürgermeister von Schönwald gewesen / Maria Kienzler	96
Karin Pittner – Die gelernte Schauspielerin lebt im Spannungsfeld zwischen Moderne und Tradition / Eva-Maria Huber	99
4. Kapitel / Wirtschaft	
Zukunft auf starkem Fundament – Volksbank Villingen wächst mit neuem Gebäude und durch Fusion mit der Volksbank Hegau / Verena Wider	102
Ketterer Druckguss gehört zu den modernsten Druckgießereien in Europa – Das 250 Mitarbeiter große Unternehmen feierte 2012 sein 180-jähriges Bestehen / Wilfried Dold	112
Schwarzwalduhr mit jungem Design – Die Schonacher Uhrenmanufaktur Rombach & Haas erreicht mit ihren modern designten Schwarzwalduhren international Aufmerksamkeit / Claudius Eberl	122
Küpper-Weisser – Experten für Räumen und Streuen – Von der Baar in die Welt: Schneepflüge und Streufahrzeuge stammen oft aus Bräunlingen – 2001 wurde Küpper-Weisser vom Schweizer Familienunternehmen Boschung übernommen / Manfred Beathalter	130

5. Kapitel / Soziales

Den letzten Weg als einen „Weg des Lichts“ gehen – Die Hospizbewegung und das Hospiz „Via Luce“ begleiten Sterbende – Auch ein Palliativzentrum könnte schon bald Wirklichkeit sein / Birgit Heinig	138
Der Bunte Kreis unterstützt Familien – Vernetzte Hilfe, wenn Kinder zu früh oder nicht gesund auf die Welt kommen / Christina Nack	143

6. Kapitel / Bildungseinrichtungen

Sorge tragen füreinander – An der Karl-Wacker-Schule in Donaueschingen lernen geistig behinderte Kinder ihren Weg in ein möglichst selbstständiges Leben zu finden / Eva-Maria Huber	146
--	-----

7. Kapitel / Brauchtum

Heimattage Baden-Württemberg stehen im Zeichen der Donau – Der ganzjährige Veranstaltungsreigen faszinierte rund 350.000 Zuschauer / Franz Filipp	152
Fronleichnam in Hüfingen – Blumenkunst zum Herrgottstag / Gabi Lendle	172

8. Kapitel / Geschichte

Balzer Herrgott – der umklammerte Christus – Der Gütenbacher Bildhauer Josef Rombach bewahrt den Christus in der Buche vor der Zerstörung und dokumentiert den Wandel / Elke Schön	190
--	-----

9. Kapitel / Museen

Der neue Narrenschopf in Bad Dürkheim – Attraktivere Dauerausstellung und energetische Sanierung / Hans-Jürgen Eisenmann	198
--	-----

10. Kapitel / Kunst und Künstler

Lore Will – Schmuck und Kunst – Die Goldschmiedin aus Königfeld hat sich auch als Malerin einen Namen gemacht / Christina Nack	206
Ariane Faller und Mateusz Budasz – Reflexionen in und mit dem Raum. Die jungen Furtwanger Künstler erfreuen sich eines großartigen Renommees / Stefan Simon	214

11. Kapitel / Geologie

Versteinertes Leben – Auf Fossiliensuche im Schwarzwald-Baar-Kreis – Erdgeschichten aus dem Schwarzwald-Baar-Kreis / Ernst-August Wahlbrink, Dr. Bernd Maul	222
---	-----

12. Kapitel / Umwelt und Natur

Die Fichte – Baumoriginale im Schwarzwald-Baar-Kreis (Teil 7) / Wolf Hockenjos	230
Vom Säntis bis zur Blümlisalp – Ausblicke – Einblicke: Villinger Aussichtstürme auf der Wanne und dem Hubenloch bieten Blicke bis zu den Schweizer Alpen / Wolf Hockenjos	236

13. Kapitel / Regenerative Energie

Wenn die Wärme aus der Tiefe des Schwarzwaldes oder der Baar kommt – Zur Erdwärmenutzung im Schwarzwald-Baar-Kreis / Martin Fetscher	242
--	-----

14. Kapitel / Freizeit

Neues Leben blüht aus den Ruinen – Der Reinertonishof ist wieder eröffnet.
 Familie Duffner hat ihr Kulturdenkmal im Schönwälder Schwarzenbachtal wieder
 aufgebaut / Maria Kienzler 252

15. Kapitel / Sport und Sportgeschichte

Manfred Mohr – eine Vöhrenbacher Formel-3-Rennsportlegende. Wolfgang Graf Berghe
 von Trips erkennt das großartige Talent – Dramatischer Unfall in Brands Hatch verhindert
 1968 den Aufstieg in die Formel 2 / Wilfried Dold, Markus Hummel 258

„Go for gold“: Das Skiinternat Furtwangen (SKIF) gilt als Eliteschule des Sports.
 Georg Hettich, Martin Schmitt oder Simone Hauswald: viele Olympiasieger und
 Medaillengewinner haben „Furtwanger Wurzeln“ / Matthias Winter 272

Punktgenau im Zielkreis: Das Fürstenberg-Fallschirm-Team. Seit mehr als 30 Jahren ist
 das Fürstenberg-Fallschirm-Team mit seinen Formationssprüngen bei Wettbewerben
 erfolgreich und die Attraktion bei zahlreichen Veranstaltungen / Roland Sprich 280

Eiskunstlaufen in Schwenningen wird als Sport immer beliebter – Bis in die Meisterklasse:
 Der SERC hat seit den 1960er-Jahren etliche erfolgreiche Eiskunstläuferinnen
 hervorgebracht / Birgit Heinig 286

16. Kapitel / Gastlichkeit

Das gastliche „Haus am Fluss“ – Die „Wirtschaft zum Schlachthof“ in prachtvollem
 Jugendstilgebäude an der Brigach in Villingen vereint Tradition und Moderne zu
 stilvollem Ambiente / Marga Schubert 292

Caritas eröffnet den Föhrenhof. Dank Inklusion: Sieben Menschen mit Behinderungen
 haben einen Arbeitsplatz gefunden – Regionale Küche in bester Qualität wird geboten
 / Wolfgang Trenkle 297

Heimelige, urige Gastlichkeit – Das traditionsreiche Gasthaus Krone in Buchenberg
 verdankt die Wiedereröffnung auch der Initiative seiner Stammgäste / Christina Nack 302

17. Kapitel / Musik

33 Jahre Cock's Combo – Die Villingener Kultband hat immer um Weihnachten herum stets
 nur einen Auftritt im Jahr / Christina Nack 308

Anhang

Almanach-Magazin 311

Arbeitslosigkeit in Prozentzahlen 314

Orden und Ehrenzeichen 314

Bevölkerungsentwicklung im Schwarzwald-Baar-Kreis 315

Bildnachweis 316

Die Autoren und Fotografen unserer Beiträge 317

Inhaltsverzeichnis 318



Am Klosterweiher in St. Georgen

FOTOGAFIERT VON WILFRIED DOLD